
3 1761 08821337 6

# F. M. Dostojewski

## Sämtliche Romane und Novellen

Einundzwanzigster Band

# Werdejahre

*

Ein Roman in drei Teilen

von

F. M. Dostojewski

*

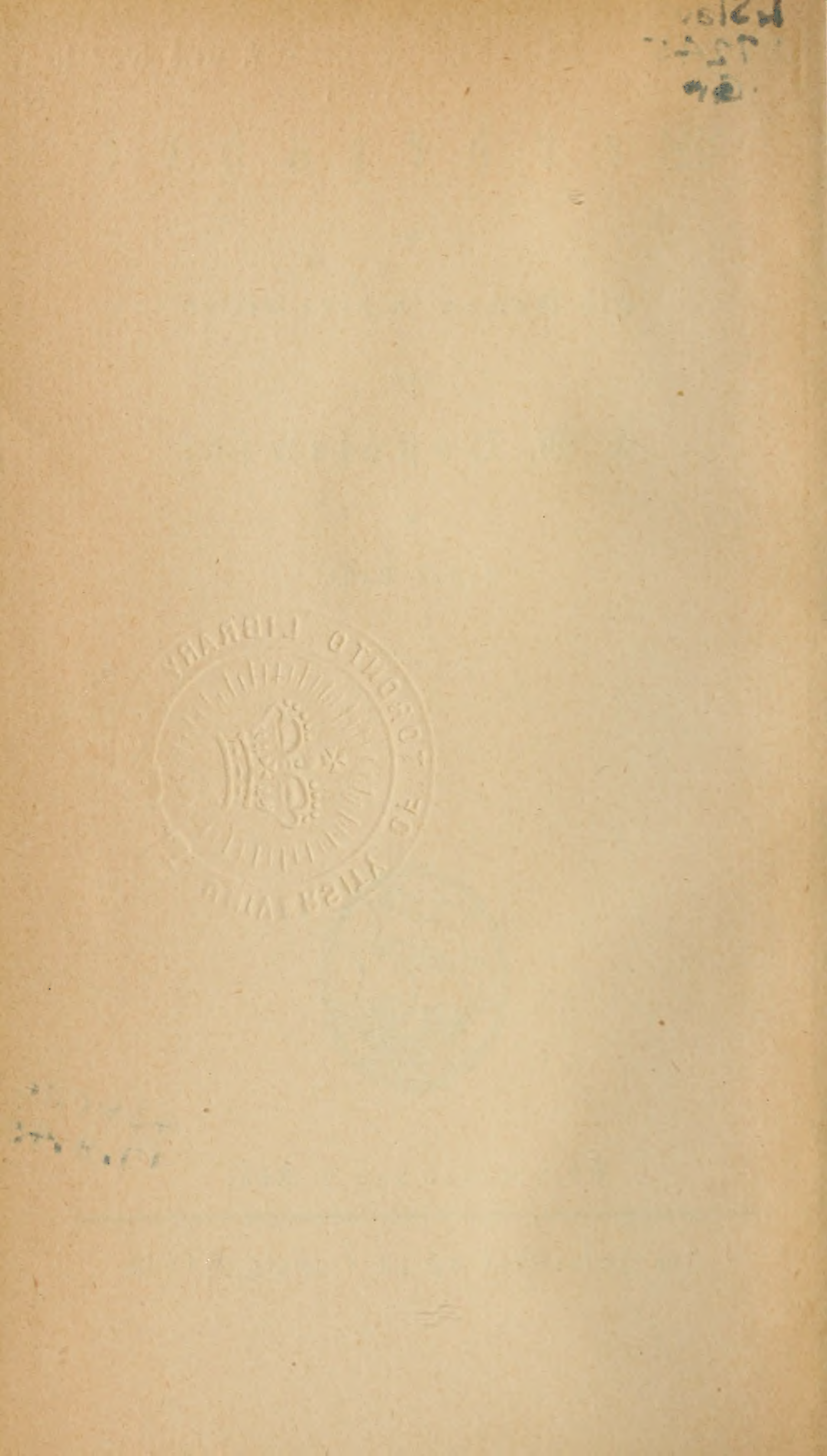
Erster Band





Übertragen von H. Röhl

Im Insel-Verlag zu Leipzig / 1922



# Erster Teil

# Erstes Kapitel

## I

Ich habe dem Drange nicht widerstehen können, mich hinzusetzen und diese Geschichte meiner ersten Schritte auf der Lebensbahn aufzuzeichnen, obwohl es eigentlich nicht nötig wäre . . . Aber eines weiß ich ganz genau: um meine ganze Lebensgeschichte zu schreiben, werde ich mich niemals hinsetzen, und wenn ich hundert Jahre alt werden sollte. Man muß doch gar zu sehr in sich selbst verliebt sein, um von sich selbst zu schreiben, ohne sich zu schämen. Ich entschuldige mich nur damit, daß ich nicht in der Absicht schreibe, in der es alle anderen tun, nämlich um vom Leser gelobt zu werden. Wenn ich mich plötzlich dazu entschlossen habe, alles, was mir im letzten Jahre begegnet ist, eingehend niederzuschreiben, so habe ich es infolge eines inneren Bedürfnisses getan: einen so starken Eindruck hat alles Geschehene auf mich gemacht. Ich werde nur die Ereignisse verzeichnen und alles fremde Beiwerk, namentlich schriftstellerische Finessen, möglichst vermeiden; so ein Schriftsteller schreibt dreißig Jahre lang und weiß zuletzt gar nicht, wozu er eigentlich so lange geschrieben hat. Ich aber bin kein Schriftsteller und will kein Schriftsteller sein, und ich würde es für eine Unschicklichkeit und für eine Gemeinheit halten, wenn ich das Innerste meiner Seele und meine besten Empfindungen auf den Büchermarkt schleppte. Zu meinem Verdrusse ahnt mir aber, daß es doch wohl nicht ganz ohne Schilderung von Empfindungen und ohne Reflexionen (vielleicht sogar von trivialer Art) abgehen wird: so sittenverderbend wirkt auf den Menschen eine jede schriftstellerische Tätigkeit, auch wenn er sie nur um seiner selbst willen ausübt. Die Reflexionen aber werden vielleicht

sogar einen sehr trivialen Eindruck machen, weil das, was man selbst für wertvoll hält, in den Augen eines Fremden leicht wertlos erscheint. Aber lassen wir das alles abgetan sein! Nun habe ich doch eine Vorrede geschrieben; weiter soll aber nichts mehr in diesem Genre vorkommen. Zur Sache also, obgleich nichts schwieriger ist als zur Sache zu kommen – vielleicht auf allen Gebieten.

## II

Ich fange an, das heißt, ich möchte meine Aufzeichnungen mit dem 19. September vorigen Jahres beginnen, also gerade mit dem Tage meiner ersten Begegnung mit ...

Aber wenn ich so gerade damit herauskäme, wem ich begegnete, ehe noch jemand irgend etwas weiß, so würde das abgeschmackt sein; ich glaube sogar, daß diese meine ganze Redeweise abgeschmackt ist: obwohl ich mir fest vorgenommen habe, nicht nach schriftstellerischen Finessen zu trachten, bin ich doch von der ersten Zeile an in dieses Fahrwasser hineingeraten. Außerdem ist, wie es scheint, zum vernünftig schreiben der bloße Wunsch, es zu tun, noch nicht ausreichend. Ich bemerke ferner, daß es sich wohl in keiner europäischen Sprache so schwer schreibt wie im Russischen. Ich habe das, was ich hier soeben niedergeschrieben habe, jetzt noch einmal durchgelesen und finde, daß ich weit klüger bin, als ich in dem Geschriebenen erscheine. Woher kommt es, daß bei einem klugen Menschen das, was er sagt, weit dümmer ist als das, was unausgesprochen in ihm zurückbleibt? Ich habe das während dieses ganzen verhängnisvollen letzten Jahres an mir auch beim mündlichen Verkehr mit anderen zu wiederholten Malen bemerkt und mich sehr darüber geärgert.

Obgleich ich mit dem 19. September beginnen will,

möchte ich doch erst ein paar Worte darüber hersetzen, wer ich bin, wo ich vorher gelebt hatte, und wie es somit an jenem Vormittage des 19. September in meinem Kopfe teilweise aussah, damit die nachfolgenden Ereignisse dem Leser und vielleicht auch mir selbst verständlicher seien.

## III

Ich habe das Gymnasium durchgemacht und stehe jetzt im einundzwanzigsten Lebensjahre. Mein Familienname ist Dolgoruki, und mein Vater vor dem Gesetze ist Makar Iwanowitsch Dolgoruki, ein ehemaliger Leibeigener der Familie Wersilow. Auf diese Weise bin ich in legitimer Ehe geboren, obwohl ich ein entschieden illegitimer Sohn bin und meine Herkunft nicht dem geringsten Zweifel unterliegt. Das ging folgendermaßen zu.

Vor zweiundzwanzig Jahren besuchte der Gutsbesitzer Wersilow, der nachher mein Vater wurde und damals im Alter von fünfundzwanzig Jahren stand, sein Gut im Gouvernement Tula. Ich vermute, daß er zu jener Zeit noch sehr charakterlos war. Es ist merkwürdig, daß dieser Mann, der seit meiner frühesten Kindheit einen solchen Eindruck auf mich gemacht und einen so gewaltigen Einfluß auf meine ganze seelische Entwickelung ausgeübt hat und vielleicht durch seine Persönlichkeit noch auf lange Zeit hinaus für meine Zukunft bestimmend gewesen ist, daß dieser Mann auch jetzt noch in sehr vieler Hinsicht für mich ein vollständiges Rätsel geblieben ist. Aber mehr davon später! Das läßt sich nicht so von vornherein erzählen. Von diesem Manne werde ich ohnehin in meinem Hefte fortwährend zu reden haben.

Er war damals, das heißt im Alter von fünfundzwanzig Jahren, gerade Witwer geworden. Er war mit einer Frau

verheiratet gewesen, die zwar den höchsten Gesellschaftskreisen angehörte, aber nicht sehr reich war, einer geborenen Fanariotowa, und hatte von ihr einen Sohn und eine Tochter. Meine Nachrichten über diese so früh von ihm gegangene Gattin sind nur sehr unvollständig und in meinem Material nicht ohne weiteres zu finden, und auch vieles von Wersilows eigenen privaten Lebensverhältnissen ist mir unbekannt geblieben, so stolz, hochmütig, verschlossen und geringschätzig benahm er sich fast immer gegen mich, obgleich er mich zuzeiten durch sein sozusagen demütiges Wesen mir gegenüber in Erstaunen versetzte. Ich erwähne jedoch zur Charakterisierung im voraus, daß er im Laufe seines Lebens drei Vermögen durchgebracht hat und sogar sehr beträchtliche, im ganzen vierhunderttausend Rubel und vielleicht noch mehr. Jetzt besitzt er natürlich nicht eine Kopeke.

Er kam damals „Gott weiß warum" auf sein Gut, wenigstens drückte er sich mir gegenüber in der Folgezeit so aus. Seine kleinen Kinder hatte er, wie das so seine Gewohnheit war, nicht bei sich; diese waren bei Verwandten geblieben. So behandelte er seine Kinder sein ganzes Leben lang, sowohl die legitimen als auch die illegitimen. Das Gesinde auf diesem Gute war sehr zahlreich; darunter befand sich auch der Gärtner Makar Iwanowitsch Dolgoruki. Ich bemerke hier in Parenthese, um es ein für allemal abzutun: selten hat sich wohl jemand über seinen Familiennamen so geärgert, wie ich es mein ganzes Leben lang getan habe. Das war natürlich dumm von mir; aber ich tat es doch. Jedesmal, wenn ich in eine Schule eintrat oder mit Leuten zusammenkam, denen zu antworten ich nach meinem Lebensalter verpflichtet war, wiederholte sich dasselbe: jeder Lehrer, jeder Erzieher, jeder

Inspektor, jeder Pope, jeder, den man sich nur denken kann, fand, nachdem er nach meinem Familiennamen gefragt und gehört hatte, daß ich Dolgoruki hieß, für nötig hinzuzufügen:

„Fürst Dolgoruki?" *)

Und jedesmal mußte ich all diesen müßigen Fragern antworten:

„Nein, bloß Dolgoruki."

Dieses „bloß Dolgoruki" brachte mich schließlich beinahe um den Verstand. Ich bemerke dabei als Kuriosität, daß ich mich an keine einzige Ausnahme erinnere: alle stellten sie jene Frage. Manchen war die Sache offenbar ganz egal, und ich weiß auch in der Tat nicht, was für ein Interesse jemand daran haben konnte. Aber alle fragten sie so, alle ohne Ausnahme. Und wenn der Frager dann gehört hatte, daß ich „bloß Dolgoruki" sei, so maß er mich gewöhnlich mit einem stumpfen, gleichgültigen Blick, welcher bekundete, daß er selbst nicht wußte, warum er gefragt hatte, und ging von mir weg. Am beleidigendsten waren derartige Fragen von seiten der Schulkameraden. Denn wie geht es dabei her, wenn ein Schüler einen Neuen befragt? Der ängstliche, verlegene Neue ist am ersten Tage seines Eintritts in die Schule, was für eine es auch sein mag, das allgemeine Opfer: man befiehlt ihm dies und jenes, hänselt ihn und behandelt ihn wie einen Bedienten. Da stellt sich so ein gesunder, wohlgenährter Bengel gerade vor sein Opfer hin und mustert dieses eine Weile mit strengem, hochmütigem Blicke. Der Neue steht schweigend vor ihm da, sieht ihn, wenn er nicht feige ist, von der Seite an und wartet, was da kommen wird.

*) Weil dieser Name einem jeden als der eines alten Fürstengeschlechtes geläufig ist. Anmerkung des Übersetzers.

„Wie heißt du mit dem Familiennamen?“

„Dolgoruki.“

„Fürst Dolgoruki?“

„Nein, bloß Dolgoruki.“

„Soso! Bloß Dolgoruki! Du Schafskopf!“

Und er hat recht: es kann nichts Dümmeres geben, als Dolgoruki zu heißen, ohne Fürst zu sein. Diese Dummheit schleppe ich ohne meine Schuld mit mir herum. In späterer Zeit, als ich schon anfing mich sehr darüber zu ärgern, gab ich auf die Frage: „Bist du Fürst?“ immer zur Antwort: „Nein, ich bin der Sohn eines Gutsknechtes, eines ehemaligen Leibeigenen.“

Und später, als meine Wut schon den höchsten Grad erreicht hatte, antwortete ich auf die Frage: „Sind Sie Fürst?“ in festem Tone: „Nein, ich heiße bloß Dolgoruki und bin der illegitime Sohn meines ehemaligen Gutsherrn, des Herrn Wersilow.“

Ich hatte mir diese Antwort schon in der sechsten Klasse*) des Gymnasiums ausgedacht, und obwohl ich bald zu der zweifellosen Überzeugung gelangte, daß sie dumm war, hörte ich doch nicht so bald damit auf. Ich erinnere mich, daß ein Lehrer (übrigens war er der einzige) fand, ich sei „von rachsüchtigen, freiheitlichen Ideen erfüllt“. Im allgemeinen aber wurde diese schroffe Antwort mit einer für mich beleidigenden Schweigsamkeit aufgenommen. Schließlich sagte ein mit einer besonders scharfen Zunge begabter Mitschüler, mit dem ich etwa nur einmal im Jahre ein Gespräch führte, zu mir mit erregter Miene, aber indem er ein wenig zur Seite blickte:

„Solche Gefühle machen Ihnen natürlich Ehre, und Sie

*) Die Klassen werden von unten gezählt. Anm. des Übersetzers.

haben ohne Zweifel allen Grund, darauf stolz zu sein; aber an Ihrer Stelle würde ich mich doch meiner illegitimen Herkunft nicht zu sehr rühmen ... aber Sie setzen ja ein Gesicht auf, als ob Sie Ihren Namenstag feierten!"

Seitdem prahlte ich nicht mehr damit, daß ich von illegitimer Herkunft war.

Ich wiederhole: es ist sehr schwer, russisch zu schreiben: da habe ich nun ganze drei Seiten darüber vollgeschrieben, wie ich mich lebenslänglich über meinen Familiennamen geärgert habe, und dabei ist der Leser sicherlich schon zu der Schlußfolgerung gelangt, ich sei eben darüber ärgerlich, daß ich kein Fürst, sondern bloß Dolgoruki sei. Mich darüber noch einmal zu äußern und mich zu rechtfertigen würde unter meiner Würde sein.

## IV

Unter diesem zahlreichen Gutsgesinde also war auch ein Mädchen, und dieses war eben erst achtzehn Jahre alt, als der fünfzigjährige Makar Dolgoruki auf einmal die Absicht aussprach, es zu heiraten. Ehen des Gutsgesindes wurden zur Zeit der Leibeigenschaft bekanntlich nur mit Erlaubnis der Herrschaft geschlossen und manchmal geradezu auf Anordnung derselben. In der Nähe des Gutes wohnte damals die Tante; das heißt, sie war nicht meine Tante, sondern selbst Gutsbesitzerin; aber, ich weiß nicht warum, alle nannten sie lebenslänglich die Tante, ganz allgemein die Tante, und so wurde sie auch in der Familie Wersilow genannt, mit der sie in Wirklichkeit kaum verwandt war. Es war dies Tatjana Pawlowna Prutkowa. Damals besaß sie noch selbst in demselben Gouvernement und in demselben Kreise fünfunddreißig Seelen. Sie verwaltete nicht eigentlich das etwa fünfhundert Seelen umfassende Gut

Wersilows, sondern führte nur als Nachbarin die Aufsicht, und diese Aufsicht war, wie ich gehört habe, nicht schlechter als die eines gelernten Verwalters. Übrigens gehen mich ihre geschäftlichen Kenntnisse hier nichts an: ich will nur hinzufügen (und ich weise dabei jeden Gedanken an Schmeichelei und Gunstbuhlerei zurück), daß diese Tatjana Pawlowna ein edeldenkendes und sogar ein originelles Wesen war.

Und gerade sie war den Heiratsabsichten des finsteren Makar Dolgoruki (denn er soll damals ein finsteres Wesen gehabt haben) nicht nur nicht entgegen, sondern redete ihm vielmehr dabei aus irgendwelchem Grunde noch außerordentlich zu. Sofja Andrejewna, die achtzehnjährige Gutsmagd, also meine Mutter, war schon seit einigen Jahren elternlos. Ihr verstorbener Vater, ebenfalls Gutsknecht, welcher Makar Dolgoruki sehr hochschätzte und ihm irgendwie zu Dank verpflichtet war, hatte, wie man erzählte, sechs Jahre vorher auf seinem Totenbette, eine Viertelstunde vor seinem letzten Atemzuge, so daß man es nötigenfalls als Irrereden hätte auffassen können, wenn er nicht ohnedies als Leibeigener rechtsunfähig gewesen wäre, Makar Dolgoruki zu sich rufen lassen und vor dem ganzen Gesinde und in Gegenwart des Geistlichen, indem er auf seine Tochter wies, laut und in eindringlichem Tone zu ihm gesagt: „Zieh sie auf und heirate sie!" Das hatten alle gehört. Was Makar Iwanowitsch anlangt, so weiß ich nicht, in welcher Gesinnung er sie später heiratete, das heißt, ob mit großem Vergnügen oder nur, um damit eine Pflicht zu erfüllen. Das Wahrscheinlichste ist, daß er den Eindruck völliger Gleichgültigkeit machte. Er war ein Mensch, der es schon damals verstand, sich von den übrigen abzuheben. Nicht, daß er sich durch große Bibelkenntnis

oder besondere Geschicklichkeit im Lesen und Schreiben ausgezeichnet hätte (obgleich er die ganze Ordnung des Gottesdienstes auswendig wußte und namentlich mit den Lebensbeschreibungen mehrerer Heiligen Bescheid wußte, allerdings wesentlich vom Hören her); auch nicht, daß er so eine Art von Klugschwätzer unter dem Gesinde gewesen wäre, sondern er legte einfach eine große Hartnäckigkeit, manchmal sogar einen gewissen Wagemut an den Tag, redete mit starkem Selbstbewußtsein, nahm sein Urteil nie zurück und führte schließlich „einen achtungsvollen Lebenswandel", wie er sich selbst wunderlicherweise ausdrückte. Von der Art war damals sein Wesen. Allerdings hatte er sich die allgemeine Achtung erworben; aber doch konnte ihn, wie gesagt wird, niemand leiden. Das änderte sich, als er von dem Gesinde weggegangen war; nun erinnerte man sich seiner wie eines Heiligen, der viel zu leiden gehabt habe. Das ist mir zuverlässig bekannt.

Was den Charakter meiner Mutter anlangt, so hatte Tatjana Pawlowna sie bis zu ihrem achtzehnten Lebensjahre bei sich behalten (trotz der dringenden Ratschläge des Verwalters, sie nach Moskau in die Lehre zu geben) und ihr eine gewisse Bildung zukommen lassen, das heißt, sie im Nähen, im Zuschneiden, in anständigem, mädchenhaftem Benehmen und sogar ein wenig im Lesen unterwiesen. Zu schreiben hat meine Mutter niemals leidlich verstanden. In ihren Augen war diese Ehe mit Makar Iwanowitsch eine schon längst abgemachte Sache, und sie fand, daß alles, was damals mit ihr vorging, sehr gut und vortrefflich sei; zum Traualtar ging sie mit der ruhigsten Miene, die man in solchen Fällen überhaupt nur haben kann, so daß Tatjana Pawlowna selbst sie damals einen Fisch nannte. Alles dies über den damaligen Charakter meiner Mutter habe ich von

Tatjana Pawlowna selbst gehört. Wersilow kam auf das Gut gerade ein halbes Jahr nach dieser Eheschließung.

V

Ich will nur sagen, daß ich niemals habe in Erfahrung bringen oder in befriedigender Weise kombinieren können, wie eigentlich das Verhältnis zwischen ihm und meiner Mutter begonnen hat. Ich bin durchaus bereit zu glauben, was er mir im vorigen Jahre versichert hat, und zwar unter starkem Erröten, obwohl er über alle diese Dinge mit der ungezwungenen Miene des „geistig hochstehenden" Mannes sprach: daß eine Liebschaft überhaupt nicht stattgefunden habe und alles sich „einfach so" gemacht habe. Ich glaube, daß es sich einfach so gemacht hat, und der russische Ausdruck „einfach so" ist ein allerliebster Ausdruck; aber dennoch hätte ich immer gern gewußt, aus welchen Anfängen sich dieses Verhältnis der beiden hat herausbilden können. Ich selbst habe alle diese Gemeinheiten bisher gehaßt und werde sie lebenslänglich hassen. Das Motiv meiner Wißbegierde ist in der Tat durchaus nicht etwa schamlose Neugier. Ich bemerke noch, daß ich meine Mutter bis zum vorigen Jahre fast gar nicht gekannt habe; ich wurde zu Wersilows größerer Bequemlichkeit (wovon ich übrigens später noch sprechen werde) schon in meiner frühen Kindheit zu fremden Leuten gegeben, und daher kann ich mir gar keine Vorstellung machen, wie sie damals ausgesehen haben mag. Wenn sie nun gar nicht so besonders schön gewesen ist, wodurch konnte sich dann ein solcher Mensch, wie es Wersilow damals war, zu ihr hingezogen fühlen? Diese Frage ist für mich insofern von Wichtigkeit, als sich dieser Mensch dabei von einer sehr interessanten Seite präsentiert. Deswegen also werfe ich diese Frage auf, und

nicht aus moralischer Verderbtheit. Er selbst, dieser finstere, verschlossene Mensch, sagte mir einmal mit jener liebenswürdigen Treuherzigkeit, die er, sobald er es für nötig hielt, Gott weiß woher nahm (es war, als wenn er sie aus der Tasche zöge), er selbst hat mir gesagt, er sei damals noch ein „sehr dummer junger Hund" gewesen, und zwar nicht eigentlich mit sentimentalem Einschlag, sondern „einfach so"; er habe damals eben erst Anton Goremyka und Polinka Sachs*) gelesen gehabt, zwei Literaturprodukte, die auf die damals heranwachsende Generation eine außerordentliche erzieherische Wirkung ausgeübt hätten. Er fügte hinzu, er sei vielleicht gerade infolge der Lektüre des Anton Goremyka damals auf sein Gut gefahren, und sagte das in allem Ernste. In welcher Art mochte dieser „dumme junge Hund" mit meiner Mutter angeknüpft haben? Ich habe mir soeben lebhaft vorgestellt, daß, wenn ich auch nur einen einzigen Leser haben sollte, dieser gewiß über mich lacht als über einen ganz komischen jungen Menschen, der sich seine dumme Unschuld bewahrt hat und sich auf Reflexionen und Urteile über Dinge einläßt, von denen er nichts versteht. Ja, ich verstehe in der Tat noch nichts von diesen Dingen, bekenne das aber ganz und gar nicht mit einem Gefühle des Stolzes, da ich weiß, wie dumm sich eine solche Unerfahrenheit bei einem zwanzigjährigen Schlaps ausnimmt. Nur möchte ich diesem Herrn Leser sagen, daß er selbst nichts versteht und ich ihm das beweisen kann. Allerdings weiß ich nichts von den Weibern und will auch nichts von ihnen wissen, weil ich sie zeit meines Lebens verachten werde und mir das fest vorgenommen habe. Aber ich weiß

*) Zwei Romane, der erste von Grigorowitsch, der zweite von Druschinin, welche von dem Verhältnis der Gutsherrschaft zu den Leibeigenen handeln. Anmerkung des Übersetzers.

doch sicher, daß manche Frau den Mann durch ihre Schönheit oder durch sonst etwas in einem Augenblick bezaubert, während man eine andere ein halbes Jahr lang studieren muß, ehe man erkennt, was an ihr ist, und daß, um eine solche Frau zu durchschauen und liebzugewinnen, es nicht ausreicht, sehen zu können und einfach zu allem bereit zu sein, sondern man außerdem auch noch einer besonderen Begabung bedarf. Davon bin ich überzeugt, trotzdem ich nichts weiß, und wenn das Gegenteil der Fall wäre, so müßte man alle Frauen mit einemmal auf die Stufe gewöhnlicher Haustiere hinabdrücken und sie nur in dieser Stellung bei sich halten; vielleicht würden das viele sehr gern tun.

Ich weiß durch Mitteilungen von verschiedenen Seiten her positiv, daß meine Mutter keine Schönheit war, obgleich ich ein damals angefertigtes Porträt von ihr, das irgendwo existiert, nicht gesehen habe. Sich auf den ersten Blick in sie zu verlieben, war also nicht möglich. Zum Zwecke eines bloßen Amüsements konnte sich Wersilow eine andere aussuchen, und eine solche war da, noch dazu eine unverheiratete, nämlich das Stubenmädchen Anfisa Konstantinowna Saposchkowa. Ein Mensch aber, der mit dem Anton Goremyka im Kopfe auf sein Gut kam, und der dann auf Grund seines Rechtes als Gutsherr die Heiligkeit der Ehe auch nur eines seiner Leibeigenen verletzt hätte, der hätte sich doch stark vor sich selbst schämen müssen; denn ich wiederhole es: von diesem Anton Goremyka hat er erst noch vor einigen Monaten, also zwanzig Jahre nach jenen Ereignissen, in durchaus ernstem Tone gesprochen. Und diesem Anton war ja nur ein Pferd weggenommen worden, hier aber wurde einem die Ehefrau weggenommen! Es muß also etwas Besonderes stattgefunden haben, infolgedessen

denn auch Mademoiselle Saposchkowa das Spiel verlor (meiner Ansicht nach war es für sie ein Gewinn). Ich habe ihm im vorigen Jahre mit all diesen Fragen ein paarmal zugesetzt, sobald es möglich war, mit ihm ein Gespräch zu führen (denn das war nicht immer möglich), und habe bemerkt, daß er trotz seiner weltmännischen Anschauungsweise und des Abstandes von zwanzig Jahren doch um eine Antwort herumzukommen suchte. Aber ich ließ nicht locker, und wenigstens murmelte er einmal mit jener Miene vornehmer Geringschätzung, die er sich oft mir gegenüber erlaubte, einen sonderbaren Gedanken vor sich hin: meine Mutter sei eine jener Schutzlosen gewesen, die man nicht sowohl liebgewinne (im Gegenteil, durchaus nicht), sondern gewissermaßen bedaure; ob wegen ihrer Demut oder weshalb sonst, das wisse nie jemand; aber dieses Bedauern halte länger an, und man fühle sich dadurch gebunden ... „Mit einem Worte, mein Lieber, die Sache gestaltet sich manchmal so, daß man nicht wieder loskommt.“ Das hat er zu mir gesagt, und wenn es tatsächlich so zugegangen ist, so kann ich nicht glauben, daß er damals ein so dummer junger Hund gewesen ist, wie er zu jener Zeit gewesen zu sein angibt. Das mußte ich doch aussprechen.

Übrigens versicherte er mir bei demselben Gespräche, meine Mutter habe ihn aus „Unterwürfigkeit“ geliebt; es fehlte nur noch, daß er behauptete, sie habe es gemäß ihrer Pflicht als Leibeigene getan! Er hat gelogen, um der Sache ein schönes Mäntelchen umzuhängen, gelogen gegen sein Gewissen und gegen Ehre und Anstand!

Alles dies habe ich natürlich zum Lobe meiner Mutter gesagt, habe aber doch bereits erklärt, daß ich von ihrem damaligen Wesen gar keine Kenntnis habe. Wohl aber kenne ich die in ihrer Umgebung herrschenden strengen An-

schauungen, in denen sie von klein auf heranwuchs und dann ihr ganzes Leben über verharrte. Und trotzdem geschah das Unglück. Bei dieser Gelegenheit muß ich mich rektifizieren: ich bin in die Wolken hinaufgeflogen und habe vergessen, eine Tatsache zu berichten, die ich vielmehr hätte ganz an die Spitze stellen sollen: nämlich die Sache begann bei ihnen geradezu mit dem Unglück. (Ich hoffe, der Leser wird sich nicht so anstellen, als verstände er nicht sogleich, wovon ich rede.) Kurz, es begann bei ihnen ganz in gutsherrlicher Manier, obwohl Mademoiselle Saposchkowa übergangen war. Aber hier will ich mich verteidigen und von vornherein bemerken, daß ich mir ganz und gar nicht widerspreche. Denn wovon in aller Welt konnte damals ein solcher Mensch wie Wersilow mit einer solchen Person wie meine Mutter reden, sogar im Falle einer unbändigen Liebe? Liederliche Menschen haben mir gesagt, daß der Mann, wenn er mit einer Frau zusammenkommt, sehr oft völlig stillschweigend beginnt, was natürlich der Gipfel der Ungeheuerlichkeit und Ekelhaftigkeit ist; dennoch hätte Wersilow, auch wenn er es gewollt hätte, mit meiner Mutter wohl nicht anders anfangen können. Konnte er etwa damit beginnen, ihr Polinka Sachs zu erklären? Und überdies wird der Sinn der beiden wohl gar nicht auf die russische Literatur gerichtet gewesen sein; vielmehr haben sie nach seiner eigenen Mitteilung (er redete einmal etwas offener) sich in den Winkeln versteckt, einander auf den Treppen erwartet und sind wie Bälle mit roten Gesichtern auseinandergefahren, wenn jemand vorbeikam, und der „despotische Gutsbesitzer" hat vor der niedrigsten Scheuermagd gezittert, trotz all seiner Rechte den Leibeigenen gegenüber. Aber wenn das Verhältnis auch in der bei Gutsherren üblichen Art begonnen hatte, so gestaltete es sich doch nachher ganz anders, und es läßt sich

dafür im Grunde keine Erklärung geben. Es wird einem sogar immer dunkler, je mehr man darüber nachdenkt. Schon allein die zeitliche Ausdehnung, die die Liebe der beiden gewonnen hat, bildet ein Rätsel; denn die erste Voraussetzung bei solchen Menschen wie Wersilow ist doch die, daß sie das betreffende Weib sofort wieder verlassen können, sobald das Ziel erreicht ist. Aber hier kam es anders. Mit einer hübschen, leichtfertigen Gutsmagd zu sündigen (aber meine Mutter war nicht leichtfertig), das war für einen liederlichen „jungen Hund" (und sie waren alle liederlich, alle ohne Ausnahme, sowohl die Fortschrittler als auch die Reaktionäre) nicht nur etwas Erlaubtes, sondern geradezu ein Ding der Notwendigkeit, besonders in Anbetracht seiner romantischen Stellung als junger Witwer und seines müßiggängerischen Lebens. Aber sich für das ganze Leben zu verlieben, das war denn doch ein starkes Stück. Daß er sie wirklich so lange geliebt hat, will ich nicht verbürgen; aber daß er sie sein ganzes Leben lang mit sich herumschleppte, ist sicher.

Ich habe zwar nach vielem gefragt, aber ich muß bemerken, daß ich eine Frage, die wichtigste, nicht gewagt habe meiner Mutter geradezu vorzulegen, trotzdem ich ihr im vorigen Jahre so nahe getreten bin und überdies als plumper, undankbarer junger Hund, in der Meinung, meine Eltern hätten mir gegenüber eine Schuld auf sich geladen, mit ihr nicht die geringsten Umstände machte. Die Frage war folgende: wie hatte sie, die schon ein halbes Jahr lang verheiratet war und noch ganz im Banne der Vorstellungen von der Heiligkeit der Ehe stand, sie, die ihren Makar Iwanowitsch wie einen Gott verehrte, wie hatte sie in Zeit von vierzehn Tagen sich bis zu einer solchen Sünde versteigen können? Meine Mutter war ja doch kein liederliches Frauenzimmer! Vielmehr will ich jetzt gleich voraus-

schicken, daß man sich eine reinere Seele, als sie auch nachher lebenslänglich gewesen ist, nur schwer vorstellen kann. Erklären kann man sich ihr Verhalten vielleicht damit, daß sie ohne Besinnung gehandelt hat, das heißt, nicht in dem Sinne, wie es heutzutage die Advokaten von ihren Mördern und Dieben behaupten, sondern unter der Einwirkung eines starken Gefühles, das bei einer gewissen Herzenseinfalt des Opfers in verhängnisvoller, tragischer Weise zur Herrschaft gelangt. Wie kann man es wissen; vielleicht hat sie sich sterblich verliebt in die Fasson seines Rockes, in seinen Pariser Scheitel, in seine französische Aussprache, obwohl sie von dieser Sprache keine Silbe verstand, in ein Lied, das er zum Klavier sang, in irgendetwas, was sie noch nie gesehen und gehört hatte (und er hatte ein sehr schönes Äußeres), und sich dann gleichzeitig bis zur Bewußtlosigkeit in den ganzen Menschen verliebt mitsamt der Rockfasson und den Liedern. Ich habe mir sagen lassen, daß das mit den Gutsmädchen zur Zeit der Leibeigenschaft manchmal vorgekommen ist, und gerade mit den anständigsten. Ich habe dafür Verständnis, und ein Schuft ist, wer das einzig aus der Leibeigenschaft und der „Unterwürfigkeit" erklären will! Also ist es doch möglich, daß dieser junge Mensch genug Verführerisches an sich hatte, um ein bis dahin so reines Wesen, und vor allen Dingen ein Wesen, das so ganz anders geartet war als er und aus einer ganz anderen Welt stammte, zu bezaubern und ins offene Verderben zu reißen. Denn daß sie ins Verderben gerissen war, das hat meine Mutter, wie ich hoffe, ihr Lebelang eingesehen; nur als sie den verhängnisvollen Schritt tat, wird sie gar nicht an das Verderben gedacht haben; aber so geht es immer mit diesen „Schutzlosen": sie wissen, daß es ihr Verderben ist, und springen doch hinein.

Nachdem die beiden ihre Sünde begangen hatten, beichteten sie sie sogleich. Er hat mir in geistvoller Art erzählt, daß er an Makar Iwanowitschs Schulter geschluchzt habe, den er expreß aus diesem Anlaß zu sich auf sein Zimmer habe kommen lassen; und sie – sie lag in diesem Augenblicke halb bewußtlos in ihrer geringen Behausung...

## VI

Aber genug von solchen Fragen und häßlichen Einzelheiten! Nachdem Wersilow meine Mutter von Makar Iwanowitsch losgekauft hatte, fuhr er alsbald weg und schleppte sie seitdem, wie ich schon oben geschrieben habe, beinahe überall mit sich herum, mit Ausnahme der Fälle, wo er sich für längere Zeit entfernte; dann überließ er sie größtenteils der Obhut der Tante, das heißt der oben erwähnten Tatjana Pawlowna Prutkowa, die sich in solchen Fällen immer einstellte. So wohnten die beiden zusammen in Moskau, auf verschiedenen anderen Gütern und in verschiedenen anderen Städten, sogar im Auslande und zuletzt in Petersburg. Von alledem will ich noch später reden, oder es ist auch nicht der Mühe wert. Ich will nur sagen, daß ich ein Jahr nach der Trennung von Makar Iwanowitsch zur Welt kam, noch ein Jahr später meine Schwester, und wieder zehn oder elf Jahre später ein kränklicher Knabe, mein jüngster Bruder, der nach einigen Monaten starb. Die bei der Geburt dieses Kindes ausgestandenen Qualen machten der Schönheit meiner Mutter ein Ende; so ist mir wenigstens erzählt worden. Sie begann schnell zu altern und zu kränkeln.

Aber die Beziehungen zu Makar Iwanowitsch wurden doch nicht abgebrochen. Wo Wersilow und meine Mutter sich auch befanden, mochten sie nun ein paar Jahre lang

an einem Orte wohnen oder umherreisen, Makar Iwanowitsch ließ unter allen Umständen „der Familie“ Nachricht von sich zugehen. Es bildete sich ein ganz sonderbares Verhältnis heraus, das zum Teil einen ganz feierlich-ernsten Charakter hatte. Im gesellschaftlichen Leben hätte ein solches Verhältnis zweifellos einen komischen Beiklang gehabt, das weiß ich recht wohl; aber hier war das nicht der Fall. Briefe schickte er zweimal im Jahre, nicht öfter und nicht seltener, und diese Briefe waren sich untereinander außerordentlich ähnlich. Ich habe sie gesehen; sie enthalten sehr wenig Persönliches, sondern nach Möglichkeit nur feierliche Benachrichtigungen über ganz universelle Ereignisse und feierliche Bekundungen ganz universeller Empfindungen, wenn man sich so von Empfindungen ausdrücken kann: Benachrichtigungen in erster Linie von seinem Gesundheitszustande, dann Erkundigungen nach dem Gesundheitszustande der Empfänger, darauf gute Wünsche, feierliche Empfehlungen und Segenssprüche – das war alles. Gerade diese Allgemeinheit und Unpersönlichkeit des Inhalts scheint von den Angehörigen dieser Gesellschaftsschicht für den verständigsten Ton und für die feinste Verkehrsform gehalten zu werden. „Unserer liebwerten und verehrten Gattin Sofja Andrejewna sende ich unsere ergebenste Empfehlung“ ... „Unseren liebenswürdigen Kindern sende ich unsern ewig unzerstörbaren väterlichen Segen.“ Die Kinder wurden sämtlich mit Namen aufgezählt, in der Reihe, wie sie hinzugekommen waren; auch ich war dabei. Ich füge noch die Bemerkung hinzu, daß Makar Iwanowitsch denn doch so klug war, „Seine Hochgeboren den hochverehrten Herrn Andrei Petrowitsch“ niemals seinen „Wohltäter“ zu nennen, obwohl er sich ihm unfehlbar in jedem Briefe ganz ergebenst empfahl, ihn um

seine Huld bat und ihm den Segen Gottes wünschte. Die Antwortschreiben an Makar Iwanowitsch wurden jedesmal alsbald von meiner Mutter abgesandt und waren immer in genau derselben Art abgefaßt. Wersilow beteiligte sich an diesem Briefwechsel selbstverständlich nicht. Makar Iwanowitsch schrieb von den verschiedensten Enden Rußlands her, aus Städten und Klöstern, in denen er manchmal lange Aufenthalt nahm. Er war ein sogenannter ewiger Pilger geworden. Niemals bat er um etwas; dafür erschien er mit Sicherheit alle drei Jahre einmal zu Hause zum Besuch und kehrte dann geradeswegs bei meiner Mutter ein, die (es traf sich immer so) eine eigene Wohnung hatte, getrennt von der Wohnung Wersilows. Davon werde ich später noch zu sprechen haben; hier bemerke ich nur noch, daß Makar Iwanowitsch sich nicht etwa im Salon auf den Sofas herumrekelte, sondern sich bescheiden irgendwo in einem Kämmerchen einquartierte. Er blieb nicht lange, sondern nur etwa fünf Tage oder eine Woche.

Ich habe vergessen zu sagen, daß er seinen Familiennamen Dolgoruki außerordentlich liebte und auf ihn den größten Wert legte. Selbstverständlich war das eine lächerliche Dummheit. Das Dümmste dabei war, daß ihm sein Familienname gerade deswegen gefiel, weil es Fürsten Dolgoruki gibt. Eine sonderbare, ganz verdrehte Auffassung!

Wenn ich gesagt habe, die ganze Familie sei immer zusammen gewesen, so habe ich mich selbstverständlich nicht mitgemeint. Ich war gewissermaßen ein Ausgestoßener und war schon sehr bald nach meiner Geburt bei fremden Leuten untergebracht worden. Aber das war nicht in irgendwelcher besonderen Absicht geschehen, sondern hatte sich einfach von selbst so gemacht. Meine Mutter war,

nachdem sie mich zur Welt gebracht hatte, noch jung und schön, und daher brauchte er sie notwendig, und ein kleiner Schreihals wäre in dieser Hinsicht hinderlich gewesen, namentlich auf Reisen. So kam es denn, daß ich bis zu meinem zwanzigsten Lebensjahre meine Mutter fast gar nicht zu sehen bekommen hatte, nur zwei- oder dreimal flüchtig. Schuld daran war nicht etwa Mangel an Gefühl bei meiner Mutter, sondern Wersilows Hochmut anderen Menschen gegenüber.

## VII

Jetzt von etwas ganz anderem.

Einen Monat vorher, das heißt, einen Monat vor dem 19. September, faßte ich in Moskau den Entschluß, mich von all den Meinigen loszusagen und vollständig in meiner Idee aufzugehen. Ich schreibe absichtlich hin: „in meiner Idee aufzugehen", weil dieser Ausdruck meinen Hauptgedanken, das Ziel, um deswillen ich auf der Welt bin, ziemlich vollständig bezeichnet. Was das für eine Idee ist, davon wird später noch sehr viel zu sprechen sein. In der Einsamkeit meines langjährigen, träumerischen Moskauer Lebens hatte sich diese Idee schon in der sechsten Gymnasialklasse in meinem Kopfe gebildet und mich seitdem vielleicht keinen Augenblick verlassen. Sie verschlang mein ganzes Leben. Ich hatte auch vor ihrem Entstehen mich oft Träumereien hingegeben und gleich von meiner Kindheit an in einem Traumreiche von bestimmter Art gelebt; aber sowie diese wichtigste, alles verschlingende Idee in meinem Kopfe aufgetaucht war, hatten meine Träumereien an Kraft gewonnen, eine bestimmte Form angenommen und sich aus törichten zu verständigen entwickelt. Die Schule war den Träumereien nicht hinderlich gewesen

und war nun ebensowenig der Idee hinderlich. Ich füge jedoch hinzu, daß ich im letzten Schuljahr nur ein schlechter Schüler war, während ich bis zur siebenten Klasse immer zu den ersten gehört hatte; es war dies die Folge eben jener Idee, die Folge eines vielleicht unrichtigen Schlusses, den ich aus ihr gezogen hatte. Auf diese Weise war nicht die Schule dem Heranwachsen der Idee hinderlich, sondern die Idee dem Erfolge des Schulbesuches, und in gleicher Weise erwies sie sich auch für das Universitätsstudium hinderlich. Als ich das Gymnasium absolviert hatte, nahm ich mir sogleich vor, nicht nur mit allen meinen Angehörigen vollständig zu brechen, sondern nötigenfalls auch mit der ganzen Welt, trotzdem ich damals erst im zwanzigsten Lebensjahre stand. So schrieb ich denn durch die angemessene Mittelsperson an die angemessene Stelle in Petersburg, man möge mich künftighin völlig in Ruhe lassen, mir kein Geld mehr zu meinem Unterhalte schicken und mich womöglich ganz vergessen (das heißt, selbstverständlich falls man sich meiner überhaupt noch erinnere); und zum Schlusse teilte ich mit, daß ich „um keinen Preis“ die Universität beziehen würde. Ich hatte eine zwingende Alternative vor mir: entweder mußte ich mir den Besuch der Universität und den weiteren Ausbau meiner Bildung versagen, oder ich mußte die sonst sofort mögliche Umsetzung der Idee in die Tat noch um vier Jahre hinausschieben. Ich entschied mich ohne zu schwanken für die Idee, von deren Richtigkeit ich wie von der eines mathematischen Lehrsatzes überzeugt war. Wersilow, mein Vater, den ich erst ein einziges Mal in meinem Leben als zehnjähriger Knabe gesehen hatte (und der in diesem einen Augenblicke einen starken Eindruck auf mich gemacht hatte), Wersilow forderte mich in Beantwortung meines Briefes,

der übrigens nicht an ihn gerichtet gewesen war, selbst in einem eigenhändigen Schreiben auf, nach Petersburg zu kommen, und stellte mir eine private Anstellung in Aussicht. Diese Aufforderung von seiten eines trockenen, stolzen, mir gegenüber hochmütigen und nachlässigen Mannes, der mich in die Welt gesetzt, mich zu fremden Leuten gegeben, mich gar nicht kennen gelernt und dies niemals auch nur bereut hatte (wer weiß, vielleicht hatte er von meinem Dasein überhaupt nur eine unklare, dunkle Vorstellung, da sich später herausstellte, daß auch das Geld für meinen Unterhalt in Moskau nicht von ihm, sondern von einem anderen bezahlt worden war), die Aufforderung von seiten dieses Mannes, sage ich, der sich so plötzlich meiner erinnerte und mich eines eigenhändigen Schreibens würdigte, diese mir schmeichelhafte Aufforderung entschied mein Schicksal. In seinem Briefchen (es war nur eine knappe Seite kleinen Formates) gefiel es mir unter anderem seltsamerweise besonders, daß er des Universitätsstudiums mit keinem Worte Erwähnung tat, mich nicht bat, meinen Entschluß zu ändern, mir keine Vorwürfe darüber machte, daß ich nicht studieren wollte, kurz, keine väterlichen Redensarten von der üblichen Art machte; und dabei war gerade dies von seiner Seite insofern ein häßliches Verfahren, als es seine Gleichgültigkeit gegen mich noch stärker zutage treten ließ. Ich entschloß mich, hinzufahren, auch deshalb, weil dies meinem Hauptplane nicht hinderlich war. „Ich will mir einmal ansehen, was daraus wird," dachte ich; „jedenfalls binde ich mich an sie nur für eine gewisse Zeit, vielleicht nur für ganz kurze Zeit. Sowie ich aber sehen sollte, daß dieser, ob auch nur konventionelle und unbedeutende, Schritt mich doch von meinem Hauptplane entfernt, werde ich sogleich

mit ihnen brechen, alles im Stich lassen und mich in mein Gehäuse zurückziehen." Geradeso sagte ich zu mir: in mein Gehäuse! „Ich werde mich wie eine Schildkröte in meinem Gehäuse verbergen," dieser Vergleich gefiel mir sehr. „Ich werde nicht mehr allein sein," fuhr ich in meinen Überlegungen fort, während ich diese ganzen letzten Tage in Moskau wie betäubt umherging; „ich werde jetzt nie mehr allein sein wie bisher so viele schreckliche Jahre hindurch; ich werde jetzt meine Idee haben, der ich niemals werde untreu werden, nicht einmal, wenn ich an allen Menschen dort Gefallen fände und sie mich glücklich machten und ich mit ihnen sogar zehn Jahre zusammen lebte!" Aber, wie ich im voraus bemerke, gerade diese Empfindung, gerade diese Zwiespältigkeit meiner schon in Moskau festgesetzten Pläne und Ziele, eine Zwiespältigkeit, deren ich mir in Petersburg jederzeit bewußt blieb (denn ich weiß nicht, ob es in Petersburg einen Tag gegeben hat, den ich mir nicht als den endgültigen Termin angesetzt hätte, um mit ihnen zu brechen und davonzugehen), diese Zwiespältigkeit, sage ich, war wohl eine der Hauptursachen der vielen Unvorsichtigkeiten, Schändlichkeiten, ja Gemeinheiten und natürlich auch Dummheiten, die ich in diesem Jahre begangen habe.

Natürlich, ich bekam auf einmal einen Vater, den ich vorher noch nie gehabt hatte. Dieser Gedanke berauschte mich geradezu, sowohl während der Reisevorbereitungen in Moskau, als auch während ich im Waggon saß. Daß er mein Vater war, schien mir dabei noch nicht das Wichtigste, und von Zärtlichkeiten war ich kein Freund; aber wie war es möglich gewesen, daß dieser Mensch mich nicht hatte kennen wollen und mich gedemütigt hatte, während ich diese ganzen Jahre her mich gleichsam geistig an ihn an=

gesaugt hatte (wenn man sich so ausdrücken kann)? In allen meinen Träumereien, von meiner Kindheit an, hatte ich mich mit ihm beschäftigt; meine Gedanken hatten sich um ihn gedreht; er war immer der definitive Endpunkt gewesen. Ich weiß nicht, ob ich ihn gehaßt oder geliebt hatte; aber er hatte mit seiner Persönlichkeit alle meine Gedanken an die Zukunft, alle meine Spekulationen auf das Leben angefüllt, – und das war ganz von selbst gekommen, zugleich mit meinem Heranwachsen.

Zu meiner Abreise von Moskau wirkte auch noch ein mächtiger Umstand mit, eine Verlockung, die schon drei Monate vor der Abreise (also zu einer Zeit, wo von Petersburg noch gar nicht die Rede war) mein Herz hatte stärker schlagen lassen! Ich fühlte mich nach jenem unbekannten Ozean schon deshalb hingezogen, weil ich ohne weiteres als Herrscher auf ihn hinausfahren konnte, sogar als Herr über fremde Schicksale, und über die Schicksale von was für Menschen! Aber nur großmütige, nicht despotische Gefühle wallten in meinem Innern, das schicke ich voraus, damit meine Worte nicht zu falschen Auffassungen Anlaß geben. Zudem konnte Wersilow denken (falls er mich überhaupt für wert hielt, seine Gedanken auf mich zu richten), da komme so ein junger Bursche, der eben das Gymnasium durchgemacht habe, ein unreifer Mensch, und blicke die Welt mit erstaunten Augen an. Aber dabei kannte ich bereits sein ganzes Geheimnis und hatte ein sehr wichtiges Schriftstück in Händen, für das er (jetzt weiß ich das bereits zuverlässig) mehrere Jahre seines Lebens hingegeben haben würde, wenn ich ihm damals das Geheimnis entdeckt hätte. Ich merke übrigens, daß ich Rätsel aufgegeben habe. Ohne Tatsachen kann man Gefühle nicht schildern. Überdies wird von alledem

an seinem Platze noch genug und übergenug die Rede sein; darum habe ich ja auch zur Feder gegriffen. Aber so zu schreiben, wie jetzt eben, das nimmt sich wie Irrereden oder Wolkennebel aus.

## VIII

Um nun endlich zu dem angegebenen Monatstage definitiv überzugehen, will ich nur noch in aller Kürze und sozusagen im Fluge bemerken, daß ich sie alle, das heißt Wersilow, meine Mutter und meine Schwester (die letztere sah ich zum erstenmal in meinem Leben), in sehr bedrängten Verhältnissen vorfand: sie waren bettelarm oder standen doch unmittelbar vor der Bettelarmut. Ich hatte davon schon in Moskau gehört, aber doch nicht alles geahnt, was ich nun mit Augen sah. Ich war von klein auf gewöhnt gewesen, mir diesen Menschen, diesen „meinen künftigen Vater", beinahe mit einer Art von Glorienschein vorzustellen, und konnte ihn mir gar nicht anders denken als überall auf dem ersten Platze. Wersilow hatte bisher nie mit meiner Mutter in ein und derselben Wohnung gewohnt, sondern ihr immer eine besondere gemietet; allerdings hatte er das nur aus den in seinen Kreisen üblichen gemeinen „Anstandsrücksichten" getan. Aber jetzt wohnten sie alle zusammen in einem Holzhäuschen, in einer Seitenstraße des Semjonowski Polk*). Alle ihre Sachen waren bereits versetzt, so daß ich meiner Mutter ohne Wersilows Wissen meinen heimlichen Schatz, sechzig Rubel, gab. Ich sage: meinen heimlichen Schatz; denn diese Summe hatte ich mir von meinem Taschengelde, das mir im Betrage von fünf Rubeln monatlich verabfolgt

*) Ein äußerer Stadtteil im Süden. Anmerkung des Übersetzers.

wurde, im Laufe von zwei Jahren zusammengespart; begonnen hatte ich mit dem Sparen gleich am ersten Tage, als mir meine „Idee" gekommen war, und darum durfte Wersilow von diesem Gelde keine Silbe wissen. Davor zitterte ich.

Aber diese Beihilfe war nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Meine Mutter arbeitete in der Wirtschaft, und meine Schwester nahm Näharbeit an; Wersilow dagegen ging müßig, betrug sich launenhaft und hatte eine Menge seiner früheren ziemlich kostspieligen Gewohnheiten beibehalten. Er murrte gewaltig, besonders über das Mittagessen, und sein ganzes Benehmen war despotisch. Aber meine Mutter, meine Schwester, Tatjana Pawlowna und die ganze Andronikowsche Familie (Andronikow war ein drei Monate vorher verstorbener Bureauvorsteher, der neben seinem Amte Wersilows Geschäftsangelegenheiten besorgt hatte), die aus einer Menge von Frauenspersonen bestand, verehrten ihn andächtig wie einen Fetisch. Ich hatte mir so etwas gar nicht vorstellen können. Ich bemerke, daß er neun Jahre vorher unvergleichlich viel eleganter gewesen war. Ich habe bereits gesagt, daß er in meinen Träumereien mit einer Art von Glorienschein umgeben gewesen war; und daher konnte ich es nicht begreifen, wie er in Zeit von nicht mehr als neun Jahren so hatte altern und sich zu seinem Nachteil verändern können: das stimmte mich sofort traurig und flößte mir Mitleid und eine Art von Scham ein. Sein Anblick war eine der peinlichsten Empfindungen, die ich gleich nach meiner Ankunft hatte. Übrigens war er noch durchaus kein alter Mann, er war erst fünfundvierzig Jahre alt; bei genauerer Betrachtung aber fand ich in seiner immer noch schönen Erscheinung sogar etwas Anziehenderes als das, was in

meiner Erinnerung haftete. Es war jetzt weniger äußerer Glanz, weniger Vornehmheit als damals vorhanden; aber das Leben hatte diesem Gesichte einen viel interessanteren Ausdruck aufgeprägt, als der frühere gewesen war.

Indessen bildete die Armut nur den zehnten oder zwanzigsten Teil seines Mißgeschicks, und ich wußte das nur zu gut. Außer der Armut lag noch etwas sehr viel Ernsteres vor, – um gar nicht davon zu reden, daß er immer noch Hoffnung hatte, einen Erbschaftsprozeß zu gewinnen, den er schon vor einem Jahre gegen die Fürsten Sokolski angestrengt hatte; es war daher nicht unmöglich, daß er in allernächster Zeit ein Gut im Werte von sechzigtausend, vielleicht sogar noch mehr, Rubeln erhielt. Ich habe schon oben gesagt, daß dieser Wersilow in seinem Leben drei Erbschaften durchgebracht hatte, und da war es nun möglicherweise wieder eine Erbschaft, die ihm aus der Klemme half! Die Sache kam bei Gericht an einem ganz nahe bevorstehenden Termine zur Entscheidung. Im Hinblick darauf war ich auch hergereist. Allerdings gab ihm auf die bloße Hoffnung hin niemand Geld, so daß er nirgends welches borgen konnte; sie mußten daher einstweilen aushalten.

Aber Wersilow ging auch zu niemandem hin, wiewohl er manchmal auf den ganzen Tag fortging. Es war schon mehr als ein Jahr her, daß man ihn aus der vornehmen Gesellschaft ausgeschlossen hatte. Diese Skandalgeschichte war mir trotz all meiner Bemühungen in der Hauptsache unklar geblieben, obwohl ich schon einen ganzen Monat lang in Petersburg wohnte. War Wersilow schuldig oder nicht? Das war für mich eine wichtige Frage, und eben deswegen war ich hergereist! Alle hatten sich von ihm abgewandt, unter anderen auch alle einfluß-

reichen, vornehmen Leute, mit denen Beziehungen zu unterhalten er sein ganzes Leben lang besonders gut verstanden hatte; und zwar war dies geschehen infolge von Gerüchten über eine sehr gemeine und (was in den Augen der vornehmen Gesellschaft das Allerschlimmste war) aufsehenerregende Handlung, die er vor mehr als einem Jahre in Deutschland begangen haben sollte; es hieß sogar, er habe damals allzu öffentlich eine Ohrfeige erhalten, und zwar gerade von einem der Fürsten Sokolski, habe aber nicht mit einer Forderung zum Duell geantwortet. Sogar seine Kinder (die legitimen), der Sohn und die Tochter, hatten sich von ihm losgesagt und wohnten von ihm getrennt. Allerdings hatten der Sohn und die Tochter durch die Familie Fanariotow und durch den alten Fürsten Sokolski (Wersilows ehemaligen Freund) Verkehr mit den höchsten Kreisen. Übrigens fand ich, während ich ihn diesen ganzen Monat lang aufmerksam beobachtete, an ihm einen hochmütigen Menschen, der nicht von der Gesellschaft aus ihrem Kreise ausgeschlossen war, sondern vielmehr seinerseits die Gesellschaft weggejagt hatte, – eine so selbstbewußte Miene machte er. Aber hatte er ein Recht, eine solche Miene zu machen? Das war's, worüber ich mich aufregte! Ich mußte notwendig in kürzester Frist die volle Wahrheit erfahren; denn ich war hergereist, um über diesen Menschen zu Gericht zu sitzen. Ich hielt meine Macht noch vor ihm verborgen; aber ich mußte ihn entweder anerkennen oder ihn gänzlich von mir stoßen. Das letztere wäre mir gar zu schmerzlich gewesen, und dieser Gedanke bereitete mir arge Pein. Ich will nun endlich ein volles Geständnis ablegen: dieser Mann war mir teuer!

Vorläufig lebte ich mit ihnen in ein und derselben

Wohnung, arbeitete und beherrschte mich nur mit Mühe so weit, daß ich nicht unartig wurde. Ja, es gelang mir nicht einmal, mich so weit zu beherrschen. Nachdem ich nun schon einen Monat bei ihnen gelebt hatte, war ich mit jedem Tage mehr zu der Überzeugung gelangt, daß ich es absolut nicht fertig brachte, mich mit der Bitte um endgültige Aufklärung an ihn zu wenden. Der stolze Mensch stand geradezu als ein Rätsel vor mir, das mich in tiefster Seele beleidigte. Er benahm sich gegen mich sogar liebenswürdig und scherzhaft; aber mir wären Streit und Zank lieber gewesen als diese Scherze. Alle meine Gespräche mit ihm trugen immer den Charakter einer gewissen Zweideutigkeit, oder einfacher gesagt, er bediente sich dabei eines eigentümlich spöttischen Tones. Er behandelte mich nach meiner Ankunft aus Moskau gleich von vornherein nicht als voll. Ich konnte schlechterdings nicht begreifen, warum er das tat. Allerdings erreichte er dadurch, daß ich in sein Innerstes nicht hineinschauen konnte; aber ich selbst hätte mich nicht dazu erniedrigt, ihn zu bitten, daß er in ernster Weise mit mir verkehren möchte. Außerdem hatte er gewisse wunderbare, unwiderstehliche Manieren an sich, gegen die ich nichts anzufangen wußte. Kurz gesagt, er behandelte mich wie einen ganz grünen Jungen, was ich kaum ertragen konnte, obgleich ich gewußt hatte, daß es so geschehen würde. Infolgedessen hörte ich selbst auf, ernst zu sprechen, und wartete das Weitere ab; ja, ich redete überhaupt fast gar nicht mehr. Ich wartete auf jemand, dessen Ankunft in Petersburg es mir ermöglichen sollte, endgültig die Wahrheit zu erfahren; darauf beruhte meine letzte Hoffnung. Jedenfalls bereitete ich mich darauf vor, definitiv mit ihnen zu brechen, und traf dazu schon alle Maßregeln. Meine Mutter tat mir leid; aber ...

„entweder er oder ich!" Diese Alternative wollte ich ihr und meiner Schwester stellen. Sogar den Tag hatte ich schon festgesetzt; vorläufig aber ging ich in meinen Dienst.

## Zweites Kapitel

### I

An diesem 19. September sollte ich auch mein erstes Gehalt für den ersten Monat meiner Petersburger Tätigkeit in meiner privaten Stellung erhalten. Wegen dieser Tätigkeit hatte man mich nicht vorher gefragt, sondern mich einfach hingetan, ich glaube, gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft. Das war sehr rücksichtslos, und es wäre eigentlich meine Pflicht gewesen, gegen eine solche Behandlung zu protestieren. Diese Stelle war im Hause des alten Fürsten Sokolski. Aber gleich damals zu protestieren, das hätte den sofortigen Bruch mit ihnen bedeutet, und obgleich mich das durchaus nicht schreckte, so wäre es doch der Erreichung meiner wichtigsten Ziele hinderlich gewesen, und daher hatte ich die Stelle einstweilen stillschweigend angenommen, indem ich durch dieses Stillschweigen meine Würde wahrte. Erklärend will ich hier gleich zu Anfang bemerken, daß dieser Fürst Sokolski, ein reicher Mann und Geheimrat, in keiner Weise mit jenen Moskauer Fürsten Sokolski verwandt war (einer schon seit Generationen kläglich verarmten Familie), mit denen Wersilow prozessierte. Sie führten nur den gleichen Namen. Nichtsdestoweniger interessierte sich der alte Fürst sehr für sie und mochte besonders einen von diesen Fürsten, sozusagen das Oberhaupt der Familie, einen jungen Offizier, gut leiden. Wersilow hatte noch vor kurzem auf die geschäftlichen Angelegenheiten dieses alten Mannes einen

großen Einfluß ausgeübt und war sein Freund gewesen, ein sonderbarer Freund, da der bedauernswerte Fürst, wie ich wahrnahm, eine gewaltige Angst vor ihm hatte, nicht nur zu der Zeit, wo ich eintrat, sondern, wie es scheint, immer, während der ganzen Dauer der Freundschaft. Übrigens hatten sie einander schon lange Zeit nicht mehr gesehen; die ehrlose Handlung, deren Wersilow beschuldigt wurde, betraf gerade die Familie des Fürsten; aber da war plötzlich Tatjana Pawlowna als Helferin erschienen, und durch ihre Vermittelung war ich bei dem alten Fürsten untergebracht worden, der einen jungen Menschen zur Beihilfe in seinem Arbeitszimmer wünschte. Dabei hatte sich herausgestellt, daß er den lebhaften Wunsch hatte, Wersilow einen Gefallen zu erweisen, sozusagen den ersten Schritt zur Versöhnung zu tun; und Wersilow hatte es „erlaubt". Der alte Fürst hatte diese Einrichtung in Abwesenheit seiner Tochter, einer verwitweten Generalin, getroffen, die ihm diesen Schritt gewiß nicht erlaubt haben würde. Aber hiervon später; jetzt bemerke ich nur, daß dieses merkwürdige Benehmen gegen Wersilow mir einen starken und für Wersilow günstigen Eindruck machte. Mein Gedanke war dieser: wenn das Oberhaupt der beleidigten Familie immer noch gegen Wersilow eine achtungsvolle Gesinnung hegt, dann muß doch das Gerede über eine von Wersilow begangene Gemeinheit absurd oder wenigstens zweifelhaft und unsicher sein. Eben dieser Umstand hatte mich auch mit dazu veranlaßt, gegen den Antritt dieser Stellung nicht zu protestieren; indem ich sie antrat, hatte ich gehofft, all dies wahrheitsgemäß festzustellen.

Diese Tatjana Pawlowna spielte damals, als ich sie in Petersburg traf, eine eigentümliche Rolle. Ich hatte sie fast ganz vergessen gehabt und hatte in keiner Weise er-

wartet, daß sie eine so bedeutsame Stellung innehätte. Sie war früher drei- oder viermal während meines Aufenthaltes in Moskau mit mir in Berührung gekommen und war Gott weiß woher in irgend jemandes Auftrage jedesmal erschienen, wenn ich irgendwo untergebracht werden mußte: bei meinem Eintritt in das schlechte Pensionat des Herrn Touchard, und dann zwei und ein halbes Jahr darauf bei meinem Übergang auf das Gymnasium und meiner Unterbringung bei Nikolai Semjonowitsch, den ich stets in gutem Andenken behalten werde. Nach ihrer Ankunft beschäftigte sie sich jedesmal mit mir den ganzen Tag, revidierte meine Wäsche und meine Kleider, fuhr mit mir nach dem Kusnezki Most *), kaufte mir alles Notwendige und brachte, kurz gesagt, meine gesamte Ausrüstung bis auf das letzte Schreibkästchen und Federmesserchen in Ordnung; dabei ranzte sie mich die ganze Zeit über an, schalt mich, machte mir Vorwürfe, examinierte mich und stellte mir andere Knaben aus ihrer Bekanntschaft und Verwandtschaft (für mich reine Phantasiegebilde), die alle angeblich viel besser waren als ich, als Muster hin; ja, sie kniff und pufte mich sogar gehörig, manchmal sogar so, daß es mir weh tat. Nachdem sie mich ausgestattet und an meiner neuen Stelle untergebracht hatte, verschwand sie für einige Jahre spurlos. Und so war sie auch jetzt sogleich bei meiner Ankunft erschienen, um mir wieder ein Unterkommen zu verschaffen. Sie war eine kleine, magere Person mit einem spitzen Vogelnäschen und scharfen Vogelaugen. Gegen Wersilow war sie von einer sklavischen Dienstfertigkeit und verehrte ihn wie einen Papst, aber aus wirklicher Überzeugung. Bald aber bemerkte ich mit

*) Eine Straße mit vielen Kaufläden. Anmerkung des Übersetzers.

Erstaunen, daß sie geradezu überall und von allen Menschen gekannt und, was die Hauptsache war, überall und von allen Menschen hochgeschätzt wurde. Der alte Fürst Sokolski benahm sich gegen sie höchst respektvoll; ebenso seine Familie; ebenso diese stolzen Kinder Wersilows; ebenso die Familie Fanariotow, – und dabei lebte Tatjana Pawlowna von Näharbeit und vom Waschen feiner Spitzen und machte Handarbeiten für Läden. Ich und sie gerieten gleich beim ersten Worte miteinander in Streit, weil sie sich sogleich beikommen ließ, mich wie früher, sechs Jahre vorher, anzuranzen; seitdem zankten wir uns täglich; aber das hinderte uns nicht, manchmal freundschaftliche Gespräche miteinander zu führen, und ich muß gestehen, daß sie mir gegen Ende des Monats zu gefallen anfing; ich glaube, wegen ihres selbständigen Charakters. Übrigens sagte ich ihr nichts davon.

Ich durchschaute sofort, daß man mir die Stelle bei diesem alten, kranken Herrn nur deshalb übertrug, damit ich für seine Unterhaltung sorgte, und daß darin mein ganzer Dienst bestehen würde. Natürlich erschien mir das entwürdigend, und ich wollte schon sogleich die nötigen Maßregeln ergreifen; aber sehr bald rief dieser alte Sonderling eine unerwartete Empfindung bei mir hervor, eine Art von Mitleid, und am Ende des Monats fühlte ich mich in einer merkwürdigen Weise ihm zugetan; jedenfalls hatte ich die Absicht, ihm grob zu kommen, aufgegeben. Übrigens war er nicht mehr als sechzig Jahre alt. Es war mit ihm eine aufsehenerregende Geschichte passiert. Vor anderthalb Jahren hatte er plötzlich einen Anfall gehabt; er war irgendwo hingereist und unterwegs geisteskrank geworden, so daß daraus eine Art von Skandal entstanden war, über den in Petersburg viel geredet wurde. Wie es in solchen

Fällen Sitte ist, wurde er sofort ins Ausland geschafft; aber fünf Monate darauf erschien er plötzlich wieder, und zwar vollständig gesund; indessen quittierte er doch den Dienst. Wersilow versicherte mit großem Ernste und bemerkenswertem Eifer, daß eine Geistesstörung bei ihm überhaupt nicht vorgelegen habe, sondern nur ein nervöser Anfall. Diesen Eifer Wersilows nahm ich mir sogleich ad notam. Übrigens will ich bemerken, daß auch ich beinah derselben Ansicht war. Der alte Fürst machte höchstens manchmal den Eindruck eines zu seinen Jahren nicht recht stimmenden Leichtsinns, was früher, wie man sagte, nicht der Fall gewesen war. Es hieß, er habe früher auf irgendwelchem Gebiete der Staatsverwaltung gute Ratschläge gegeben und sich einmal bei einem ihm erteilten Auftrage besonders ausgezeichnet. Als ich ihn schon einen ganzen Monat kannte, hätte ich nicht geglaubt, daß er als Ratgeber jemals von hervorragender Stärke gewesen sein sollte. Man hatte an ihm bemerkt (obgleich ich es nicht bemerkt hatte), daß sich bei ihm nach jenem Anfalle eine besondere Neigung, möglichst bald zu heiraten, herausgebildet hatte, und glaubte, daß er in diesen anderthalb Jahren schon mehrmals habe zur Ausführung dieses Gedankens schreiten wollen. Davon hatte man in der Gesellschaft Kenntnis, nnd es fanden sich auch Reflektantinnen. Aber da diese Neigung den Interessen gewisser Personen in der Umgebung des Fürsten sehr wenig entsprach, so wurde der alte Mann von allen Seiten argwöhnisch bewacht. Seine eigene Familie war nur klein; er war schon seit zwanzig Jahren Witwer und hatte nur eine einzige Tochter, jene verwitwete Generalin, die jetzt täglich aus Moskau erwartet wurde, eine junge Frau, vor deren energischem Charakter er unzweifelhaft Angst hatte. Aber er

hatte eine Unmenge verschiedenartiger entfernter Verwandter, namentlich von seiten seiner verstorbenen Frau, die sämtlich beinahe Bettler waren, und außerdem eine Masse von Pflegesöhnen und Pflegetöchtern, die alle viele Wohltaten von ihm empfangen hatten, nun auf ein kleines Legat in seinem Testamente hofften und daher alle die Generalin in der Beaufsichtigung des alten Mannes unterstützten. Er hatte überdies von Jugend auf eine Sonderbarkeit an sich, ich weiß nur nicht, ob ich sie lächerlich finden soll oder nicht: arme Mädchen zu verheiraten. Er gab sich schon seit fünfundzwanzig Jahren damit ab, solche Mädchen zu verheiraten, teils entfernte Verwandte, teils Stieftöchter irgendwelcher Vettern seiner Frau, teils Patenkinder; sogar die Tochter seines Portiers hatte er verheiratet. Er nahm sie zuerst, wenn sie noch ganz klein waren, zu sich ins Haus, zog sie auf, hielt ihnen Gouvernanten und Französinnen, ließ sie dann die besten Lehranstalten besuchen und verheiratete sie schließlich, wobei er ihnen eine Mitgift gab. Dieser ganze Schwarm umdrängte ihn fortwährend. Die Pflegetöchter bekamen natürlich, nachdem sie verheiratet waren, wieder Töchter, und auch alle diese strebten danach, ebenfalls Pflegetöchter zu werden: überall mußte er Pate stehen; zu seinem Namenstage erschien diese ganze Gesellschaft, um ihm zu gratulieren, und das alles machte ihm das größte Vergnügen.

Als ich meine Stelle bei ihm antrat, merkte ich sofort (und es war unmöglich, es nicht zu merken), daß sich in dem Kopfe des alten Mannes eine peinliche Vorstellung festgesetzt hatte: er glaubte, daß alle Menschen, mit denen er in Verkehr kam, ihn sonderbar ansähen und sich gegen ihn anders benähmen als früher, wo er noch gesund gewesen war. Diese Vorstellung verließ ihn selbst in der

heitersten Gesellschaft nicht. Der alte Mann wurde argwöhnisch und glaubte in aller Augen eine gewisse Meinung zu lesen. Der Gedanke, daß man ihn immer noch für geisteskrank halte, quälte ihn offenbar sehr; selbst mich sah er manchmal mißtrauisch an. Und wenn er erfahren hätte, daß jemand dieses Gerücht über ihn weiterverbreite oder für begründet erkläre, so wäre, glaube ich, dieser so gutmütige Mensch der lebenslängliche Feind des Betreffenden geworden. Gerade diesen Umstand bitte ich zu beachten. Ich füge hinzu, daß mich dies gleich vom ersten Tage an davon abhielt, gegen ihn grob zu werden; ich freute mich sogar, wenn es mir manchmal gelang, ihn zu erheitern oder zu zerstreuen. Ich glaube nicht, daß dieses Bekenntnis einen Schatten auf meine Ehre werfen kann.

Der größte Teil seines Geldes steckte in gewinnbringenden Unternehmungen. Er war, und zwar erst nach seiner Krankheit, Teilhaber bei einer großen, übrigens höchst soliden, Aktiengesellschaft geworden. Und obgleich die eigentliche Geschäftsführung in anderen Händen lag, so interessierte doch auch er sich sehr dafür, besuchte die Generalversammlungen, wurde in den Ausschuß gewählt, nahm an den Beratungen teil, hielt lange Reden, opponierte, machte Lärm, und das alles augenscheinlich mit vielem Vergnügen. Reden zu halten, daran fand er großes Gefallen: wenigstens konnten dabei alle sehen, daß sein Verstand in Ordnung war. Und überhaupt liebte er es selbst im intimsten Privatleben sehr, in sein Gespräch besonders tiefsinnige Gedanken oder Bonmots einzustreuen, und ich habe dafür ein volles Verständnis. Unten in seinem Hause war eine Art von Hauskontor eingerichtet, und ein Beamter erledigte dort alle Geschäfte, prüfte die Rechnungen, führte die Wirtschaftsbücher und verwaltete gleichzeitig

das Haus. Dieser Beamte, der außerdem noch ein Amt im Staatsdienst bekleidete, hätte auch allein für seine Obliegenheiten völlig ausgereicht; aber auf persönlichen Wunsch des Fürsten wurde ich noch dazu engagiert, angeblich zur Unterstützung des Beamten; indes wurde ich sogleich in das Arbeitszimmer des Fürsten versetzt und hatte oft nicht einmal zum Schein eine Arbeit vor mir liegen, weder Papiere noch Bücher.

Ich schreibe jetzt wie jemand, der längst ernüchtert ist, und in vieler Hinsicht fast wie ein Unbeteiligter; aber wie soll ich meinen damaligen Kummer zur Darstellung bringen, der sich in meinem Herzen festgesetzt hatte und mir soeben wieder lebhaft ins Gedächtnis gekommen ist, und vor allen Dingen meine damalige Aufregung, die sich zu einem so trüben fieberhaften Zustande gesteigert hatte, daß ich sogar nachts nicht schlief vor ungeduldiger Erwartung, wie sich die Rätsel lösen würden, die ich mir selbst aufgegeben hatte.

## II

Um Geld zu bitten, ist eine sehr widerwärtige Aufgabe, und das gilt sogar für ein Gehalt, wenn man in den innersten Falten des Gewissens fühlt, daß man es eigentlich nicht verdient hat. Indessen hatte tags zuvor meine Mutter in einem Gespräche, das sie im Flüstertone, heimlich vor Wersilow („um Andrei Petrowitsch nicht zu betrüben"), mit meiner Schwester führte, die Absicht ausgesprochen, ein Heiligenbild zu versetzen, das ihr aus irgendwelchem Grunde besonders teuer war. Mein Monatsgehalt sollte fünfzig Rubel betragen; aber ich wußte gar nicht, auf welche Weise ich es erhalten würde; bei meiner Anstellung war mir nichts darüber gesagt worden. Als ich drei Tage vorher unten mit dem Beamten zu-

sammengetroffen war, hatte ich mich bei ihm erkundigt, an wen man sich hier wegen seines Gehaltes zu wenden habe. Dieser sah mich mit einem erstaunten Lächeln an (er konnte mich nicht leiden) und erwiderte:

„Bekommen Sie denn ein Gehalt?"

Ich dachte, er würde nach meiner bejahenden Antwort sagen: „Wofür denn eigentlich?"

Aber er antwortete nur trocken, er wisse nichts darüber, und steckte die Nase wieder in sein liniiertes Buch, in das er aus irgendwelchen Papieren Rechnungsposten eintrug.

Es war ihm übrigens wohlbekannt, daß ich denn doch dies und das getan hatte. Zwei Wochen vorher hatte ich volle vier Tage über einer Arbeit gesessen, die er selbst mir übergeben hatte; angeblich handelte es sich nur darum, von einem Konzepte eine Reinschrift anzufertigen; es stellte sich aber heraus, daß fast eine vollständige Umarbeitung nötig war. Es war dies ein ganzer Haufe „Ideen" des Fürsten, die er dem Komitee der Aktionäre einzureichen beabsichtigte. Hieraus mußte ein abgerundetes Ganzes hergestellt werden, und auch der Stil bedurfte der Nachbesserung. Der Fürst und ich saßen nachher einen ganzen Tag lang über diesem Schriftstück, und er disputierte mit mir sehr hitzig, äußerte aber doch seine Zufriedenheit; ich weiß nur nicht, ob er sein Exposé auch wirklich eingereicht hat. Die zwei oder drei Briefe, ebenfalls geschäftlichen Inhaltes, die ich auf die Bitte des Beamten geschrieben hatte, will ich gar nicht einmal erwähnen.

Um mein Gehalt zu bitten war mir auch deswegen unangenehm, weil ich bereits vorhatte, meine Stelle aufzugeben, da ich ahnte, daß zwingende Umstände mich nötigen würden, von hier fortzugehen. Als ich an jenem Morgen bei mir zu Hause aufgewacht war und mich anzog, hatte

ich gefühlt, daß mir das Herz heftig schlug, und obgleich ich mir vornahm, mich um nichts zu scheren, verspürte ich dennoch, als ich das Haus des Fürsten betrat, wieder dieselbe Aufregung: an diesem Vormittage mußte jene Person, jene Frau eintreffen, von deren Anwesenheit ich eine Aufhellung all der Zweifel, die mich quälten, erwartete. Dies war die Tochter des Fürsten, jene Generalin Achmakowa, die junge Witwe, von der ich schon gesprochen habe, Wersilows bittere Feindin. Endlich habe ich diesen Namen hergeschrieben! Ich hatte sie allerdings noch nie gesehen und konnte mir keine Vorstellung machen, wie ich mit ihr reden würde, ja, ich wußte nicht einmal, ob ein solches Gespräch stattfinden würde; aber ich glaubte (und dazu hatte ich vielleicht ausreichende Gründe), daß mit ihrer Ankunft sich der dunkle Nebel lichten werde, welcher Wersilow in meinen Augen umgab. Ich vermochte es nicht, ruhig zu bleiben: ich ärgerte mich sehr darüber, daß ich gleich beim ersten Schritt so kleinmütig und linkisch war; ferner befand ich mich in gespannter Erwartung, und vor allen Dingen war mir die Sache höchst widerwärtig; so kamen drei verschiedene Empfindungen zusammen. Ich erinnere mich an diesen ganzen Tag auf das allergenaueste!

Daß seine Tochter wahrscheinlich an diesem Tage ankommen werde, wußte mein Fürst noch nicht, sondern erwartete ihre Rückkehr erst ungefähr in einer Woche. Ich hatte es tags zuvor ganz zufällig erfahren: Tatjana Pawlowna, die von der Generalin einen Brief erhalten hatte, beging, während ich im Zimmer war, im Gespräch mit meiner Mutter eine Unvorsichtigkeit. Sie flüsterten zwar nur miteinander und redeten in andeutenden Ausdrücken, aber ich erriet es doch. Selbstverständlich horchte ich nicht;

aber ich konnte nicht umhin, weiter hinzuhören, als ich sah, in welche Aufregung meine Mutter bei der Nachricht von der Ankunft dieser Frau plötzlich geriet. Wersilow war nicht zu Hause.

Dem alten Herrn wollte ich davon keine Mitteilung machen, da mir die ganze Zeit über nicht hatte entgehen können, wie sehr er sich vor ihrer Ankunft fürchtete. Er hatte sich sogar drei Tage vorher die Bemerkung entschlüpfen lassen, allerdings nur schüchtern und andeutungsweise, er fürchte ihre Ankunft um meinetwillen, das heißt, er fürchte, daß es ihm um meinetwillen schlecht gehen werde. Ich muß indes hinzufügen, daß er seiner Familie gegenüber seine Selbständigkeit und seine Stellung als Oberhaupt doch zu wahren wußte, besonders was die Verwendung des Geldes anlangte. Ich hatte mir anfänglich über ihn die Vorstellung gebildet, daß er einfach ein altes Weib sei; aber später mußte ich meine Ansicht doch insofern korrigieren, als ich einsah, daß ihm, wenn er auch ein altes Weib war, doch wenigstens manchmal eine gewisse Hartnäckigkeit, ja vielleicht Mannhaftigkeit verblieben war. Es kamen Zeiten vor, wo mit ihm trotz seines anscheinend ängstlichen Charakters fast nichts anzufangen war. Wersilow hat mir dafür später eine eingehende Erklärung gegeben. Ich erwähne noch die interessante Tatsache, daß der Fürst und ich fast nie miteinander von der Generalin gesprochen hatten, wir schienen es beide zu vermeiden; die Generalin anlangend, war besonders ich derjenige, der es vermied, das Gespräch auf sie zu bringen, und er seinerseits vermied es, von Wersilow zu sprechen, so daß ich mir mit aller Bestimmtheit sagte, daß er mir keine Antwort geben werde, wenn ich es wagen würde, ihm eine der heiklen Fragen, die mich so sehr interessierten, vorzulegen.

Wenn aber jemand fragen sollte, worüber wir beide denn nun diesen ganzen Monat lang miteinander gesprochen hatten, so antworte ich: über alles mögliche, aber immer über einigermaßen sonderbare Themata. Sehr gut gefiel mir die außerordentliche Offenherzigkeit, die er im Verkehr mit mir an den Tag legte. Manchmal sah ich diesen Menschen höchst erstaunt an und fragte mich: „Wie hat der denn früher Mitglied einer hohen Behörde sein können? Der hätte doch ausgezeichnet in unser Gymnasium hineingepaßt, etwa in die vierte Klasse; da wäre er ein prächtiger Kamerad gewesen!“ Auch über sein Gesicht wunderte ich mich oft: es war anscheinend sehr ernst (übrigens beinahe schön) und kalt, das dichte graue Haar etwas lockig, der Blick der Augen offen, die ganze Gestalt mager, jedoch gut gewachsen; aber sein Gesicht hatte die unangenehme, beinah unschickliche Eigenheit, sich auf einmal aus einem sehr ernsten in ein übermäßig lustiges zu verwandeln, so daß, wer zum erstenmal mit ihm zu tun hatte, dies in keiner Weise hatte erwarten können. Ich redete darüber mit Wersilow, der mir interessiert zuhörte; er schien nicht erwartet zu haben, daß ich imstande sei, solche Beobachtungen zu machen, und bemerkte so obenhin, das habe sich bei dem Fürsten erst nach seiner Krankheit herausgebildet und eigentlich erst in der allerletzten Zeit.

Namentlich redeten wir über zwei abstrakte Themata: erstens über Gott und sein Dasein, das heißt, ob er existiert oder nicht, und zweitens über die Frauen. Der Fürst war sehr religiös und gefühlvoll. In seinem Arbeitszimmer hing ein großer Heiligenschrein mit einem immer brennenden Lämpchen davor. Aber mitunter bekam er eine plötzliche Anwandlung und begann dann auf einmal, am Da-

sein Gottes zu zweifeln und ganz wunderliche Dinge zu reden, wobei er mich offenbar zu einer Erwiderung herausforderte. Diese Frage ließ mich im allgemeinen ziemlich kalt; aber dennoch gerieten wir beide dabei immer ganz aufrichtig in Eifer. Überhaupt erinnere ich mich an alle diese Gespräche auch jetzt noch mit Vergnügen. Am liebsten aber plauderte er über die Frauen, und da ich, infolge meiner Abneigung gegen Gespräche über dieses Thema, hierbei nicht sehr unterhaltsam war, so verstimmte ihn das manchmal sehr.

Und gerade an diesem Morgen begann er, kaum daß ich eingetreten war, ein derartiges Gespräch. Ich traf ihn in heiterer Stimmung, während er tags zuvor, als ich ihn verließ, aus irgendwelchem Grunde sehr traurig gewesen war. Indessen mußte ich unbedingt noch an diesem Tage die Gehaltsfrage erledigen, ehe noch gewisse Personen ankamen. Nach meiner Berechnung mußten sie an diesem Tage bestimmt unser Gespräch durch ihre Ankunft unterbrechen (mein Herzklopfen hatte schon seinen guten Grund), und dann kam ich vielleicht nicht mehr dazu, von dem Gelde anzufangen. Aber da ich es nicht fertig brachte, die Geldfrage anzuregen, so ärgerte ich mich natürlich über meine Dummheit, und in meinem Verdrusse über eine gar zu lästige Frage des Fürsten setzte ich ihm, wie ich mich heute noch deutlich erinnere, meine Ansichten über die Frauen in einem unhemmbaren Ergusse und mit großer Heftigkeit auseinander. Die Folge davon war, daß er sich noch mehr amüsierte, und zwar auf meine Kosten.

## III

„. . . Ich kann die Frauen nicht leiden, weil sie grob und ungeschickt und unselbständig sind, und weil sie un-

anständige Kleidung tragen!“ schloß ich schroff meine lange Tirade.

„Aber, liebster Freund, mach's gnädig!“ rief er höchlichst amüsiert, was mich noch wütender machte.

Ich bin nur bei Kleinigkeiten nachgiebig; aber wo es sich um Wichtiges handelt, gebe ich niemals nach. Bei Kleinigkeiten, bei Fragen, wie sie im gesellschaftlichen Verkehr vorkommen, lasse ich alles mögliche mit mir aufstellen und verwünsche immer diesen Zug meines Charakters. Aus ekelhafter Gutmütigkeit stimme ich manchmal einem weltmännischen Gecken bei, einzig und allein, weil ich mich von seiner Höflichkeit habe bezaubern lassen, oder ich lasse mich mit einem Dummkopf in eine Disputation ein, was das Unverzeihlichste ist. Das alles kommt von mangelhafter Erziehung und Gewöhnung her und davon, daß ich in der Abgeschiedenheit aufgewachsen bin; ich ärgere mich über mein Benehmen, aber am folgenden Tage mache ich es wieder ebenso. Das ist der Grund, weshalb mich die Leute manchmal für kaum sechzehnjährig halten. Aber statt mir eine Selbstdressur angedeihen zu lassen, ziehe ich auch jetzt vor, mich immer mehr in meinen Winkel zurückzuziehen, und zwar in der menschenfeindlichsten Manier: „Na, wenn ich ungeschickt bin, schön! Dann leben Sie alle wohl!“ Ich sage das hier in vollem Ernst und ein für allemal, habe übrigens dabei durchaus nicht den Fürsten und das damalige Gespräch im Auge.

„Ich rede ganz und gar nicht, um Sie zu amüsieren,“ schrie ich ihn beinah an; „ich spreche nur meine Überzeugung aus.“

„Aber wieso sind denn die Frauen grob, und wieso sind sie unanständig gekleidet? Das ist ja etwas ganz Neues!“

„Allerdings sind sie grob. Gehen Sie ins Theater,

gehen Sie auf die Promenade! Jeder Mann weiß, welches die rechte Seite ist, und wenn sich zwei begegnen, so kommen sie ohne Schwierigkeit aneinander vorbei: er geht rechts, und ich gehe rechts. Aber eine Frau, das heißt, eine Dame (von Damen rede ich), geht gerade auf einen los, ohne einen auch nur zu beachten, als ob man unbedingt verpflichtet wäre, beiseite zu springen und ihr Platz zu machen. Ich bin bereit, ihr, als einem schwächeren Geschöpfe, Platz zu machen; aber woher hat sie ein Recht darauf, woher ist sie davon überzeugt, daß ich dazu verpflichtet sei? Das ist das Beleidigende! Ich habe bei solchen Begegnungen immer ausgespuckt. Und trotzdem erheben sie noch ein großes Geschrei, sie befänden sich in einer unwürdigen Stellung, und fordern Gleichberechtigung; was ist das für eine Gleichberechtigung, wenn die Frau mich mit Füßen tritt oder mir den Mund voll Sand stopft?"

„Voll Sand!"

„Ja, weil sie unanständig gekleidet sind – man muß ein sittlich verkommener Mensch sein, um das nicht zu bemerken. Beim Gericht werden die Türen zugeschlossen, wenn etwas Unanständiges verhandelt wird: warum erlaubt man denn so etwas auf den Straßen, wo doch mehr Menschen sind? Die Frauen stopfen sich hinten offenkundig etwas unter den Rock, um als belle femme zu erscheinen; offenkundig! Ich kann nicht umhin, das zu bemerken; jeder Jüngling, jeder heranwachsende Knabe bemerkt es; das ist gemein. Mögen alte Lüstlinge sich an solchem Anblicke weiden und diesen Frauen brünstig nachlaufen; aber es gibt eine reine Jugend, die behütet werden muß. Es bleibt einem weiter nichts übrig als auszuspucken. Da geht so eine auf dem Boulevard und zieht eine andert-

halb Ellen lange Schleppe hinter sich her und wirbelt damit den Staub auf; dahinter zu gehen ist ein Ding der Unmöglichkeit: man muß sie entweder im Laufschritt überholen oder zur Seite springen, sonst stopft sie einem fünf Pfund Sand in Nase und Mund. Und noch dazu ist es Seide, was sie so drei Werst weit über die Trottoirsteine hinschleift, nur weil es Mode ist; ihr Mann aber bekommt als Gerichtsbeamter ein Jahresgehalt von fünfhundert Rubeln: das führt dann zur Annahme von Bestechungsgeldern! Ich habe immer ausgespuckt, laut ausgespuckt und geschimpft."

Ich schreibe dieses Gespräch zwar mit einigem Humor in meiner damaligen charakteristischen Ausdrucksweise nieder; aber meine Anschauungen sind dieselben geblieben.

„Und das ist immer gut abgelaufen?" erkundigte sich der Fürst neugierig.

„Ich spucke aus und gehe weg. Natürlich bemerkt sie es, tut aber, als hätte sie nichts bemerkt, und stolziert, ohne den Kopf umzudrehen, majestätisch weiter. Ernstlich geschimpft habe ich nur ein einziges Mal zwei Damen, die beide Schleppen hatten, auf dem Boulevard, natürlich nicht mit häßlichen Ausdrücken, sondern ich bemerkte nur laut, eine Schleppe sei eine tätliche Beleidigung."

„So hast du dich ausgedrückt?"

„Jawohl. Erstens wird dadurch die Ordnung der menschlichen Gesellschaft gröblich verletzt, und zweitens macht sie Staub; der Boulevard aber ist für alle da; ich gehe da, ein zweiter geht da, ein dritter, ein Fjodor, ein Iwan, ganz egal, wer es ist. Das war's, was ich sagte. Und überhaupt kann ich den Gang der Frauen, von hinten gesehen, nicht leiden; das habe ich ebenfalls gesagt, aber nur andeutungsweise."

„Aber, mein Freund, da kannst du dir ernstliche Unannehmlichkeiten zuziehen: sie konnten dich vor den Friedensrichter schleppen."

„Gar nichts konnten sie. Sie hatten nichts, worüber sie sich hätten beklagen können: da war ein Mensch neben ihnen gegangen und hatte mit sich selbst gesprochen. Jeder Mensch hat das Recht, seine Ansicht in die freie Luft hinzusprechen. Ich habe nur ganz allgemein geredet; an die beiden Damen habe ich mich nicht gewendet. Sie selbst waren es, die mit mir anbanden: sie fingen an zu schimpfen und schimpften in weit häßlicherer Weise als ich: ich sei ein Gelbschnabel; man müsse mir zur Strafe nichts zu essen geben; ein Nihilist sei ich, und sie würden mich einem Schutzmann übergeben; und ich hätte nur deshalb mit ihnen angebunden, weil sie allein gingen und schwache Frauen seien; aber wenn sie einen Mann bei sich hätten, dann würde ich sogleich Reißaus nehmen. Ich antwortete ihnen kaltblütig, sie möchten mich nicht weiter belästigen; ich würde auf die andere Seite der Straße hinübergehen. Um ihnen aber zu zeigen, daß ich vor ihren Männern keine Furcht hätte und eine Forderung anzunehmen bereit sei, würde ich ihnen in einer Entfernung von zwanzig Schritten bis zu ihrem Hause folgen, mich dann vor das Haus hinstellen und auf ihre Männer warten. Das tat ich denn auch."

„Wirklich?"

„Natürlich war es eine Dummheit; aber ich war eben in gereizter Stimmung. Sie schleppten mich mehr als drei Werst weit in der Hitze bis dahin, wo die Institute sind, und gingen in ein einstöckiges Holzhaus hinein. Ich muß gestehen, das Haus sah sehr anständig aus: durch das Fenster sah man drinnen eine Menge Blumen, zwei

Kanarienvögel, drei Stubenhündchen und einige eingerahmte Kupferstiche. Ich stand ungefähr eine halbe Stunde mitten auf der Straße vor dem Hause. Sie sahen dreimal verstohlen aus dem Fenster; aber dann ließen sie alle Rouleaus herab. Endlich trat aus dem Torpförtchen ein ältlicher Beamter heraus; nach seinem Aussehen zu urteilen, hatte er geschlafen und war von den Damen expreß geweckt worden; er trug nicht gerade einen Schlafrock, aber ein Kostüm, das durchaus nur fürs Haus paßte. Er blieb bei dem Pförtchen stehen, legte die Hände auf den Rücken und begann mich anzusehen, und ebenso ich ihn. Manchmal wandte er die Augen von mir ab, dann blickte er wieder nach mir hin; und auf einmal lächelte er mir zu. Da drehte ich mich um und ging weg."

„Aber das ist ja ein Schillerscher Idealismus, mein Freund! Ich habe mich immer gewundert: du hast so schöne rote Backen, und dein Gesicht strotzt nur so von Gesundheit, und dabei ein solcher, man kann sagen, Widerwille gegen die Frauen! Wie ist es möglich, daß eine Frau auf einen jungen Mann in deinem Alter nicht einen gewissen Eindruck macht? Mich, mon cher, hat mein Erzieher schon, als ich elf Jahre alt war, getadelt, weil ich im Sommergarten zu viel nach den Statuen hinsähe."

„Sie möchten schrecklich gern, daß ich zu irgendeiner hiesigen Josephine hinginge und dann zu Ihnen käme, um Ihnen Bericht zu erstatten. Aber Ihr Wunsch ist gegenstandslos: auch ich habe schon als Dreizehnjähriger ein nacktes, ganz nacktes Weib gesehen; seitdem empfinde ich einen Ekel vor ihnen."

„Im Ernst? Aber, cher enfant, ein schönes, frisches Weib duftet wie ein Apfel; wie kann man da Ekel empfinden?"

„Ich hatte in meiner ersten schlechten Pension bei Herrn Touchard, noch ehe ich aufs Gymnasium kam, einen Kameraden namens Lambert. Er prügelte mich immer, weil er mehr als drei Jahre älter war als ich, und ich mußte ihm dienen und ihm die Stiefel ausziehen. Als er konfirmiert war, kam der Abbé Rigaud zu ihm, um ihm zur ersten Kommunion Glück zu wünschen, und die beiden fielen einander unter Tränen um den Hals, und der Abbé Rigaud drückte ihn mit allerlei pathetischen Gesten an seine Brust. Ich weinte ebenfalls und beneidete ihn sehr. Als sein Vater gestorben war, verließ er die Pension, und ich sah ihn zwei Jahre lang nicht wieder. Aber nach den zwei Jahren traf ich ihn einmal auf der Straße; er sagte, er werde mich besuchen. Ich war damals schon auf dem Gymnasium und wohnte bei Nikolai Semjonowitsch. Er kam eines Vormittags zu mir, zeigte mir fünfhundert Rubel und forderte mich auf, mit ihm zu kommen. Obgleich er mich vor zwei Jahren geprügelt hatte, so hatte er mich doch immer nötig gehabt, nicht allein wegen der Stiefel; er brauchte jemand, um sich auszusprechen. Jetzt nun sagte er mir, er habe soeben seiner Mutter aus der Schatulle mittels eines Nachschlüssels Geld weggenommen; denn das Geld, das sein Vater hinterlassen habe, gehöre nach dem Gesetze alles ihm, und sie dürfe es ihm nicht vorenthalten; am vorhergehenden Tage sei der Abbé Rigaud zu ihm gekommen, um ihn zu ermahnen; er sei hereingekommen, habe sich vor ihn hingestellt, zu schluchzen angefangen, sehr entsetzt getan und die Arme zum Himmel erhoben. ‚Aber ich‘, erzählte er, ‚zog ein Messer aus der Tasche und sagte, ich würde ihn abstechen.‘ Wir fuhren nach dem Kusnezki-Most. Unterwegs teilte er mir mit, daß seine Mutter mit dem Abbé Rigaud ein Verhältnis

habe; er habe das gemerkt, aber ihm sei das alles schnuppe; und alles, was von der Kommunion gesagt werde, sei dummes Zeug. Er redete noch vieles andere, und es wurde mir dabei ganz ängstlich zumute. Im Kusnezki-Most kaufte er eine doppelläufige Flinte, eine Jagdtasche, fertige Patronen, eine Reitpeitsche und dann noch ein Pfund Konfekt. Wir fuhren vor die Stadt, um zu schießen, und begegneten unterwegs einem Vogelhändler mit Käfigen; Lambert kaufte ihm einen Kanarienvogel ab. In einem Wäldchen ließ er den Kanarienvogel heraus, da dieser nach der langen Gefangenschaft im Bauer ja doch nicht weit wegfliegen konnte, und fing an, nach ihm zu schießen, traf ihn aber nicht. Er schoß zum erstenmal in seinem Leben; eine Flinte aber hatte er sich schon längst kaufen wollen, schon als er noch bei Touchard war, und wir hatten von der Flinte schon lange zusammen phantasiert. Vor Aufregung war er ganz benommen. Er hatte pechschwarzes Haar, ein weiß und rotes Gesicht wie eine Maske, eine lange, gebogene Nase wie die Franzosen, weiße Zähne und schwarze Augen. Er band den Kanarienvogel mit einem Faden an einen Zweig und gab aus nächster Nähe, aus einer Entfernung von zwei Zoll, aus beiden Läufen zwei Schüsse auf ihn ab, und das Tierchen zerstob in hundert Federchen. Dann kehrten wir zurück, fuhren nach einem Gasthause, ließen uns ein Zimmer geben und fingen an zu essen und Champagner zu trinken; da kam eine Dame ... Ich erinnere mich, daß mir ihre luxuriöse Toilette sehr imponierte: sie trug ein grünseidenes Kleid. Da sah ich denn nun das alles ... wovon ich Ihnen schon gesagt habe ... Darauf, als wir wieder zu trinken angefangen hatten, begann er, sie zu hänseln und zu schimpfen; sie saß ohne ihr Kleid da, er

hatte es ihr weggenommen; und als sie anfing zu schimpfen und ihr Kleid zu verlangen, um sich anzuziehen, schlug er sie aus Leibeskräften mit der Peitsche über die nackten Schultern. Ich stand auf und packte ihn an den Haaren, und zwar so geschickt, daß ich ihn mit einem Ruck auf den Fußboden warf. Er ergriff eine Gabel und stach mich damit in den Schenkel. Da kamen auf das Geschrei Leute ins Zimmer gestürzt, und es gelang mir, zu entwischen. Seitdem ist es mir ekelhaft, an ein nacktes Weib zu denken; und dabei war sie wirklich schön gewesen, das können Sie glauben . . ."

Während meiner Erzählung hatte sich der Gesichtsausdruck des Fürsten aus einem heiteren in einen tieftraurigen verwandelt.

„Mon pauvre enfant! Ich bin immer davon überzeugt gewesen, daß es in deiner Kindheit sehr viele traurige Tage gegeben hat."

„Bitte, beunruhigen Sie sich darüber nicht!"

„Aber du bist allein gewesen, das hast du mir selbst gesagt, und wenn du auch diesen Lambert hattest: du hast das so ergreifend geschildert: dieser Kanarienvogel, diese Konfirmation mit Tränen an der Brust, und wie er dann ein paar Jahre darauf von dem Verhältnis seiner Mutter mit dem Abbé redet . . . O, mon cher, diese Frage der Kindererziehung ist in unserer Zeit geradezu eine furchtbare Frage: solange diese Goldköpfchen mit ihren Locken und mit ihrer Unschuld in der ersten Kindheit vor einem umherhüpfen und einen mit ihrem hellen Lachen und mit ihren hellen Äuglein ansehen, da sind sie ganz wie Engel Gottes oder wie reizende Vögelchen; aber später . . . aber später kommt es vor, daß es das Beste wäre, sie wären überhaupt nicht groß geworden."

„Was haben Sie für eine schwächliche Denkungsart, Fürst! Und Sie reden, als ob Sie selbst Kinder hätten. Sie haben ja doch keine Kinder und werden nie welche bekommen!“

„Tiens!“ erwiderte er, und sein Gesicht veränderte sich in einem Augenblicke. „Da hat mir gerade Alexandra Petrowna gesagt, ... vorgestern, he-he! ... Alexandra Petrowna Sinizkaja ... du mußt sie vor drei Wochen hier gesehen haben ... stelle dir vor, die sagte mir vorgestern auf meine lustige Bemerkung, daß ich, falls ich mich jetzt verheiratete, wenigstens sicher sein könne, keine Kinder zu bekommen ... da sagte sie auf einmal zu mir so recht boshaft: ‚Im Gegenteil, gerade Sie werden welche bekommen; solche Leute, wie Sie, bekommen unfehlbar welche, schon gleich im ersten Jahre; das werden Sie sehen!‘ He-he! Und alle haben sie, ich weiß nicht woher, die Vorstellung, ich würde mich plötzlich verheiraten. Aber wenn es auch boshaft gesagt war, so mußt du doch zugeben, daß es eine geschickte Bemerkung war.“

„Geschickt und beleidigend.“

„Na, cher enfant, nicht jeder kann unsereinen beleidigen. Ich schätze Esprit bei den Leuten besonders hoch; der ist offenbar im Schwinden begriffen. Aber was Alexandra Petrowna da gesagt hat ... kann man sich etwa mit ihr in einen Streit einlassen?“

„Was haben Sie da gesagt? Was haben Sie da gesagt?“ rief ich hastig. „Nicht jeder kann unsereinen ... Das ist richtig! Nicht jeder ist wert, daß man ihn beachte, – ein vortrefflicher Grundsatz! Gerade ich kann den gebrauchen. Das werde ich mir aufschreiben. Sie sagen manchmal allerliebste Dinge, Fürst!“

Er strahlte über das ganze Gesicht.

„N'est-ce pas? Cher enfant, der wahre Esprit verschwindet aus der Welt, je länger, je mehr. Eh, mais ... C'est moi qui connaît les femmes! Glaube mir, das Leben einer jeden Frau, was sie auch immer für Reden führen mag, ist ein stetes Suchen nach einem, dem sie sich unterordnen könne, sozusagen ein Durst nach Unterordnung. Und wohl zu beachten: ohne alle Ausnahme!"

„Sehr richtig, großartig!" rief ich ganz entzückt. Zu anderer Zeit wären wir sogleich für eine ganze Stunde in philosophische Erörterungen dieses Themas hineingeraten; aber auf einmal hatte ich das Gefühl, als ob ich einen Stich bekäme, und ich wurde dunkelrot. Es kam mir der Gedanke, daß ich mich durch das Lob seines Bonmots wohl gar bei ihm vor der Geldforderung einzuschmeicheln suchte, und daß er das jedenfalls denken werde, wenn ich nun mit meiner Bitte herauskäme. Ich erwähne das jetzt absichtlich.

„Fürst, ich bitte Sie ganz ergebenst, mir sogleich die fünfzig Rubel auszuzahlen, die Sie mir für diesen Monat schuldig sind," schoß ich auf einmal in einem gereizten, geradezu unartig klingenden Tone los.

Ich erinnere mich (da mir dieser ganze Vormittag mit allen Einzelheiten im Gedächtnis haftet), daß sich zwischen uns damals eine in ihrer brutalen Realität höchst garstige Szene abspielte. Er verstand mich zuerst nicht, sah mich lange an und begriff nicht, von was für Geld ich redete. Es war ja ganz natürlich, daß er nicht auf den Gedanken kam, ich könne Gehalt beanspruchen, – wofür denn auch? Allerdings versicherte er dann eifrig, er habe es nur vergessen, und zog, sobald er den Zusammenhang erraten hatte, sofort fünfzig Rubel heraus; aber er tat das mit übermäßiger Hast und wurde dabei sogar rot. Als ich sah, wie

die Sache lag, stand ich auf und erklärte schroff, jetzt könne ich das Geld nicht annehmen; man habe zu mir von einem Gehalte gesprochen, offenbar irrtümlich, oder auch um mich zu täuschen, damit ich die Stelle nicht ablehnte; ich sähe jetzt vollkommen ein, daß ich nicht den geringsten Anspruch erheben könnte, da ich ja keinerlei Dienste geleistet hätte. Der Fürst bekam einen Schreck und erging sich in Versicherungen, ich hätte ihm außerordentlich viele Dienste geleistet und würde es künftig in noch größerem Umfange tun; fünfzig Rubel seien eine so winzige Summe, daß er mir im Gegenteil noch etwas zulegen werde, weil er sich dazu für verpflichtet halte; er habe selbst alles mit Tatjana Pawlowna abgeredet, es aber dann „unverzeihlicherweise ganz vergessen". Ich fuhr auf und erklärte mit der größten Entschiedenheit, es sei mir ehrenrührig, ein Gehalt dafür anzunehmen, daß ich Skandalgeschichten erzählte, wie ich zwei Damen mit Schleppen bis zu den Instituten nachgelaufen sei; ich hätte mich nicht verdingt, um ihn zu amüsieren, sondern um ernste Arbeit zu tun, und wenn keine Arbeit da sei, so müßten wir unsere Beziehungen aufheben usw. usw. Ich hätte nicht geglaubt, daß jemand so erschrecken könnte, wie er nach diesen meinen Worten erschrak. Selbstverständlich endete die Sache damit, daß ich meine Weigerung aufgab und er mir die fünfzig Rubel aufdrängte: bis auf den heutigen Tag steigt mir bei der Erinnerung daran, daß ich sie annahm, die Röte der Scham ins Gesicht! In der Welt endet alles immer mit einer Gemeinheit, und das Ärgste war: er wußte mir damals beinahe zu beweisen, daß ich das Geld unstreitig verdient hätte, und ich war damals dumm genug, es zu glauben. Und außerdem war es ganz unmöglich, es abzulehnen.

„Cher, cher enfant!“ rief er, indem er mich küßte und umarmte (ich muß gestehen, ich war selbst nahe daran, loszuweinen, weiß der Teufel warum, wiewohl ich mich sogleich wieder in meine Gewalt bekam; und selbst jetzt, wo ich dies schreibe, steigt mir das Blut ins Gesicht); „lieber Freund; du bist mir jetzt so teuer wie ein leiblicher Verwandter; du bist mir in diesem Monate ganz ans Herz gewachsen! In der sogenannten Gesellschaft sind nur Leute, denen man nicht näher kommt. Katerina Nikolajewna“ (seine Tochter) „ist eine herrliche Frau, und ich bin stolz auf sie; aber sie kränkt mich doch oft, sehr oft, mein Lieber ... Na, und diese jungen Mädchen (elles sont charmantes) und ihre Mütter, die immer zu meinem Namenstage herkommen, die bringen nur ihre Kanevasstickereien her, verstehen aber selbst nichts zu sagen. Ich habe sechzig Kissen mit ihren Stickereien liegen, lauter Hunde und Hirsche. Ich habe diese jungen Mädchen ja sehr gern; aber mit dir verkehre ich wie mit einem leiblichen Verwandten, und nicht etwa wie mit einem Sohne, sondern wie mit einem Bruder; und besonders liebe ich es, wenn du opponierst: du besitzt eine literarische Bildung, du hast viel gelesen, du verstehst es, dich zu begeistern ...“

„Ich habe nichts gelesen und besitze ganz und gar keine literarische Bildung. Ich habe nur gelesen, was mir gerade in die Finger kam, und in den letzten zwei Jahren habe ich überhaupt nichts gelesen, und ich werde auch nichts mehr lesen.“

„Warum denn nicht?“

„Ich habe andere Ziele.“

„Cher ... es wäre schade, wenn du dir am Ende deines Lebens sagen müßtest wie ich: je sais tout, mais je ne sais

rien de bon. Ich weiß schlechterdings nicht, wozu ich auf der Welt gelebt habe! Aber ... ich bin dir zu großem Dank verpflichtet ... und ich wollte sogar ..."

Er brach plötzlich ab, wurde ganz matt und versank in seine Gedanken. Nach einer Gemütserschütterung (und solche konnten ihm alle Augenblicke aus dem einen oder andern Grunde begegnen) verlor er gewöhnlich für einige Zeit anscheinend die gesunde Urteilskraft und vermochte nicht mehr die Herrschaft über sich auszuüben; indes erholte er sich immer bald wieder, so daß kein weiterer Schaden daraus entstand. So saßen wir ungefähr eine Minute lang da. Seine sehr volle Unterlippe hing ganz herab ... am meisten setzte es mich in Erstaunen, daß er auf einmal seine Tochter erwähnt hatte und noch dazu mit solcher Offenherzigkeit. Natürlich führte ich das auf seinen angegriffenen Zustand zurück.

„Cher enfant, du bist mir doch nicht böse, weil ich ‚du' zu dir sage, nicht wahr?" entfuhr es ihm plötzlich.

„Durchaus nicht. Ich muß gestehen, daß ich anfangs, bei den ersten Malen, mich etwas verletzt fühlte und auch meinerseits zu Ihnen ‚du' sagen wollte; aber ich sah ein, daß das dumm sein würde, da Sie ja nicht, um mich herabzuwürdigen, ‚du' zu mir sagen."

Er hörte schon nicht mehr zu und hatte seine Frage vergessen.

„Nun, was macht dein Vater?" fragte er, indem er auf einmal den Kopf in die Höhe hob und mich nachdenklich ansah.

Ich fuhr ordentlich zusammen. Erstens hatte er Wersilow meinen Vater genannt, was er sich mir gegenüber noch nie erlaubt hatte, und zweitens hatte er von Wersilow zu sprechen angefangen, was noch nie vorgekommen war.

„Er sitzt auf dem Trocknen und ist melancholisch,“ antwortete ich kurz; aber ich brannte vor Neugier.

„Ja, wegen des Geldes. Heute wird ihr Prozeß entschieden, und ich erwarte den Fürsten Sergei; was wird er für Nachricht bringen? Er hat mir versprochen, direkt vom Gericht herzukommen. Davon hängt ihr ganzes Schicksal ab; es handelt sich um sechzig- oder achtzigtausend Rubel. Gewiß, ich habe auch Andrei Petrowitsch“ (das heißt Wersilow) „immer alles Gute gewünscht, und es scheint, er wird gewinnen, und die Fürsten werden nichts bekommen. Gesetz ist Gesetz!“

„Heute ist auf dem Gericht die Entscheidung?“ rief ich überrascht.

Der Gedanke, daß Wersilow mir nicht einmal das für nötig gehalten hatte mitzuteilen, frappierte mich außerordentlich. „Also hat er es auch der Mutter nicht gesagt und vielleicht niemandem,“ schoß es mir sogleich durch den Kopf. „Ist das ein Charakter!“

„Ist denn Fürst Sokolski in Petersburg?“ fragte ich, da mir dieser zweite Gedanke unmittelbar danach kam.

„Ja, seit gestern. Er ist direkt aus Berlin gekommen, expreß zu diesem Tage!“

Das war ebenfalls eine für mich sehr wichtige Nachricht. Und er sollte heute hierherkommen, der Mensch, der ihm die Ohrfeige gegeben hatte!

„Nun, und wie steht's,“ fuhr der Fürst mit plötzlich verändertem Gesichtsausdrucke fort, „verkündet er immer noch wie früher das Reich Gottes, und ... und ist er vielleicht immer noch hinter den Mädelchen her, hinter den halbflüggen Mädelchen? He-he! Da verlautet auch jetzt wieder ein höchst amüsantes Geschichtchen ... He-he!“

„Wer verkündet das Reich Gottes? Wer ist hinter den Mädchen her?“

„Andrei Petrowitsch! Kannst du es glauben, er hat uns allen damals gehörig zugesetzt; was wir äßen, was wir für Gedanken hätten, fragte er uns. Wenigstens kam es beinah darauf hinaus. Er wollte uns in Angst setzen, uns läutern. ‚Wenn du fromm bist,‘ sagte er, ‚warum wirst du dann nicht Mönch?‘ Es fehlte nicht viel, daß er das von einem forderte. Mais quelle idée! Selbst wenn es richtig ist, ist es nicht doch zu streng? Besonders mir machte er gern mit dem Jüngsten Gericht bange, mir ganz besonders.“

„Ich habe nichts Derartiges bemerkt, und ich lebe doch schon einen Monat mit ihm zusammen,“ erwiderte ich, gespannt zuhörend. Es verdroß mich sehr, daß er sich noch nicht ordentlich erholt hatte und so unzusammenhängend vor sich hinmurmelte.

„Er redet jetzt nur nicht davon, aber du kannst mir glauben, daß es sich so verhält. Er ist ein geistvoller Mensch und besitzt unstreitig ein tiefes Wissen; aber steckt in diesem Wissen auch richtiger Verstand? Das begab sich alles mit ihm nach seinem dreijährigen Aufenthalte im Auslande. Ich muß gestehen, ich war von seinen Reden ganz erschüttert ... und alle waren ganz erschüttert ... Cher enfant, j’aime le bon Dieu ... Ich glaube an ihn, ich glaube an ihn, soviel ich nur kann; aber – ich war damals in größter Aufregung. Ich gebe zu, daß ich mich bei meiner Entgegnung leichtfertig benahm; aber das tat ich absichtlich, im Ärger, – und überdies war meine Entgegnung im Grunde ebenso ernsthaft, wie sie es seit Anbeginn der Welt gewesen ist: ‚Wenn ein höchstes Wesen‘, sagte ich zu ihm, ‚vorhanden ist und persönlich existiert, nicht

in Gestalt eines durch die ganze Schöpfung ausgegossenen Geistes oder in Gestalt einer Flüssigkeit (denn das wäre noch schwerer zu begreifen), wo wohnt dieses höchste Wesen denn dann?' Mein Freund, c'était bête, ohne Zweifel; aber darauf laufen doch alle Entgegnungen hinaus. Un domicile – das ist ein wichtiger Punkt. Er wurde furchtbar zornig. Er ist dort zum Katholizismus übergetreten."

„Dieses Gerede habe ich ebenfalls gehört. Es ist sicherlich dummes Zeug."

„Ich versichere dir bei allem, was heilig ist, daß es sich so verhält. Sieh ihn nur einmal genau an ... Übrigens, du sagst, er habe sich verändert. Na, aber zu jener Zeit, wie hat er uns alle damals gepeinigt! Kannst du es glauben, er benahm sich so, als ob er ein Heiliger wäre und seine Gebeine demnächst Reliquien werden würden. Er verlangte von uns Rechenschaft über unsern Lebenswandel; ich schwöre es dir! Reliquien! En voilà une autre! Na, wenn noch ein Mönch oder ein Einsiedler so spräche, dann könnte man es sich noch gefallen lassen; aber da geht nun ein Mensch im Frack und sonstigem Zubehör umher ... und auf einmal sollen seine Gebeine Reliquien werden! Ein sonderbarer Wunsch für einen Angehörigen der besseren Kreise, und, ich muß gestehen, ein sonderbarer Geschmack! Ich will ja nichts dagegen gesagt haben: gewiß, all das liegt auf dem Gebiete der Frömmigkeit, und da kann alles mögliche passieren ... Außerdem ist das alles de l'inconnu; aber für einen Mann aus der guten Gesellschaft ist es geradezu unpassend. Wenn mir so etwas passierte oder mir ein solcher Vorschlag gemacht würde, so würde ich dankend ablehnen, das schwöre ich dir. Nun sag bloß: heute diniere ich im Klub, und dann auf

einmal will ich ein verklärter Heiliger sein! Man lacht mich ja aus! All das habe ich ihm schon damals auseinandergesetzt ... Er trug Büßerketten unter den Kleidern!"

Ich wurde ganz rot vor Zorn.

„Haben Sie die Ketten selbst gesehen?"

„Selbst habe ich sie nicht gesehen; aber ..."

„Dann erkläre ich Ihnen, daß das alles Lüge ist, ein Geflecht abscheulicher Ränke, schändliche Verleumdung seitens seiner Feinde, das heißt seitens eines Feindes, seines unmenschlichen Hauptfeindes; denn eigentlich hat er nur einen Feind, und das ist Ihre Tochter!"

Nun war es der Fürst, der zornig aufbrauste.

„Mon cher, ich bitte dich inständig, von nun an nie wieder in meiner Gegenwart den Namen meiner Tochter in Verbindung mit dieser häßlichen Geschichte zu erwähnen."

Ich erhob mich. Er war ganz außer sich; das Kinn zitterte ihm.

„Cette histoire infame! ... Ich habe sie nicht geglaubt, ich wollte sie absolut nicht glauben; aber ... es ist mir gesagt worden: ‚Sie können es glauben, Sie können es glauben,' und ich ..."

In diesem Augenblick kam ein Diener herein und meldete Besuch: ich ließ mich wieder auf meinen Stuhl nieder.

## IV

Es traten zwei Damen ein, beides junge Mädchen; die eine war die Stieftochter eines Vetters der verstorbenen Frau des Fürsten oder so etwas Ähnliches, eine Pflegetochter von ihm, der er bereits eine Mitgift zugeteilt hatte, und die (ich bemerke das für später) auch selbst Vermögen

besaß; die andere war Anna Andrejewna Wersilowa, die Tochter Wersilows, die drei Jahre älter war als ich, bei Frau Fanariotowa wohnte, und die ich bisher nur einmal in meinem Leben flüchtig auf der Straße gesehen hatte, obgleich ich mit ihrem Bruder schon in Moskau eine allerdings ebenfalls nur unbedeutende Affäre gehabt hatte (es ist sehr möglich, daß ich diese Affäre in der Folge erwähnen werde, wenn ich dafür Platz haben sollte; denn eigentlich ist sie es nicht wert). Diese Anna Andrejewna war von ihrer Kindheit an ein besonderer Liebling des Fürsten gewesen (die Bekanntschaft Wersilows mit dem Fürsten stammte aus weit zurückliegender Zeit). Ich war durch das soeben Geschehene dermaßen verwirrt, daß ich beim Eintritt der Damen nicht einmal aufstand, obgleich der Fürst sich zu ihrer Begrüßung erhoben hatte; nachher aber meinte ich, es sei beschämend, so nachträglich aufzustehen, und blieb auf meinem Platze sitzen. Hauptsächlich war ich darüber bestürzt, daß der Fürst mich drei Minuten vorher so angeschrien hatte, und ich wußte immer noch nicht, ob ich weggehen oder dableiben sollte. Aber der alte Herr hatte nach seiner Gewohnheit schon alles vollständig vergessen und war beim Anblicke der jungen Damen ganz munter und vergnügt geworden. Er hatte mir sogar mit schnell veränderter Miene und geheimnisvollem Blinzeln unmittelbar vor ihrem Eintritt noch eilig zugeflüstert:

„Sieh dir mal Olimpiada an; sieh sie dir ganz genau an, recht genau; ich werde dir nachher den Grund sagen ..."

Ich sah sie recht genau an, konnte aber nichts Besonderes an ihr finden: sie war von nicht gerade großer Statur, hatte rundliche Formen und sehr rote Backen. Das Gesicht machte übrigens einen angenehmen Eindruck; es ge-

hörte zu derjenigen Sorte, welche materialistisch gesinnten Männern zu gefallen pflegt. Vielleicht lag ein Ausdruck von Gutmütigkeit darin, wenn auch nicht von unbedingter. Durch besondere Intelligenz zeichnete sie sich gewiß nicht aus; ich meine aber dabei nur Intelligenz im höchsten Sinne; denn daß sie schlau war, konnte man ihr an den Augen ansehen. Sie konnte nicht über neunzehn Jahre alt sein. Kurz, nichts Bemerkenswertes. Bei uns auf dem Gymnasium hätte man gesagt: „Eine Schlummerrolle.“ (Wenn ich alles so ausführlich beschreibe, so tue ich es einzig und allein, weil es für das Folgende vonnöten ist.)

Übrigens zielt auch alles, was ich bisher mit scheinbar unnötiger Ausführlichkeit beschrieben habe, auf das Folgende hin und wird dort erforderlich sein. An seinem Platze wird auf alles Bezug genommen werden; ich sah keine Möglichkeit, es hier zu übergehen; wenn es aber jemandem langweilig ist, so bitte ich ihn, es ungelesen zu lassen.

Eine ganz andere Persönlichkeit war Wersilows Tochter. Sie war hochgewachsen, sogar ein wenig hager, das Gesicht länglich und auffallend blaß, das Haar schwarz und üppig, die Augen dunkel und groß, der Blick tief, die Lippen des frischen Mundes klein und dunkelrot. Sie war das erste weibliche Wesen, das mir durch seinen Gang keinen Widerwillen einflößte; aber sie war eben auch schlank und hager. Der Ausdruck ihres Gesichtes war nicht eigentlich gutmütig, aber ernst und würdevoll; sie war zweiundzwanzig Jahre alt. Fast in keinem Teile ihres Gesichtes war eine äußere Ähnlichkeit mit Wersilow zu finden; dagegen hatte sie wunderbarerweise im Ausdrucke des Gesichtes eine außerordentliche Ähnlichkeit mit ihm. Ich weiß nicht, ob sie schön war; das kommt auf den Ge-

schmack an. Beide Damen waren sehr einfach gekleidet, so daß es nicht der Mühe wert ist, ihren Anzug zu beschreiben. Ich erwartete, daß Fräulein Wersilowa mich sogleich durch irgendeinen Blick oder durch irgendeine Geste beleidigen werde, und bereitete mich schon darauf vor; hatte mich doch ihr Bruder in Moskau gleich bei unserem ersten Zusammentreffen im Leben beleidigt. Von Gesicht konnte sie mich nicht kennen; aber sie hatte jedenfalls gehört, daß ich regelmäßig zum Fürsten kam. Alles, was der Fürst vorhatte und tat, erregte sogleich bei dem ganzen Schwarme von Verwandten und „Anwärtern" das lebhafteste Interesse und wurde als ein wichtiges Ereignis betrachtet, – um wieviel mehr seine plötzliche Zuneigung zu mir. Es war mir zuverlässig bekannt, daß der Fürst sich sehr für Anna Andrejewnas Schicksal interessierte und einen Bräutigam für sie suchte. Aber für Fräulein Wersilowa einen Bräutigam zu finden, war schwerer als für die Kanevasstickerinnen.

Aber siehe da, die Sache kam ganz anders, gegen meine Erwartungen. Nachdem Fräulein Wersilowa dem Fürsten die Hand gedrückt und mit ihm ein paar heitere Worte im Gesellschaftsstil gewechselt hatte, sah sie sehr neugierig nach mir hin, und da sie bemerkte, daß auch ich sie ansah, machte sie mir lächelnd eine Verbeugung. An sich war daran nichts Ungewöhnliches: sie war soeben eingetreten und machte mir als Eingetretene eine Verbeugung; aber ihr Lächeln war so freundlich, daß es augenscheinlich schon vorher beabsichtigt sein mußte. Ich hatte davon, wie ich mich erinnere, eine höchst angenehme Empfindung.

„Und dies . . . und dies ist mein lieber junger Freund Arkadi Andrejewitsch Dol . . ." sagte der Fürst eilig, da er sah, daß sie mir eine Verbeugung gemacht hatte und ich immer

noch dasaß. Aber plötzlich verstummte er: vielleicht wurde er darüber verlegen, daß er mich ihr vorstellte (also, genau genommen, den Bruder der Schwester). Die Schlummerrolle machte mir ebenfalls eine Verbeugung; aber ich brauste auf einmal in sehr dummer Weise auf und sprang von meinem Platze in die Höhe: es war ein Anfall gekünstelten, ganz sinnlosen Stolzes, alles nur aus falschem Selbstgefühl.

„Entschuldigen Sie, Fürst, ich heiße nicht Arkadi Andrejewitsch, sondern Arkadi Makarowitsch," bemerkte ich in scharfem Tone und vergaß dabei ganz, daß ich die Verbeugung der Damen erwidern mußte. Weiß der Teufel, wie unpassend ich mich in diesen Minuten benahm!

„Mais ... tiens!" rief der Fürst und stieß sich mit dem Finger gegen die Stirn.

„Wo haben Sie studiert?" hörte ich vor mir die ein bißchen dumm klingende, in gedehntem Tone vorgebrachte Frage der Schlummerrolle, die geradeswegs an mich herangetreten war.

„In Moskau, auf dem Gymnasium."

„Ah! Ich habe davon gehört. Wird dort guter Unterricht erteilt?"

„Jawohl, sehr guter."

Ich stand wie ein Soldat beim Rapport da und antwortete wie ein solcher.

Die Fragen dieses jungen Mädchens waren ohne Zweifel nicht sehr tiefsinnig; aber sie hatte doch ein Mittel gefunden, meine dumme Heftigkeit zu vertuschen und die Verlegenheit des Fürsten zu mildern, der unterdessen schon mit vergnügtem Lächeln anhörte, was ihm Fräulein Wersilowa vergnügt ins Ohr flüsterte; auf mich hatte es offenbar keinen Bezug. Aber ich fragte mich: warum sucht

denn dieses mir gänzlich unbekannte junge Mädchen meine dumme Heftigkeit zu vertuschen? Unmöglich konnte ich denken, daß sie sich so ganz ohne Grund an mich gewandt hatte; da steckte eine Absicht dahinter. Sie blickte mich sehr neugierig an, als wünsche sie, daß ich sie ebenfalls recht sehr beachten möchte. Alles dies habe ich mir nachher so zusammengestellt, und ich habe mich nicht geirrt.

„Wie? Wirklich heute schon?“ rief der Fürst auf einmal und sprang von seinem Platze auf.

„Also haben Sie es nicht gewußt?“ fragte Fräulein Wersilowa erstaunt. „Olympe! Der Fürst hat nicht gewußt, daß Katerina Nikolajewna heute ankommt. Wir wollten ja doch jetzt eben zu ihr kommen, weil wir glaubten, sie sei schon mit dem Frühzuge gefahren und längst zuhause. Aber wir sind mit ihr soeben an der Haustür zusammengetroffen: sie kam direkt von der Bahn und sagte uns, wir möchten nur zu Ihnen gehen; sie selbst werde auch gleich kommen ... Da ist sie ja schon!“

Eine Seitentür öffnete sich, und – jene Frau erschien.

Ich kannte ihr Gesicht schon von dem wundervollen Porträt, das im Arbeitszimmer des Fürsten hing; ich hatte dieses Porträt den ganzen Monat über studiert. In ihrer Gegenwart verbrachte ich jetzt in dem Arbeitszimmer etwa drei Minuten und verwandte meine Augen auch nicht eine Sekunde von ihrem Gesichte. Aber wenn ich das Porträt nicht gekannt hätte und nach Ablauf dieser drei Minuten gefragt worden wäre, wie sie aussähe, so hätte ich nichts antworten können, so benommen war ich.

Ich erinnere mich aus diesen drei Minuten nur an eine tatsächlich sehr schöne Frau, die der Fürst küßte und bekreuzte, und die auf einmal, unmittelbar nach ihrem Eintritt, anfing, mich anzublicken. Ich hörte deutlich, wie

der Fürst mit einem kleinen, leisen Lachen etwas von dem neuen Sekretär murmelte, wobei er offenbar auf mich zeigte, und wie er meinen Familiennamen nannte. Sie warf das Gesicht in eigentümlicher Weise zurück, musterte mich in häßlicher Manier und lächelte so frech, daß ich mich auf einmal in Bewegung setzte, zum Fürsten hintrat und heftig zitternd, die Endbuchstaben verschluckend, wahrscheinlich auch mit den Zähnen klappernd, murmelte:

„Ich muß jetzt . . . ich habe jetzt für mich zu tun . . . Ich gehe."

Damit drehte ich mich um und ging hinaus. Niemand sagte ein Wort zu mir, auch der Fürst nicht; alle sahen mich nur an. Der Fürst hat mir später gesagt, ich sei so blaß geworden, daß er es „geradezu mit der Angst bekommen habe".

Das hatte nun allerdings nichts zu sagen!

## Drittes Kapitel

### I

Das hatte wirklich nichts zu sagen: die höchste Vorstellung verschlang alles Geringere, und das eine mächtige Gefühl entschädigte mich für alles andere. Ich ging in einer Art von Wonnerausch hinaus. Als ich auf die Straße trat, hätte ich am liebsten losgesungen. Und es traf sich auch noch, daß es ein entzückender Morgen war: Sonnenschein, Passanten, Lärm, Bewegung, Freude, Gedränge. Wie? Hatte mich denn diese Frau nicht beleidigt? Von wem hätte ich einen solchen Blick und ein so freches Lächeln ertragen, ohne sofortigen Protest meinerseits, mochte er auch noch so dumm herauskommen (das wäre

dabei egal)? Man beachte noch: sie war schon mit der Absicht angereist gekommen, mich so schnell wie möglich zu beleidigen, wiewohl sie mich noch nie gesehen hatte; in ihren Augen war ich „ein Abgesandter Wersilows", und sie war damals, ebenso wie noch lange nachher, davon überzeugt, daß Wersilow ihr Schicksal in seinen Händen habe und imstande sei, sie, wenn er wolle, mittels eines Schriftstücks zugrunde zu richten; wenigstens vermutete sie das. Hier fand ein Duell auf Leben und Tod statt. Und siehe da – ich war nicht beleidigt! Eine Beleidigung war erfolgt; aber ich empfand sie nicht! Ja, noch mehr! Ich war sogar froh; ich war hergekommen, um sie zu hassen, und nun fühlte ich sogar, daß ich anfing, sie zu lieben. „Ich weiß nicht," dachte ich, „ob eine Spinne Haß gegen die Fliege empfinden kann, die sie zu fangen beabsichtigt! Liebe kleine Fliege! Ich glaube, man liebt sein Opfer; wenigstens kann man es lieben. Ich, ich liebe meine Feindin da: es gefällt mir zum Beispiel sehr, daß sie so schön ist. Es gefällt mir sehr, gnädige Frau, daß Sie so hochmütig und stolz sind: wären Sie bescheidener, so würde mein Vergnügen nicht so groß sein. Sie haben mich, bildlich ausgedrückt, angespien; aber ich triumphiere. Wenn Sie mir tatsächlich mit wirklichem Speichel ins Gesicht gespien hätten, auch dann wäre ich vielleicht nicht zornig geworden; denn Sie sind mein Opfer, das meinige, nicht das seinige. Wie bezaubernd dieser Gedanke ist! Nein, das geheime Bewußtsein der Macht ist sehr viel angenehmer als die offenkundige Herrschaft. Wäre ich ein hundertfacher Millionär, so würde ich, wie ich glaube, ein besonderes Vergnügen darin finden, in einem ganz abgetragenen Rocke zu gehen, damit man mich für einen armen Menschen, fast für einen Bettler hielte, mich bei-

seite stieße und verachtete: ich würde mir an dem bloßen Bewußtsein genügen lassen."

So ungefähr könnte ich meine damaligen Gedanken und meine Freude und vieles von meinen Empfindungen in Worte kleiden. Ich füge nur noch hinzu, daß es hier, in dem soeben Niedergeschriebenen, leichtfertiger klingt: in Wirklichkeit war ich tiefer und schamhafter. Vielleicht bin ich auch jetzt in meinem Innern schamhafter als in meinen Worten und Taten; Gott gebe es!

Vielleicht habe ich sehr übel daran getan, daß ich mich hingesetzt habe, um das alles niederzuschreiben: in meinem Innern bleibt unvergleichlich viel mehr zurück als das, was in Gestalt von Worten herauskommt. Der Gedanke, mag er auch töricht sein, ist, solange man ihn bei sich behält, stets tiefer; in Worte gekleidet wird er lächerlicher und ehrloser. Wersilow hat einmal zu mir gesagt, das Gegenteil davon komme nur bei schlechten Menschen vor. Diese lügen nur und haben es dadurch leicht; aber ich gebe mir Mühe, die ganze Wahrheit zu sagen, und das ist furchtbar schwer!

## II

An diesem 19. September unternahm ich noch etwas Besonderes.

Zum erstenmal seit meiner Ankunft in Petersburg hatte ich Geld in der Tasche; denn die sechzig Rubel, die ich mir im Laufe zweier Jahre zusammengespart hatte, hatte ich, wie oben erwähnt, meiner Mutter gegeben. Aber schon vor einigen Tagen hatte ich mir vorgenommen, an dem Tage, an dem ich mein Gehalt bekommen würde, einen Versuch zu machen, von dem ich schon lange im stillen phantasiert hatte. Tags zuvor hatte ich mir aus einer

Zeitung eine Anzeige ausgeschnitten, eine Bekanntmachung des „Gerichtsvollziehers beim St. Petersburger Bezirksgericht“ usw. usw., welche besagte, daß „am 19. des laufenden Monats September um zwölf Uhr mittags im Kasaner Stadtteil, in dem und dem Revier usw. usw., im Hause Nr. soundso das bewegliche Eigentum der Frau Lebrecht versteigert werden solle“, und daß „am Tage der Versteigerung ein Inventar der zu versteigernden Gegenstände mit beigefügten Taxpreisen eingesehen, auch die Gegenstände selbst besichtigt werden könnten“ usw. usw.

Es war kurz nach ein Uhr. Eilig ging ich zu Fuß nach dem angegebenen Hause. Schon seit mehr als zwei Jahren habe ich nie eine Droschke genommen; das ist ein fester Vorsatz von mir, sonst hätte ich mir auch die sechzig Rubel nicht sparen können. Ich war noch nie zu einer Auktion gegangen, ich hatte mir das noch nicht gestattet; ich hatte mir vorgenommen gehabt, dies erst dann zu tun, wenn ich mit dem Gymnasium fertig sein, mit allen gebrochen haben, mich in mein Gehäuse verkrochen haben und vollständig frei geworden sein würde. Allerdings war ich noch lange nicht in meinem Gehäuse und noch lange nicht frei; aber ich wollte ja jetzt auch nur eine Art von Versuch machen, wie es war, nur um davon träumen zu können; nachher wollte ich für lange Zeit wieder damit pausieren, bis zu dem Augenblicke, wo es damit Ernst werden sollte! Für alle andern Leute war dies eine kleine, unwichtige Auktion; für mich war sie der erste Balken zu dem Schiffe, auf dem Kolumbus ausfuhr, um Amerika zu entdecken. Das waren meine damaligen Empfindungen.

Als ich an Ort und Stelle gelangt war, ging ich über den Hof des in der Bekanntmachung bezeichneten Hauses

ganz nach hinten und betrat die Wohnung der Frau Lebrecht. Diese Wohnung bestand aus einem Entree und vier kleinen, niedrigen Zimmern. In dem ersten Zimmer vom Entree aus stand ein Haufe von etwa dreißig Menschen, die Hälfte davon waren Bieter; die andern waren, nach ihrem Aussehen zu urteilen, teils neugierige Müßiggänger, teils Liebhaber solcher Gegenstände, teils heimliche Beauftragte der Frau Lebrecht; auch Kaufleute und Juden waren da, die es auf die Goldsachen abgesehen hatten, sowie einige besser Gekleidete. Sogar die Gesichter einiger dieser Herren haben sich meinem Gedächtnisse eingeprägt. In dem rechts gelegenen Zimmer war in die geöffnete Tür, gerade zwischen die Pfosten, ein Tisch geschoben, so daß man in das Zimmer nicht hineingehen konnte; dort lagen die in dem Verzeichnis enthaltenen, zu verauktionierenden Gegenstände. Links war ein anderes Zimmer; aber die Tür zu demselben war geschlossen, wiewohl sie sich alle Augenblicke zu einer kleinen Spalte öffnete, durch die, wie man sehen konnte, jemand hindurchguckte, jedenfalls eines der zahlreichen Kinder der Frau Lebrecht, die sich natürlich während der Auktion recht unbehaglich fühlte. An dem Tische, der in der Tür stand, saß, mit dem Gesichte nach dem Publikum zu, auf einem Stuhle der Herr Gerichtsvollzieher mit seinem Amtszeichen und hielt die Versteigerung ab. Als ich hinkam, war die Sache etwa zur Hälfte erledigt; ich drängte mich sogleich bis dicht an den Tisch heran. Es wurden gerade bronzene Leuchter ausgeboten. Ich begann, mir die ausgestellten Gegenstände anzusehen.

Ich sah sie mir an und mußte sogleich denken: „Was kann ich hier eigentlich kaufen? Was soll ich im Augenblick mit bronzenen Leuchtern anfangen? Werde ich mein Ziel erreichen? Muß man die Sache so angreifen, und

wird meine Spekulation gelingen? Und ist nicht etwa meine ganze Spekulation kindisch?" Alles dies überlegte ich und wartete. Meine Empfindung glich der, die man am Spieltisch in dem Augenblick hat, wo man noch nicht auf eine Karte gesetzt hat, aber in der Absicht zu setzen herangetreten ist; man sagt sich: „Wenn ich will, setze ich, und wenn ich nicht will, gehe ich weg; ich kann tun, was ich will." Das Herz schlägt dann noch nicht heftig, fühlt aber eine leise Beklemmung und zuckt zusammen, eine nicht unangenehme Empfindung. Aber die Unschlüssigkeit wird einem bald peinlich; es überkommt einen eine Art von Blindheit: man streckt die Hand aus und ergreift eine Karte, aber ganz mechanisch, beinahe gegen den eigenen Willen, als ob einem ein anderer die Hand führte; endlich hat man sich entschlossen und setzt, – und nun ist die Empfindung eine ganz andere, sehr starke. Ich schildere hier nicht, wie es auf Auktionen überhaupt zugeht, sondern nur, wie es mir zumute war: welcher andere Mensch kann auf einer Auktion Herzklopfen bekommen?

Es waren Leute da, die sich sehr aufregten; es waren solche da, die schwiegen und warteten; es waren solche da, die etwas kauften und den Kauf bereuten. Ich hatte ganz und gar kein Mitleid mit einem Herrn, der irrtümlich, weil er nicht deutlich gehört hatte, ein neusilbernes Milchkännchen für ein silbernes gekauft und fünf Rubel statt zwei dafür bezahlt hatte; im Gegenteil, ich amüsierte mich sehr darüber. Der Gerichtsvollzieher brachte in die Reihenfolge der Gegenstände eine gewisse Abwechslung hinein: nach den Leuchtern kam ein Paar Ohrringe daran, nach den Ohrringen ein gesticktes Saffiankissen, nach diesem eine Schatulle, wahrscheinlich um der Buntheit willen, oder um den Wünschen der Bieter nachzu-

kommen. Ich konnte nicht zehn Minuten lang ruhig bleiben und wollte schon auf das Kissen bieten, dann auf die Schatulle; aber im entscheidenden Augenblick hielt ich mich doch jedesmal zurück: diese Gegenstände schienen mir doch gar zu unbrauchbar für mich. Endlich nahm der Gerichtsvollzieher ein Album in die Hand.

„Ein Familienalbum in rotem Saffian, etwas abgenutzt, mit Aquarell- und Tuschzeichnungen, in einem Futteral von geschnitztem Elfenbein mit silbernen Schließen, – Preis zwei Rubel!"

Ich trat näher heran; das Ding sah sehr elegant aus; aber die Elfenbeinschnitzerei war an einer Stelle beschädigt. Ich war der einzige, der herangetreten war, um es zu besehen; alle schwiegen; ich hatte keinen Konkurrenten. Ich hätte das Album aus dem Futteral herausnehmen und die Schließen öffnen können, um es genauer zu besehen; aber ich übte mein Recht nicht aus, sondern machte nur eine verzichtende Handbewegung: „Ganz egal!" dachte ich.

„Zwei Rubel und fünf Kopeken," sagte ich. Ich glaube, es klapperten mir wieder die Zähne.

Das Album verblieb mir. Ich zog sogleich mein Geld heraus, bezahlte, nahm das Album und ging damit in eine Ecke des Zimmers. Dort nahm ich es aus dem Futteral heraus und begann, es mit fieberhafter Hast zu betrachten: abgesehen von dem Futteral war es der elendeste Schund von der Welt: ein kleines Ding von Album in der Größe eines Blattes Briefpapier von kleinem Format, dünn, mit abgescheuertem Goldschnitt, genau von der Art, wie sie in älterer Zeit bei jungen Mädchen, die eben das Institut verlassen hatten, sehr häufig zu finden waren. Mit schwarzer Tusche und mit bunten Farben waren Tempel auf Bergen, Liebesgötter, ein Teich mit darauf schwimmen-

den Schwänen und dergleichen mehr gemalt; auch Verse waren da:

„Von Moskau und den Freunden scheiden
Für längre Zeit ist freilich schlimm.
Doch kann ich's leider nicht vermeiden;
Lebt wohl! Ich reise nach der Krim."

(Das Zeug ist wirklich in meinem Gedächtnis haften geblieben!) Ich kam zu der Überzeugung, daß ich hereingefallen war; wenn etwas für jemand unbrauchbar war, dann war es dieses Stück für mich.

„Nun, das schadet nichts," sagte ich mir. „Auf die erste Karte verliert man immer; das ist sogar ein gutes Vorzeichen."

Meine Stimmung war entschieden eine vergnügte.

„Ach, da bin ich zu spät gekommen; Sie haben es? Haben Sie es ersteigert?" hörte ich plötzlich neben mir einen Herrn sagen, der einen blauen Paletot trug, stattlich aussah und gut gekleidet war. Er war zu spät gekommen.

„Ich bin zu spät gekommen. Ach, wie schade! Wieviel haben Sie dafür gegeben?"

„Zwei Rubel und fünf Kopeken."

„Ach, wie schade! Möchten Sie es mir nicht überlassen?"

„Kommen Sie mit hinaus!" flüsterte ich ihm mit stockendem Herzschlage zu.

Wir gingen hinaus auf die Treppe.

„Ich überlasse es Ihnen für zehn Rubel," sagte ich und fühlte dabei, wie es mir kalt über den Rücken lief.

„Zehn Rubel! Aber ich bitte Sie, wie können Sie so etwas sagen!"

„Ganz, wie Sie wollen."

Er sah mich mit weit aufgerissenen Augen an; ich war

gut gekleidet und sah gar nicht einem Juden oder einem Trödler ähnlich.

„Erbarmen Sie sich, das ist doch ein elendes, altes Album; wer kann denn das brauchen? Auch das Futteral hat, genau besehen, gar keinen Wert. Wer wird Ihnen denn das Ding abkaufen?"

„Sie wollen es ja doch kaufen."

„Aber nur aus einem besonderen Grunde; ich habe erst gestern davon erfahren; ich bin der einzige Interessent. Ich bitte Sie, was reden Sie!"

„Ich hätte fünfundzwanzig Rubel fordern sollen; aber da ich dann riskiert haben würde, daß Sie davon Abstand genommen hätten, so habe ich der Sicherheit halber nur zehn verlangt. Davon lasse ich nun aber auch nicht eine Kopeke ab."

Ich drehte mich um und ging weg.

„Na, nehmen Sie vier Rubel!" sagte er, als er mich eingeholt hatte; ich war schon auf dem Hofe. „Meinetwegen auch fünf."

Ich schwieg und ging weiter.

„Hier! Nehmen Sie!" Er zog zehn Rubel heraus, und ich gab ihm das Album.

„Aber Sie müssen doch selbst sagen, daß das nicht ehrenhaft ist; wie?"

„Wieso soll das nicht ehrenhaft sein? So geht's eben auf dem Markte zu."

„Wo ist hier ein Markt?" (Er wurde ärgerlich.)

„Wo Nachfrage ist, da ist auch ein Markt; hätten Sie es nicht kaufen wollen, so würde ich keine vierzig Kopeken dafür bekommen haben."

Ich brach zwar nicht in ein Gelächter aus und war äußerlich ernst; aber ich lachte innerlich. Ich lachte nicht

eigentlich vor Entzücken; ich weiß selbst nicht, weshalb. Ich kam dabei ordentlich ein bißchen außer Atem.

„Hören Sie mal," murmelte ich; ich konnte es schlechterdings nicht zurückhalten, redete aber freundschaftlich und hatte ihn dabei sehr lieb; „hören Sie mal: als der verstorbene James Rothschild, der Pariser, der, der siebzehnhundert Millionen Franks hinterlassen hat" (er nickte mit dem Kopfe), „als der noch jung war und zufällig ein paar Stunden früher als alle andern von der Ermordung des Herzogs von Berry erfuhr, da gab er diese Nachricht sofort mit größter Schnelligkeit an die richtige Stelle weiter und verdiente durch diese eine Handlung in einem einzigen Augenblicke mehrere Millionen. So machen das die Leute!"

„Sind Sie denn etwa ein Rothschild, wie?" schrie er mich empört an, als wenn ich ein Dummkopf wäre.

Ich ging schnell aus dem Hause hinaus. Auf einen Schlag hatte ich sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken verdient! Mein Verfahren war ja sinnlos gewesen, ein kindisches Spiel, das mußte ich zugeben; aber meine Idee war doch dadurch bestätigt worden, und die Sache regte mich mit Notwendigkeit sehr auf ... Übrigens hat es keinen Zweck, Gefühle zu schildern. Der Zehnrubelschein steckte in meiner Westentasche; ich schob zwei Finger hinein, um ihn zu befühlen, und ging so weiter, ohne die Hand wieder herauszuziehen. Als ich etwa hundert Schritte auf der Straße gegangen war, nahm ich ihn heraus, um ihn zu besehen, und wollte ihn küssen. Vor dem Portal eines Hauses fuhr auf einmal eine Kutsche vor; der Portier öffnete die Haustür, und heraus trat, um in die Kutsche zu steigen, eine junge, hübsche, üppige, reich in Samt und Seide gekleidete Dame mit einer zwei Ellen langen

Schleppe. Plötzlich entglitt ihrer Hand eine allerliebste kleine Brieftasche und fiel auf die Erde; sie stieg ein. Der Diener bückte sich, um das hübsche Ding aufzuheben; aber ich sprang schnell hinzu, hob es auf und händigte es der Dame ein, wobei ich den Hut lüftete. (Ich trug einen Zylinder und war überhaupt wie ein anständiger junger Mann gekleidet.) Die Dame sagte in gemessenem Tone, aber mit sehr freundlichem Lächeln zu mir: „Merci, m'sieur." Der Wagen rasselte davon. Ich küßte meinen Zehnrubelschein.

## III

Ich mußte noch gleich an diesem Tage Jefim Swjerjew aufsuchen, der früher auf dem Gymnasium mein Schulkamerad gewesen war, aber das Gymnasium verlassen hatte, um in Petersburg in eine höhere Fachschule einzutreten. Er selbst verdient keine nähere Beschreibung, und in besonders freundschaftlichen Beziehungen hatte ich mit ihm auch nicht gestanden; aber in Petersburg hatte ich ihn aufgesucht, weil er (infolge verschiedener Umstände, die auseinanderzusetzen ebenfalls nicht der Mühe lohnt) imstande war, mir sogleich die Adresse eines für mich außerordentlich wichtigen Herrn Krafft mitzuteilen, sobald dieser aus Wilna zurückgekehrt sein würde. Swjerjew erwartete ihn gerade an jenem oder am folgenden Tage, was er mich vor zwei Tagen hatte wissen lassen. Ich mußte nach der Peterburgskaja *) gehen, verspürte aber keine Müdigkeit.

Swjerjew (er war mit mir ziemlich gleichalterig, neunzehn Jahre alt) traf ich auf dem Hofe des Hauses seiner

*) Ein Stadtteil. Anmerkung des Übersetzers.

Tante, bei der er zur Zeit wohnte. Er hatte soeben zu Mittag gegessen und ging auf dem Hofe Stelzen; er teilte mir sogleich mit, daß Krafft schon gestern angekommen und in seiner früheren Wohnung, ebendort in der Petersburgskaja, abgestiegen sei und selbst lebhaft wünsche, sobald wie möglich mit mir zusammenzukommen, um mir eine wichtige Mitteilung zu machen.

„Er muß wieder anderswohin reisen," fügte Jefim hinzu.

Da eine Zusammenkunft mit Krafft unter den vorliegenden Umständen für mich von allergrößter Wichtigkeit war, so bat ich Jefim, mich sogleich nach dessen Wohnung zu führen, die seiner Angabe nach nur ein paar Schritte entfernt in einer Seitengasse lag. Aber Swjerjew erklärte, er habe Krafft schon vor einer Stunde gesprochen und dieser sei zu Dergatschew gegangen.

„Wir wollen also zu Dergatschew gehen; warum sträubst du dich immer dagegen; hast du Angst?"

In der Tat, es war möglich, daß Krafft sich bei Dergatschew sehr lange aufhielt, und wo sollte ich dann auf ihn warten? Vor einem Besuche bei Dergatschew hatte ich keine Angst; aber ich mochte nicht hingehen, obgleich dies schon das drittemal war, daß Jefim mich hinschleppen wollte. Und dabei begleitete er seine Frage: „Hast du Angst?" immer mit einem unangenehmen spöttischen Lächeln. Meinerseits lag, wie ich im voraus bemerke, keine Feigheit vor; sondern wenn ich mich davor fürchtete, so hatte das einen ganz andern Grund. Diesmal jedoch entschloß ich mich dazu, hinzugehen; es war ebenfalls nur ein paar Schritte weit entfernt. Unterwegs fragte ich Jefim, ob er immer noch an der Absicht, nach Amerika zu gehen, festhalte.

„Vielleicht warte ich damit noch," antwortete er und lachte dabei ein wenig.

Ich mochte ihn nicht besonders gern, oder vielmehr: ich konnte ihn absolut nicht leiden. Er hatte sehr weißblondes Haar und ein volles, gar zu weißes Gesicht, von einer geradezu unpassenden, kinderhaften Weiße; von Statur war er sogar größer als ich, aber doch konnte man ihn nur für siebzehnjährig halten. Gegenstände, über die ich mit ihm hätte sprechen können, gab es schlechterdings nicht.

„Wie ist es denn dort? Findet man da immer einen ganzen Haufen Menschen?" fragte ich, um mich vorher zu orientieren.

„Warum hast du denn immer solche Angst?" spottete er wieder.

„Scher dich zum Teufel mit deiner Angst!" erwiderte ich ärgerlich.

„Von einem ganzen Haufen Menschen ist gar nicht die Rede. Es kommen nur Bekannte hin, lauter Gesinnungsgenossen; du kannst ganz beruhigt sein."

„Was kümmert das mich, ob es Gesinnungsgenossen sind oder nicht! Bin ich etwa da auch ein Gesinnungsgenosse? Was kann ihnen denn Vertrauen zu mir einflößen?"

„Ich bringe dich mit; das genügt. Sie haben schon von dir gehört. Auch Krafft kann über dich Auskunft geben."

„Hör mal, wird Wasin da sein?"

„Das weiß ich nicht."

„Wenn er da ist, dann stoß mich doch an, gleich wenn wir hereinkommen, und zeig ihn mir; hörst du wohl?"

Über Wasin hatte ich schon viel gehört und interessierte mich schon lange für ihn.

Dergatschew wohnte in einem kleinen Nebengebäude auf dem Hofe eines Holzhauses, das einer Kaufmannsfrau gehörte; aber dafür hatte er auch das Nebengebäude vollständig für sich. Es waren nur drei saubere Zimmer. An allen vier Fenstern waren die Rouleaus heruntergelassen. Er war Techniker und hatte in Petersburg eine staatliche Anstellung; ich hatte flüchtig gehört, daß ihm eine vorteilhafte private Stellung in der Provinz angeboten sei und er sich schon zum Umzuge anschicke.

Kaum hatten wir das winzige Vorzimmer betreten, als wir Stimmen vernahmen; es wurde, wie es schien, hitzig debattiert, und jemand rief: „Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat; quae ferrum non sanat, ignis sanat!"

Ich befand mich tatsächlich in einiger Unruhe. Allerdings war ich nicht an Gesellschaft gewöhnt, von welcher Art auch immer sie sein mochte: auf dem Gymnasium hatte ich mich zwar mit den Kameraden geduzt; in freundschaftlichem Verhältnisse jedoch hatte ich eigentlich fast mit keinem von ihnen gestanden; ich hatte mir gleichsam meinen Winkel abgebuchtet gehabt und in diesem Winkel gelebt. Aber das war es nicht, was mich besorgt machte. Für jeden Fall nahm ich mir vor, mich nicht auf Debatten einzulassen und nur das Allernotwendigste zu sprechen, so daß niemand daraus über mich irgendwelche Schlüsse ziehen könne. Die Hauptsache war: nicht zu debattieren.

In dem wirklich gar zu kleinen Zimmer befanden sich sieben Menschen, und mit den Damen zehn. Dergatschew war fünfundzwanzig Jahre alt und verheiratet. Seine Frau hatte eine Schwester und noch eine andere Verwandte; auch diese beiden wohnten bei Dergatschew. Das Zimmer war zwar etwas dürftig möbliert, aber doch ausreichend; auch war es sehr sauber gehalten. An der Wand

hing ein lithographiertes Porträt von einer sehr billigen Sorte und in der Ecke ein Heiligenbild ohne Einfassung, aber mit einem brennenden Lämpchen davor. Dergatschew trat auf mich zu, drückte mir die Hand und bat mich, Platz zu nehmen.

„Setzen Sie sich; wir sind hier lauter gute Bekannte."

„Seien Sie so freundlich!" fügte sofort eine recht hübsche, sehr bescheiden gekleidete junge Frau hinzu und ging dann mit einer leichten Verbeugung gegen mich sogleich hinaus.

Dies war seine Frau; wie es schien, hatte sie sich an der Debatte beteiligt und ging jetzt hinaus, um ihr Kind zu nähren. Es blieben aber noch zwei Damen im Zimmer: die eine etwa zwanzigjährig, von sehr kleinem Wuchs, ebenfalls nicht häßlich, in einem schwarzen Kleide; die andere ungefähr dreißig Jahre alt, mager und mit scharfblickenden Augen. Beide saßen da, hörten eifrig zu, redeten aber nicht selbst mit.

Was die Männer anlangt, so standen sie sämtlich; es saßen außer mir nur Krafft und Wasin; diese beiden hatte mir Jefim sogleich gezeigt, da ich auch Krafft jetzt zum erstenmal im Leben sah. Ich stand auf und trat zu ihm heran, um mich mit ihm bekannt zu machen. Sein Gesicht werde ich nie vergessen: es wies keine besondere Schönheit auf; aber es lag darin außerordentlich viel Sanftmut und Zartgefühl, obgleich auch das Bewußtsein des eigenen Wertes darin stark zum Ausdruck kam. Er war sechsundzwanzig Jahre alt, ziemlich hager, von mehr als Mittelgröße und hatte ein ernsthaftes, aber weiches Gesicht; eine eigentümliche Stille lag in seinem ganzen Wesen. Hätte ich aber die Wahl gehabt, so würde ich doch mein vielleicht sehr gewöhnliches Gesicht nicht mit seinem Gesichte, das mir so interessant schien, haben vertauschen wollen. Es lag

in seinem Gesichte etwas, was ich in meinem nicht hätte haben mögen, etwas gar zu Ruhiges in geistigem Sinne, eine Art von geheimem, unbewußtem Stolze. Übrigens konnte ich damals wahrscheinlich nicht buchstäblich so urteilen; es scheint mir jetzt nur so, daß ich damals so urteilte, jetzt, das heißt nach dem Ereignisse.

„Ich freue mich sehr, daß Sie gekommen sind," sagte Krafft. „Ich habe einen Brief, der Sie angeht. Wir wollen hier noch ein Weilchen sitzen, und dann bitte ich Sie, zu mir zu kommen."

Dergatschew war von Mittelgröße, breitschulterig, kräftig, brünett und trug einen großen Bart; in seinem Blicke lag eine schnelle Auffassungsgabe und in seinem ganzen Wesen eine große Zurückhaltung, eine gewisse stete Behutsamkeit; obgleich er meist schwieg, war er doch offenbar derjenige, der das Gespräch leitete. Wasins Physiognomie machte mir keinen starken Eindruck, obgleich ich über ihn gehört hatte, daß er ein hervorragender Mensch sei; er war blond, hatte große, hellgraue Augen, ein sehr offenes Gesicht, in welchem aber gleichzeitig eine außerordentliche Festigkeit ausgeprägt war; man konnte sich vorher sagen, daß er wohl sehr wenig mitteilsam war; aber sein Blick war entschieden klug, klüger als der Dergatschews, tiefer und klüger als der aller im Zimmer Anwesenden; indes übertreibe ich vielleicht jetzt alles. Von den übrigen erinnere ich mich nur noch an zwei Persönlichkeiten aus dieser ganzen jugendlichen Gesellschaft: der eine war ein hochgewachsener Mann mit bräunlichem Teint und schwarzem Backenbart; er redete viel, mochte etwa siebenundzwanzig Jahre alt sein und war wohl Lehrer oder so etwas Ähnliches; und dann war da noch ein junger Bursche in meinem Alter, in einem russischen ärmellosen Wams,

mit einem faltigen Gesichte; er verhielt sich schweigsam und hörte nur zu. Später erfuhr ich, daß er dem Bauernstande angehörte.

„Nein, das darf man nicht behaupten,“ begann, offenbar in Fortsetzung der vorherigen Debatte, der Lehrer mit dem schwarzen Backenbarte, der hitzigste von allen. „Von mathematisch zwingenden Beweisen will ich gar nicht reden; aber diese These, die ich auch ohne mathematisch zwingende Beweise zu glauben bereit bin . . .“

„Warte einen Augenblick, Tichomirow!“ unterbrach ihn Dergatschew laut. „Die soeben eingetretenen Herren können das nicht verstehen. Sehen Sie, dies hier,“ wandte er sich plötzlich an mich allein (und ich muß gestehen, wenn er beabsichtigte, mir als einem Neuling auf den Zahn zu fühlen oder mich zum Sprechen zu bringen, so war das ein sehr geschicktes Verfahren; ich merkte das sofort und bereitete mich vor), „sehen Sie, dies hier ist Herr Krafft, der uns allen durch die Festigkeit seines Charakters und gute Fundierung seiner Ansichten schon hinreichend bekannt ist. Er ist infolge eines sehr gewöhnlichen Ereignisses zu einer sehr ungewöhnlichen Schlußfolgerung gelangt, durch die er uns alle in Erstaunen versetzt hat. Sein Resultat ist, daß das russische Volk ein Volk zweiten Ranges sei . . .“

„Dritten Ranges,“ rief jemand.

„ . . . zweiten Ranges sei, das dazu prädestiniert sei, als Material für einen edleren Volksstamm zu dienen, nicht aber eine eigene selbständige Rolle in den Geschicken der Menschheit zu spielen. Auf Grund dieses seines vielleicht richtigen Schlusses ist Herr Krafft zu der weiteren Folgerung gelangt, daß durch diese Erkenntnis jede fernere Tätigkeit eines jeden Russen gelähmt werden

müsse, daß alle sozusagen die Arme müßten sinken lassen und . . ."

„Erlaube mal, Dergatschew, das kann man nicht behaupten," fiel Tichomirow wieder ungeduldig ein, und Dergatschew überließ ihm sofort das Wort. „In Anbetracht dessen, daß Krafft ernste Studien gemacht, seine Schlüsse, denen er eine mathematische Sicherheit zuerkennt, auf physiologischen Tatsachen aufgebaut und vielleicht zwei Jahre auf seine Idee verwandt hat (die ich mit aller Seelenruhe a priori annehmen würde), in Anbetracht dessen, das heißt in Anbetracht der ernsten seelischen Erregung Kraffts, stellt sich diese Sache geradezu als ein Phänomen dar. Aus alledem resultiert eine Frage, die Krafft nicht verstehen kann, und eben mit dieser müssen wir uns beschäftigen, das heißt mit Kraffts Verständnislosigkeit; denn das ist das Phänomen. Es muß entschieden werden, ob dieses Phänomen als singulärer Fall in die Klinik gehört oder eine Eigenschaft ist, die sich normalerweise bei anderen wiederholen kann; das ist interessant im Hinblick auf die gemeinsame Sache. Kraffts Ansicht über Rußland halte ich für richtig und möchte sogar vielleicht sagen, daß ich mich darüber freue; wenn sich alle diese Ansicht zu eigen machten, so würde sie vielen die Hände losbinden und sie von hergebrachten Irrtümern befreien . . ."

„Ich habe mich dabei nicht von Patriotismus leiten lassen," sagte Krafft wie mit Überwindung.

Alle diese Debatten schienen ihm unangenehm zu sein.

„Die Frage des Patriotismus kann man beiseite lassen," bemerkte der sehr schweigsame Wasin.

„Aber sagen Sie nur, inwiefern könnte denn Kraffts Schlußfolgerung die Wirkung haben, den Eifer für die

Sache der ganzen Menschheit abzuschwächen?“ schrie der Lehrer (er war der einzige, welcher schrie; alle übrigen sprachen mit gewöhnlicher Stimmstärke). „Mag auch Rußland zu einer Stellung zweiten Ranges verurteilt sein; man kann doch auch noch andere Arbeit leisten als solche, die einzig und allein im Interesse Rußlands liegt. Und außerdem, wie kann denn Krafft ein Patriot sein, wenn er nicht mehr an Rußland glaubt?“

„Dafür ist er eben ein Deutscher,“ ließ sich wieder eine Stimme vernehmen.

„Ich bin Russe,“ sagte Krafft.

„Das ist eine Frage, die nicht in direkter Beziehung zur Sache steht,“ bemerkte Dergatschew auf den Zwischenruf.

„Treten Sie aus der Enge Ihrer Idee heraus,“ fuhr Tichomirow, ohne auf etwas hinzuhören, fort. „Wenn Rußland nur Material für edlere Volksstämme ist, warum soll es denn nicht als solches Material dienen? Das ist doch eine ganz achtbare Rolle. Warum soll man sich im Hinblick auf die Erweiterung der Aufgaben nicht bei dieser Idee beruhigen? Die Menschheit steht am Vorabend ihrer Wiedergeburt, die bereits begonnen hat. Nur Blinde können die uns bevorstehende Aufgabe ableugnen. Laßt Rußland fahren, wenn ihr an seine Zukunft nicht mehr glaubt, und arbeitet für ein zukünftiges Volk, für ein zukünftiges, noch unbekanntes Volk, das aber aus der ganzen Menschheit ohne Unterschied der Volksstämme bestehen wird. Auch ohne das würde Rußland irgendeinmal sterben; die Völker, selbst die begabtesten, leben nur anderthalb, höchstens zwei Jahrtausende; ist es da nicht ganz gleich, ob es zweitausend oder zweihundert Jahre sind? Die Römer haben nicht einmal anderthalb Jahrtausende wahrhaft gelebt und sich dann ebenfalls in Material verwandelt.

Sie existieren schon längst nicht mehr; aber sie haben eine Idee hinterlassen, die als Element des Künftigen in die Geschicke der Menschheit übergegangen ist. Wie kann jemand nur sagen, es sei zwecklos, etwas zu tun! Ich kann mir keine Situation vorstellen, in der es jemals zwecklos wäre, etwas zu tun! Arbeitet für die Menschheit und macht euch um alles übrige keine Sorgen! Arbeit gibt es so viel, daß unser ganzes Leben dazu nicht ausreicht, wenn man sich nur aufmerksam umsieht."

„Man muß nach dem Gesetze der Natur und der Wahrheit leben," sagte hinter der Tür Frau Dergatschewa. Die Tür war ein ganz klein bißchen geöffnet, und man konnte sehen, daß sie, das Kind an der Brust haltend, mit zugedeckter Brust dastand und eifrig zuhörte.

Krafft hatte alles mit leisem Lächeln angehört und sagte nun endlich mit etwas gequältem Gesichtsausdruck, aber mit voller Aufrichtigkeit:

„Ich verstehe nicht, wie jemand, der unter der Einwirkung einer herrschenden Idee steht, der sich Verstand und Herz völlig unterordnen, wie ein solcher für irgend etwas außerhalb dieser Idee Liegendes leben kann."

„Aber wenn man Ihnen logisch und mathematisch beweist, daß Ihr Schluß irrig ist, daß der ganze Gedanke irrig ist, daß Sie nicht das geringste Recht haben, sich von der gemeinsamen nützlichen Tätigkeit nur deswegen auszuschließen, weil Rußland zu einer Stellung zweiten Ranges prädestiniert ist; wenn man Ihnen zeigt, daß sich Ihnen statt des engen Horizontes die Unendlichkeit erschließt, daß statt der engen Idee des Patriotismus . . ."

„Ach!" unterbrach ihn Krafft mit einer leise abwehrenden Handbewegung; „ich habe Ihnen ja gesagt, daß es sich dabei nicht um Patriotismus handelt."

„Hier liegt offenbar ein Mißverständnis vor," mischte sich plötzlich Wasin in das Gespräch hinein. „Der Fehler besteht darin, daß Kraffts Schluß nicht lediglich ein logischer Schluß ist, sondern sozusagen ein Schluß, der sich in ein Gefühl verwandelt hat. Nicht alle Naturen sind von gleicher Art; bei vielen Menschen verwandelt sich ein logischer Schluß manchmal in ein sehr starkes Gefühl, welches das ganze Wesen ergreift, und welches zu vertreiben oder umzugestalten sehr schwer ist. Um einen solchen Menschen zu kurieren, muß man in einem derartigen Falle das Gefühl selbst verändern, was nur dadurch möglich ist, daß man es durch ein anderes, gleich starkes ersetzt. Das ist immer schwer und in vielen Fällen unmöglich."

„Ein Irrtum!" schrie der streitsüchtige Opponent. „Ein logischer Schluß vertreibt ohne weiteres die vorgefaßten Meinungen. Die verstandesmäßige Überzeugung gebiert das entsprechende Gefühl. Der Gedanke geht aus dem Gefühl hervor und formuliert seinerseits, sobald er sich im Menschen festgesetzt hat, ein neues!"

„Die Menschen sind sehr verschiedenartig: die einen wechseln ihre Gefühle leicht, die andern schwer," antwortete Wasin in einem Tone, als wünsche er die Debatte nicht weiter fortzusetzen; aber ich war entzückt von seinem Gedanken.

„Es verhält sich genau so, wie Sie gesagt haben!" Mit diesen Worten wandte ich mich auf einmal an ihn; das Eis des Schweigens war bei mir gebrochen, und ich begann plötzlich zu reden. „Ganz richtig, an Stelle des einen Gefühles muß man ein anderes hervorrufen, um das erstere zu ersetzen. In Moskau lebte vor vier Jahren ein General . . . Sehen Sie, meine Herren, ich habe ihn

nicht gekannt; aber ... Vielleicht konnte er auch durch seine Persönlichkeit keine besondere Hochachtung erwecken ... Und außerdem konnte auch sein Verhalten selbst unverständig erscheinen, aber ... Also, sehen Sie, es starb ihm ein kleines Kind, das heißt, eigentlich zwei kleine Mädchen, eines nach dem anderen, am Scharlachfieber ... Und was sagen Sie dazu: das schmetterte ihn so nieder, daß er sich ganz seiner Traurigkeit überließ, dermaßen, daß es gar nicht anzusehen war, – und es endete damit, daß er starb, ein halbes Jahr darauf. Daß dies die Ursache seines Todes war, steht fest! Wodurch hätte man ihn also wieder aufrichten können? Antwort: durch ein gleich starkes Gefühl! Man hätte diese beiden kleinen Mädchen aus dem Grabe herausholen und ihm wiedergeben müssen – das war das Ganze; das heißt, so etwas Ähnliches hätte man tun müssen. So starb er denn. Und dabei hätte man ihm die schönsten Schlüsse vorführen können: daß das Leben schnell vergeht, und daß alle Menschen sterblich sind, und man hätte ihm aus dem Kalender die statistischen Angaben darüber vor Augen halten können, wie viele Kinder am Scharlachfieber sterben ... Er war pensioniert ..."

Ganz außer Atem hielt ich inne und sah mich rings um.

„Das gehört gar nicht hierher," sagte jemand.

„Der von Ihnen angeführte Vorgang ist zwar mit dem vorliegenden Falle nicht gleichartig, hat aber doch einige Ähnlichkeit mit ihm und trägt zum besseren Verständnis der Sache bei," sagte Wasin, sich zu mir wendend.

## IV

Hier muß ich bekennen, warum ich über Wasins Argument von der zum Gefühl werdenden Idee so entzückt war,

und zugleich damit muß ich bekennen, daß ich mich furchtbar schämte. Ja, ich hatte Angst gehabt, zu Dergatschew zu gehen, obwohl nicht aus dem Grunde, welchen Jefim vermutete. Ich hatte deswegen Angst gehabt, weil ich mich schon in Moskau vor ihnen gefürchtet hatte. Ich wußte, daß sie (das heißt irgendwelche Menschen in diesem Genre; welche, ist dabei gleichgültig), daß sie Dialektiker waren und am Ende meine Idee zertrümmern würden. Ich hatte zu mir selbst das feste Vertrauen, daß ich ihnen meine Idee nicht verraten und nicht mitteilen würde; aber sie (das heißt wieder sie oder Leute von ihrer Art) konnten mir von selbst etwas sagen, infolgedessen ich, ohne ein Wort von meiner Idee gesagt zu haben, sie doch enttäuscht fallen lassen würde. In meiner Idee gab es Fragen, die ich nicht gelöst hatte, von denen ich aber nicht wollte, daß sie ein anderer als ich löse. In den letzten zwei Jahren hatte ich sogar aufgehört, Bücher zu lesen, aus Furcht, in ihnen auf eine Stelle zu stoßen, die meiner Idee widerstritte und mich unsicher machen könnte. Und nun hatte Wasin auf einmal die Aufgabe gelöst und mich im höchsten Maße beruhigt. In der Tat, wovor hatte ich mich denn gefürchtet, und was konnten sie mir mit all ihrer Dialektik tun? Ich war vielleicht der einzige von ihnen, der verstand, was Wasin eigentlich mit der zum Gefühl werdenden Idee gemeint hatte! Es reicht nicht aus, daß man eine schöne Idee widerlegt; man muß sie durch eine andere, gleich starke schöne Idee ersetzen; andernfalls werde ich, in dem Wunsche, mich unter keinen Umständen von meiner Idee zu trennen, in meinem Herzen die Widerlegung widerlegen, wenn auch mit Gewalt; mögen sie sagen, was sie wollen. Und was könnten sie mir als Ersatz geben? Deshalb hätte ich mutiger sein können; ich war dazu verpflichtet, mannhafter zu sein.

Während ich über Wasin in Entzücken geriet, ergriff mich ein Gefühl der Beschämung, und ich hatte die Empfindung, daß ich noch ein unwürdiges Kind sei.

Es kam noch ein anderer Grund zum Schämen hinzu. Nicht nur der häßliche Wunsch, mit meinem Verstande zu prahlen, hatte mich veranlaßt, mein Schweigen zu brechen und das Wort zu ergreifen, sondern auch das Verlangen, mich ihnen „an den Hals zu werfen". Dieses Verlangen, mich anderen Leuten an den Hals zu werfen, damit sie mich für einen guten, braven Menschen halten und in ihre Arme schließen möchten und mehr dergleichen (kurz gesagt: eine Gemeinheit), dieses Verlangen halte ich für die widerwärtigste all der Eigenschaften, deren ich mich zu schämen habe, und hatte ihr Vorhandensein in mir schon längst vermutet und sie namentlich auf das zurückgezogene Leben zurückgeführt, das ich so viele Jahre geführt hatte, wiewohl ich es nicht bereue. Ich wußte, daß ich unter Menschen mehr finsteren Ernst zeigen müsse. Jedesmal, wenn ich mich in schmählicher Weise hatte gehen lassen, tröstete mich nur das eine, daß ich doch meine Idee bei mir behalten, immer noch als Geheimnis bewahrt und ihnen nicht verraten hatte. Mit Herzensbeklemmung stellte ich mir manchmal vor, daß, wenn ich jemanden etwas von meiner Idee wissen ließe, mir dann auf einmal nichts Eigenes mehr bleiben würde, so daß ich ebenso ein Mensch, wie alle, werden und vielleicht sogar die Idee fahren lassen würde; und deshalb hütete und bewahrte ich sie ängstlich und zitterte davor, ins Schwatzen zu kommen. Und nun hatte ich bei Dergatschew gleich beim ersten Zusammentreffen mich nicht beherrschen können; ich hatte allerdings nichts verraten, aber doch in unverzeihlicher Weise geschwatzt; ich mußte mich in tiefster Seele schämen. Eine widerwärtige Erinnerung! Nein,

ich kann nicht unter Menschen leben; das ist auch jetzt noch meine Ansicht; das sage ich für vierzig Jahre voraus. Meine Idee ist die Zurückgezogenheit.

V

Kaum hatte mich Wasin gelobt, da ergriff mich auch ein unwiderstehliches Verlangen, zu reden.

„Meiner Ansicht nach ist ein jeder berechtigt, seine Gefühle zu haben ... wenn sie seiner Überzeugung entsprechen ... und es darf ihm niemand deswegen Vorwürfe machen," sagte ich, zu Wasin gewendet. Ich sprach zwar frisch und flott, aber wie wenn ich nicht der Redende wäre, sondern sich in meinem Munde eine fremde Zunge bewegte.

„So-o-o?" fiel sogleich mit ironischer Dehnung des Wortes jene selbe Stimme ein, die vorher den redenden Dergatschew unterbrochen und Krafft zugerufen hatte, daß er ein Deutscher sei. Da ich den Betreffenden für ein ganz wertloses Subjekt hielt, wandte ich mich an den Lehrer, als dächte ich, der Zwischenruf rühre von ihm her.

„Es ist mein Prinzip, über niemand den Stab zu brechen," sagte ich zitternd; ich wußte schon vorher, daß ich jetzt in Schuß kommen würde.

„Warum denn so geheimnisvoll?" ließ sich wieder die Stimme des wertlosen Subjektes vernehmen.

„Jeder hat seine Idee," fuhr ich fort, indem ich dem Lehrer starr ins Gesicht blickte, der seinerseits schwieg und mich lächelnd ansah.

„Was haben Sie denn für eine?" rief das wertlose Subjekt.

„Das auseinanderzusetzen, würde zu lange dauern ... Ein Teil meiner Idee besteht eben darin, daß ich in Ruhe gelassen sein möchte. Solange ich noch zwei Rubel besitze,

will ich mein eigener Herr sein und von niemand abhängen (beunruhigen Sie sich nicht; ich weiß, was darauf erwidert zu werden pflegt!) und nichts tun, nicht einmal für jene große künftige Menschheit, für die zu arbeiten Herr Krafft aufgefordert worden ist. Die persönliche Freiheit, das heißt meine eigene, steht mir in erster Linie, und weiter will ich von nichts wissen."

Mein Fehler war, daß ich hitzig wurde.

„Also predigen Sie die Ruhe einer satten Kuh als Ideal?"

„Meinetwegen. Eine Kuh tut niemandem etwas zuleide. Ich bin niemandem etwas schuldig; ich bezahle der menschlichen Gesellschaft Geld in Form von Steuern dafür, daß ich nicht bestohlen, durchgeprügelt oder totgeschlagen werde; aber weiter hat niemand etwas von mir zu verlangen. Vielleicht habe ich persönlich auch noch andere Ideen und will der Menschheit dienen und werde es tun und werde es vielleicht in zehnmal so großem Maße tun als alle diese Prediger; aber ich will nicht, daß das jemand von mir fordere, mich dazu zu zwingen versuche wie Herrn Krafft; ich will meine volle Freiheit haben, auch wenn ich keinen Finger rühren mag. Aber herumzulaufen und sich allen Leuten aus Menschenliebe an den Hals zu hängen und in Rührungstränen zu zerfließen, das ist nur Modesache. Ja, warum soll ich denn durchaus meinen Nächsten lieben oder Ihre zukünftige Menschheit, die ich nie zu sehen bekommen werde, die von mir nichts wissen wird, und die ihrerseits, ohne eine Spur oder eine Erinnerung von sich zu hinterlassen, vermodern wird (auf die Zeit kommt es dabei nicht an), sobald die Erde sich in einen eiskalten Stein verwandelt haben und im luftleeren Raume mit der unendlichen Menge ebensolcher eiskalter Steine umherfliegen wird, also

das Sinnloseste, was man sich überhaupt vorstellen kann! Da haben Sie Ihre Lehre! Sagen Sie doch, warum soll ich denn schlechterdings edel sein, noch dazu, wenn alles doch nur eine kurze Spanne Zeit dauert?"

„Pu-uh!" rief die Stimme. Ich hatte das alles nervös und zornig hervorgestoßen und gleichsam alle Stricke, die mich hielten, zerrissen. Ich wußte, daß ich in eine Grube fallen würde; aber ich stürmte vorwärts aus Furcht vor Entgegnungen. Ich fühlte nur zu gut, daß ich meine Gedanken unzusammenhängend wie durch ein Sieb herausschüttete und vom Hundertsten in das Tausendste kam; aber ich hatte es sehr eilig: ich wollte sie überzeugen und besiegen. Das war für mich von der größten Wichtigkeit! Drei Jahre lang hatte ich mich darauf vorbereitet! Aber merkwürdig: sie waren auf einmal still geworden, redeten kein Wort, sondern hörten alle nur zu. Ich sprach, immer zu dem Lehrer gewendet, weiter.

„Ja, gewiß. Ein besonders kluger Mann hat unter anderm gesagt, nichts sei schwieriger als eine Beantwortung der Frage, warum man denn durchaus ein edler Mensch sein müsse. Sehen Sie, es gibt drei Arten von Schuften auf der Welt: die naiven Schufte, das heißt diejenigen, die davon überzeugt sind, daß ihre Schuftigkeit der höchste Edelmut ist; die verschämten Schufte, das heißt solche, die sich ihrer eigenen Schuftigkeit schämen, aber dabei doch fest entschlossen sind, bei ihr bis zum Ende zu verharren; und endlich Schufte schlechthin, Vollblut-Schufte. Erlauben Sie mir, Ihnen ein Beispiel anzuführen: ich hatte einen Schulkameraden namens Lambert, der mir schon im Alter von sechzehn Jahren sagte, wenn er einmal reich sein werde, so werde es für ihn der größte Genuß sein, Hunde mit Brot und Fleisch zu füttern, während die Kinder armer

Leute vor Hunger umkämen; und wenn diese kein Heizmaterial hätten, dann werde er einen ganzen Holzhof kaufen, das Holz auf dem Felde aufschichten und anzünden und so das freie Feld heizen; den Armen aber werde er auch nicht ein Scheit geben. Das war seine Denkweise! Und nun sagen Sie mir: was soll ich diesem Vollblut-Schufte auf die Frage antworten, warum er durchaus ein edler Mensch sein müsse? Und besonders jetzt in unserer Zeit, die Sie so verhunzt haben; denn schlechter, als es jetzt ist, ist es niemals gewesen. Klarheit ist in unserer Gesellschaftsordnung wahrhaftig nicht zu finden, meine Herren. Sie leugnen ja die Existenz Gottes; Sie leugnen die Möglichkeit von edlen Großtaten; wie kann mich da ein tauber, blinder, stumpfer Trägheitszustand dazu veranlassen, edel zu handeln, wenn das Gegenteil für mich vorteilhafter ist? Sie sagen, ein verständiges Verhältnis zur Menschheit sei auch mein eigener Vorteil; aber wenn ich nun dieses ganze verständige Wesen, alle diese Kasernen und Phalangen *) für unverständig halte? Zum Teufel, was scheren mich sie und die Zukunft, wenn ich doch nur einmal auf der Welt lebe! Gestatten Sie, daß ich über meinen Vorteil selbst urteile; das ist vergnüglicher. Was kümmert es mich, wie es nach tausend Jahren mit dieser Ihrer Menschheit aussehen wird, wenn ich Ihrem Kodex zufolge für meine edlen Großtaten weder Liebe, noch ein zukünftiges Leben, noch irgendwelche Anerkennung zu erwarten habe? Nein, wenn es so steht, dann werde ich höchst unverfroren für mich allein leben; meinetwegen mögen alle andern zugrunde gehen!"

*) Das bezieht sich auf Fouriers sozialistisches System. Anmerkung des Übersetzers.

„Ein vortrefflicher Wunsch!“

„Übrigens bin ich immer bereit, mit zugrunde zu gehen.“

„Noch besser!“ (das war immer dieselbe Stimme).

Alle übrigen fuhren fort zu schweigen; alle sahen mich an und musterten mich prüfend; aber allmählich wurde von verschiedenen Seiten des Zimmers her ein Kichern vernehmbar; es war noch leise, aber alle kicherten mir gerade ins Gesicht. Wasin und Krafft waren die einzigen, die nicht kicherten. Der Herr mit dem schwarzen Backenbarte lächelte gleichfalls; er blickte mir starr ins Gesicht und hörte zu.

„Meine Herren,“ sagte ich am ganzen Leibe zitternd, „ich werde Ihnen meine Idee um keinen Preis mitteilen; ich frage Sie vielmehr von Ihrem eigenen Gesichtspunkte aus (glauben Sie nicht, daß ich Sie von dem meinigen aus frage; denn ich liebe die Menschheit vielleicht tausendmal soviel, als Sie alle zusammengenommen es tun!); sagen Sie mir (und Sie sind jetzt unbedingt dazu verpflichtet, mir zu antworten; Sie sind dazu verpflichtet, denn Sie lachen über mich), sagen Sie mir: wodurch wollen Sie mich verlocken, auf Ihre Seite zu treten? Sagen Sie mir: wodurch wollen Sie mir beweisen, daß es bei Ihnen besser sein wird? Wie werden Sie den Protest behandeln, den meine Persönlichkeit in Ihrer Kaserne erheben wird? Ich habe längst gewünscht, mit Ihnen zusammenzukommen, meine Herren! Bei Ihnen wird es Kasernen geben, gemeinsame Wohnungen, le strict nécessaire, Atheismus und Weibergemeinschaft ohne Kinder: darauf wollen Sie hinaus, das weiß ich ja. Und dafür, für dieses winzige Maß mittelmäßiger Annehmlichkeit, das Ihre vernunftgemäße Einrichtung mir garantiert, dafür, daß ich mich satt essen kann und im Winter nicht friere, dafür nehmen Sie mir

meine ganze Persönlichkeit weg! Erlauben Sie mir, ein Beispiel anzuführen: es nimmt mir jemand in Ihrem Zukunftsstaate meine Frau weg; wollen Sie mich dann meiner Persönlichkeit entkleiden, damit ich meinem Gegner nicht den Schädel einschlage? Sie werden sagen, ich würde dann von selbst verständig werden; aber die Frau, was wird die denn von einem solchen verständigen Manne sagen, wenn sie auch nur eine Spur von Selbstachtung besitzt? Das ist ja unnatürlich; Sie sollten sich schämen!"

„Sie sind wohl, was die Frauen betrifft, Spezialist?" erscholl in schadenfrohem Tone die Stimme des wertlosen Subjektes.

Einen Augenblick lang dachte ich daran, mich auf diesen Menschen zu stürzen und ihn mit den Fäusten zu bearbeiten. Er war von kleinem Wuchs, rothaarig und sommersprossig... aber hol der Teufel sein Äußeres!

„Beruhigen Sie sich; ich habe noch niemals eine Frau erkannt," erwiderte ich scharf, indem ich mich zum erstenmal an ihn wandte.

„Eine wertvolle Mitteilung; nur hätte sie mit Rücksicht auf die Damen in feinerer Form gemacht werden sollen!"

Aber nun gerieten alle in lebhafte Bewegung; alle suchten ihre Hüte und wollten fortgehen, allerdings nicht um meinetwillen, sondern weil ihre Zeit gekommen war; aber dieses schweigsame Verhalten mir gegenüber war mir doch sehr niederdrückend und beschämend. Ich sprang ebenfalls auf.

„Gestatten Sie aber die Frage nach Ihrem Namen: Sie haben mich fortwährend angesehen," sagte der Lehrer, indem er mit einem abscheulichen Lächeln zu mir trat.

„Dolgoruki."

„Fürst Dolgoruki?"

„Nein, bloß Dolgoruki, Sohn eines früheren Leibeigenen

Makar Dolgoruki und illegitimer Sohn meines früheren Gutsherrn Herrn Wersilow. Beunruhigen Sie sich nicht, meine Herren; ich sage das ganz und gar nicht in der Absicht, damit Sie mir deswegen sogleich um den Hals fallen und wir alle wie die Kälber vor Rührung zu brüllen anfangen!"

Mit einem Mal erscholl eine laute, höchst ungenierte Lachsalve, so daß das kleine Kind hinter der Tür, das eingeschlafen war, aufwachte und zu schreien anfing. Ich zitterte vor Wut. Alle drückten Dergatschew die Hand und gingen hinaus, ohne mir die geringste Beachtung zu schenken.

„Kommen Sie!" sagte Krafft, indem er mich anstieß.

Ich trat zu Dergatschew hin, drückte ihm aus aller Kraft die Hand und schüttelte sie ihm mehrmals ebenfalls aus aller Kraft.

„Nehmen Sie es nicht übel, daß Kudrjumow" (so hieß der Rothaarige) „Sie fortwährend beleidigt hat," sagte Dergatschew zu mir.

Ich folgte Krafft. Nun empfand ich nicht die Spur von Beschämung.

## VI

Natürlich ist zwischen dem Menschen, der ich jetzt bin, und dem, der ich damals war, ein unermeßlicher Unterschied.

Immer noch ohne eine Spur von Beschämung zu empfinden, holte ich auf der Treppe Wasin ein. Ich ließ Krafft wie eine Persönlichkeit zweiten Ranges vorausgehen und fragte Wasin mit der harmlosesten Miene, wie wenn nichts geschehen wäre:

„Sie kennen, glaube ich, meinen Vater, ich meine Wersilow?"

„Eigentlich bekannt bin ich mit ihm nicht," antwortete

Wasin sofort und ohne den geringsten Beiklang jener beleidigenden raffinierten Höflichkeit, deren sich zartfühlende Leute zu bedienen pflegen, wenn sie zu jemand sprechen, der sich soeben blamiert hat; „aber ich kenne ihn einigermaßen; ich bin mit ihm zusammengetroffen und habe ihn reden hören."

„Wenn Sie ihn haben reden hören, dann kennen Sie ihn natürlich auch; denn Sie sind eben Sie! Wie denken Sie über ihn? Verzeihen Sie die abrupte Frage; aber es liegt mir daran, es zu wissen. Gerade wie Sie über ihn denken, speziell Ihre Meinung zu hören, ist für mich eine dringende Notwendigkeit."

„Da fragen Sie mich viel auf einmal. Ich halte ihn für einen Menschen, der fähig ist, gewaltige Ansprüche an sich zu stellen und sie vielleicht auch zu erfüllen, der aber niemandem über sein Tun Rechenschaft ablegen mag."

„Das ist richtig, das ist sehr richtig; er ist ein sehr stolzer Mensch! Aber ist er auch ein aufrichtiger Mensch? Sagen Sie, wie denken Sie über seinen Katholizismus? Aber ich habe nicht daran gedacht, daß es Ihnen vielleicht unbekannt ist . . ."

Wenn ich nicht so aufgeregt gewesen wäre, hätte ich ihn nicht so ohne weiteres mit solchen Fragen überschüttet, einen Menschen, mit dem ich noch nie gesprochen, sondern über den ich nur einiges gehört hatte. Ich wunderte mich darüber, daß Wasin mein verdrehtes Benehmen nicht zu bemerken schien!

„Auch davon habe ich etwas gehört, weiß aber nicht, inwieweit die Nachricht zuverlässig ist," antwortete er mit derselben Ruhe und Schlichtheit wie vorher.

„Es ist eine grobe Unwahrheit! Man dichtet ihm das nur an! Meinen Sie denn, daß er an Gott glauben kann?"

„Er ist ein sehr stolzer Mensch, wie Sie soeben selbst gesagt haben; viele sehr stolze Menschen lieben es aber, an Gott zu glauben, besonders solche, die gegen ihre Mitmenschen eine gewisse Geringschätzung empfinden. Viele starke Menschen haben, wie es scheint, eine Art von natürlichem Bedürfnis, irgend jemand oder irgend etwas zu finden, wovor sie sich beugen können. Für einen starken Menschen ist es manchmal sehr schwer, seine Stärke zu ertragen."

„Hören Sie, das ist sicherlich außerordentlich wahr!" rief ich wieder. „Ich möchte nur gern verstehen, warum . . ."

„Der Grund ist ja klar: sie wählen Gott, um sich nicht vor Menschen zu beugen; natürlich haben sie selbst von diesem psychologischen Vorgange keine Kenntnis; sich vor Gott zu beugen, ist nicht so demütigend. Aus ihnen gehen die eifrigsten Gläubigen hervor, – richtiger gesagt, diejenigen, die den eifrigsten Wunsch zu glauben haben; aber diesen Wunsch halten sie für den Glauben selbst. Gerade von ihnen empfinden schließlich nicht wenige ein Gefühl der Enttäuschung. Von Herrn Wersilow glaube ich, daß eine große Aufrichtigkeit ein besonderer Zug seines Charakters ist. Er hat überhaupt mein Interesse erregt."

„Wasin!" rief ich, „Sie machen mir eine große Freude! Ich bin nicht über Ihren Verstand erstaunt, sondern darüber, wie Sie, ein so herrlicher und so unermeßlich hoch über mir stehender Mann, mit mir gehen und so schlicht und freundlich mit mir reden mögen, als ob nichts vorgefallen wäre!"

Wasin lächelte.

„Sie loben mich denn doch zu sehr; vorgefallen aber ist doch weiter nichts, als daß Sie eine zu große Neigung zu

abstrakten Gesprächen bekundet haben. Wahrscheinlich haben Sie vorher sehr lange geschwiegen."

„Ich habe drei Jahre lang geschwiegen und mich drei Jahre lang auf das Reden vorbereitet. Als Dummkopf konnte ich Ihnen natürlich nicht erscheinen, weil Sie selbst so überaus klug sind; allerdings war es unmöglich, sich dümmer zu benehmen, als ich es getan habe. Wohl aber konnten Sie mich für einen Schuft halten."

„Für einen Schuft?"

„Ja gewiß! Sagen Sie, verachten Sie mich nicht im stillen deswegen, weil ich gesagt habe, ich sei ein illegitimer Sohn Wersilows ... und mich gerühmt habe, der Sohn eines Edelmanns zu sein?"

„Sie quälen sich selbst zu sehr. Wenn Sie finden, daß Sie nicht gut gesprochen haben, so brauchen Sie es ja nur das nächste Mal anders zu machen; Sie haben noch fünfzig Jahre vor sich."

„Oh, ich weiß, daß ich im Verkehr mit Menschen sehr schweigsam sein muß. Der gemeinste von allen Fehlern ist, sich jemandem an den Hals zu werfen; das habe ich denen soeben gesagt, und doch werfe ich mich Ihnen jetzt an den Hals! Aber es ist doch ein Unterschied, nicht wahr? Wenn Sie diesen Unterschied erkannt haben, wenn Sie imstande gewesen sind, ihn zu erkennen, dann will ich diesen Augenblick segnen."

Wasin lächelte wieder.

„Kommen Sie zu mir, wenn Sie Lust dazu haben," sagte er. „Ich habe allerdings jetzt eine Arbeit vor, die mich stark in Anspruch nimmt; aber Sie werden mir eine Freude machen."

„Ich glaubte vorhin aus Ihrem Gesichte schließen zu können, daß Sie gar zu ablehnend und schweigsam seien."

„Das ist vielleicht sehr richtig. Ich habe Ihre Schwester

Lisaweta Makarowna im vorigen Jahre in Luga kennengelernt... Krafft ist stehengeblieben und wartet auf uns, wie es scheint; er muß hier abbiegen."

Ich drückte Wasin kräftig die Hand und lief zu Krafft hin, der während meines Gespräches mit Wasin immer vorangegangen war. Wir gingen schweigend bis zu seiner Wohnung; ich wollte und konnte noch nicht mit ihm reden. In Kraffts Charakter war einer der am stärksten ausgeprägten Züge das Zartgefühl.

## Viertes Kapitel

### I

Krafft hatte früher irgendein Amt bekleidet und war gleichzeitig dem verstorbenen Andronikow gegen eine Remuneration bei der Führung gewisser Privatgeschäfte behilflich gewesen, mit denen sich dieser beständig neben seiner Amtstätigkeit abgab. Für mich war schon der Umstand von Wichtigkeit, daß Krafft infolge seines besonders nahen Verhältnisses zu Andronikow manches von dem wissen konnte, was mich interessierte. Aber ich wußte von Marja Iwanowna, der Frau jenes Nikolai Semjonowitsch, bei dem ich als Gymnasiast so viele Jahre lang gewohnt hatte, welche eine Nichte, Pflegetochter und Günstlingin Andronikows gewesen war, daß Krafft sogar den Auftrag erhalten hatte, mir etwas zu übergeben. Ich hatte auf ihn schon einen ganzen Monat lang gewartet.

Er hatte eine kleine, nur aus zwei Zimmern bestehende Wohnung, in der er vollständig allein wohnte; augenblicklich, wo er eben erst zurückgekehrt war, war er sogar ohne Bedienung. Seinen Koffer hatte er zwar schon geöffnet, den Inhalt aber noch nicht weggeräumt; die Sachen lagen

auf Stühlen umher, und auf dem Sofatisch lag eine Reisetasche, ein Reisenecessaire, ein Revolver und mehr dergleichen. Als wir eintraten, war Krafft tief in Gedanken versunken, wie wenn er mich vollständig vergessen hätte; vielleicht hatte er auch gar nicht bemerkt, daß ich unterwegs nicht mit ihm gesprochen hatte. Er begann sogleich, etwas zu suchen; aber als er im Vorbeigehen einen Blick in den Spiegel warf, blieb er stehen und betrachtete eine ganze Minute lang unverwandt sein Gesicht. Ich bemerkte dieses sonderbare Benehmen zwar (später erinnerte ich mich an alles nur zu gut), aber ich war in trüber Stimmung und in großer Verwirrung. Ich war nicht imstande, meine Gedanken zu sammeln. Einen Augenblick lang wurde in mir der Wunsch rege, ohne weiteres davonzugehen und diese ganze Sache nie wieder anzurühren. Und was war diese ganze Sache denn, wenn ich's recht besah? War sie nicht eine Sorge, die ich ohne Not auf mich genommen hatte? Es brachte mich in Verzweiflung, daß ich aus purer Sentimentalität eine Menge von Energie vielleicht für wertlose Kleinigkeiten verschwendete, während ich doch selbst eine Aufgabe vor mir hatte, zu der die höchste Energie erforderlich war. Und dabei hatte sich meine Unfähigkeit zu ernsten Geschäften durch die Vorgänge bei Dergatschew deutlich herausgestellt.

„Werden Sie denn noch einmal zu diesen Leuten hingehen, Krafft?" fragte ich ihn auf einmal. Er drehte sich langsam zu mir um, wie wenn er mich nicht ordentlich verstanden hätte. Ich setzte mich auf einen Stuhl.

„Verzeihen Sie ihnen!" sagte Krafft plötzlich.

Es schien mir allerdings zunächst, daß das Spott sei; aber als ich ihn aufmerksam anblickte, gewahrte ich auf seinem Gesichte einen so merkwürdigen, geradezu staunen-

erregenden Ausdruck von Gutherzigkeit, daß ich selbst ganz erstaunt darüber war, wie er mich so ernsthaft hatte darum bitten können, ihnen zu verzeihen. Er rückte einen Stuhl heran und setzte sich neben mich.

„Ich weiß selbst, daß ich vielleicht ein Mischmasch von allen möglichen selbstischen Eigenschaften bin und weiter nichts," hob ich an; „aber um Verzeihung bitte ich nicht."

„Es ist auch gar keiner da, den Sie um Verzeihung zu bitten hätten," erwiderte er leise und ernsthaft. Er sprach die ganze Zeit über leise und sehr langsam.

„Mag ich mich auch in meinen eigenen Augen schuldig gemacht haben ... Dieses Schuldbewußtsein ist mir eine angenehme Empfindung ... Verzeihen Sie, Krafft, daß ich Ihnen gegenüber solches Zeug schwatze! Sagen Sie, gehören Sie wirklich ebenfalls diesem Kreise an? Danach hatte ich Sie fragen wollen."

„Diese Leute sind nicht dümmer und nicht klüger als andere; sie sind eben geistesgestört wie alle."

„Sind denn alle geistesgestört?" fragte ich mit unwillkürlichem Interesse.

„Die Besseren sind jetzt alle geistesgestört. Kräftigen Lebensgenuß leistet sich nur die Mittelmäßigkeit und die Unbegabtheit ... Aber es lohnt nicht, von alledem zu reden."

Während er sprach, blickte er in die leere Luft, begann Sätze und brach sie wieder ab. Besonders fiel mir der mutlose Ton seiner Stimme auf.

„Gehört denn auch Wasin zu ihnen? Wasin besitzt Verstand; Wasin hat eine sittliche Idee!" rief ich.

„Sittliche Ideen gibt es jetzt überhaupt nicht; es hat sich jetzt auf einmal herausgestellt, daß keine da ist, und, was die Hauptsache ist, es sieht so aus, als ob auch nie eine dagewesen sei."

„Auch früher nie?"

„Lassen wir dieses Thema lieber!" sagte er; er war sichtlich ermüdet.

Seine ernste Traurigkeit machte mir einen tiefschmerzlichen Eindruck! Ich schämte mich meines Egoismus und begann auf seinen Ton einzugehen.

„Die jetzige Zeit," hob er von selbst wieder an, nachdem er ein paar Minuten geschwiegen hatte; er blickte immer noch irgendwohin in die leere Luft, „die jetzige Zeit ist die Zeit der goldenen Mittelmäßigkeit und Unempfindlichkeit, der Abneigung gegen die Bildung, der Trägheit, der Unfähigkeit zur Arbeit; man möchte alles ohne eigene Bemühung fix und fertig vorfinden. Niemand denkt ordentlich nach; selten bildet sich jemand eine Idee . . ."

Er brach wieder ab und schwieg ein Weilchen; ich wartete gespannt.

„Man fällt jetzt in Rußland die Wälder, erschöpft den Boden, verwandelt ihn in eine Steppe und bereitet ihn für die Kalmücken vor. Wenn sich jemand findet, der auf die Zukunft hofft und einen Baum pflanzt, so verlachen ihn alle. ‚Wirst du auch noch solange leben, bis er Früchte trägt?' Andererseits reden diejenigen, die das Gute wünschen, von dem, was nach tausend Jahren sein wird. Kräftigende Ideen sind ganz verschwunden. Alle befinden sich gleichsam in einer Herberge und schicken sich an, Rußland morgen zu verlassen; alle leben mit dem Gedanken: ‚Wenn es nur für uns noch reicht!'" . . .

„Erlauben Sie, Krafft, Sie sagten: ‚Manche machen sich Sorgen um das, was nach tausend Jahren sein wird.' Nun aber, Ihre Verzweiflung an dem Schicksal Rußlands, ist das denn nicht eine Sorge von ähnlicher Art?"

„Das . . . das ist die brennendste Frage, die es überhaupt

gibt!" erwiderte er gereizt und stand schnell von seinem Platze auf.

„Ach ja! Das habe ich ganz vergessen!" sagte er auf einmal in ganz anderem Tone und sah mich überrascht an. „Ich habe Sie ja in einer besonderen Angelegenheit zu mir gebeten, und dabei ... Ich bitte vielmals um Entschuldigung!"

Es war, als käme er plötzlich von einem Traume wieder zu sich, so verwirrt war er. Er nahm aus einer Brieftasche, die auf dem Tische lag, einen Brief heraus und gab ihn mir.

„Hier! Das sollte ich Ihnen übergeben. Es ist das ein Schriftstück, das eine gewisse Wichtigkeit hat," begann er, nunmehr mit gesammelter Aufmerksamkeit und durchaus geschäftsmäßiger Miene. Noch lange nachher hat mir bei der Rückerinnerung diese seine Fähigkeit (noch dazu in Stunden, die für ihn selbst von solcher Bedeutung waren!) imponiert, an einer fremden Angelegenheit so herzlichen Anteil zu nehmen und sie mit solcher Ruhe und Bestimmtheit auseinanderzusetzen.

„Es ist dies ein Brief eben jenes Herrn Stolbejew, nach dessen Tode wegen seines Testamentes der Prozeß zwischen Wersilow und den Fürsten Sokolski entstand. Dieser Prozeß steht jetzt dicht vor der gerichtlichen Entscheidung und wird wahrscheinlich zu Wersilows Gunsten entschieden werden; das Gesetz ist für ihn. In diesem Briefe jedoch, einem Privatbriefe, der vor zwei Jahren geschrieben ist, setzt der Testator selbst seine wahre Willensmeinung oder, richtiger gesagt, seine Wünsche mehr zugunsten der Fürsten als zu Wersilows Gunsten auseinander. Wenigstens erhalten diejenigen Punkte, durch welche die Fürsten Sokolski ihre Anfechtung des Testamentes begründen, in diesem Briefe eine

starke Unterstützung. Wersilows Gegner würden viel für dieses Schriftstück geben, das übrigens keine ausschlaggebende gerichtliche Bedeutung hat. Alexei Nikanorowitsch" (das heißt Andronikow), „der sich mit Wersilows Prozeß beschäftigte, bewahrte diesen Brief bei sich auf und händigte ihn mir nicht lange vor seinem Tode ein mit dem Auftrage, ihn ‚in Verwahrung zu nehmen'; vielleicht ahnte er seinen baldigen Tod und fürchtete für die Sicherheit seiner Papiere. Ich möchte mir jetzt über Alexei Nikanorowitschs Absichten in dieser Sache kein Urteil erlauben; aber ich muß gestehen, ich befand mich nach seinem Tode in einer etwas peinlichen Ungewißheit, was ich mit diesem Schriftstück machen solle, besonders im Hinblick auf die nahe bevorstehende Entscheidung dieses Prozesses vor Gericht. Aber Marja Iwanowna, der Alexei Nikanorowitsch, wie es scheint, zu seinen Lebzeiten sehr viel Vertrauen geschenkt hat, half mir aus meiner schwierigen Lage heraus: sie schrieb mir vor drei Wochen mit aller Entschiedenheit, ich solle das Schriftstück gerade Ihnen übergeben; es scheine (dies war ihr Ausdruck), daß dies auch mit Andronikows Absichten zusammenfallen werde. Also hier ist das Schriftstück; ich freue mich sehr, daß ich es Ihnen endlich einhändigen kann."

„Hören Sie mal," sagte ich, durch eine so unerwartete Neuigkeit nicht wenig bestürzt, „was soll ich jetzt mit diesem Briefe anfangen? Wie soll ich mich verhalten?"

„Das steht ganz in Ihrem Belieben."

„Unmöglich, ich bin dabei in hohem Grade unfrei, das müssen Sie doch selbst sagen! Wersilow hat so auf diese Erbschaft gewartet . . . und wissen Sie, er geht ohne diese Beihilfe zugrunde . . . und nun existiert plötzlich ein solches Schriftstück!"

„Es existiert nur hier, in diesem Zimmer."

„Wirklich?" fragte ich, indem ich ihn aufmerksam anblickte.

„Wenn Sie in diesem Falle nicht selbst wissen, wie Sie sich verhalten sollen, was kann ich Ihnen dann für Rat geben?"

„Aber dem Fürsten Sokolski den Brief übergeben, das kann ich doch auch nicht; damit würde ich alle Hoffnungen Wersilows vernichten und außerdem an ihm zum Verräter werden ... Andrerseits, wenn ich den Brief Wersilow einhändige, bringe ich unschuldige Menschen an den Bettelstab und versetze dennoch Wersilow in eine verzweifelte Lage: er muß entweder auf die Erbschaft verzichten oder zum Diebe werden."

„Sie übertreiben die Bedeutung, die die Sache hat."

„Sagen Sie mir nur eines: hat dieses Schriftstück einen ausschlaggebenden, entscheidenden Charakter?"

„Nein, den hat es nicht. Ich bin kein großer Jurist. Der Advokat der Gegenpartei würde natürlich wissen, wie er sich dieses Schriftstücks zu bedienen hätte, und würde daraus soviel Vorteil ziehen wie nur möglich; aber Alexei Nikanorowitsch war vermutlich der Ansicht, daß dieser Brief, wenn er präsentiert würde, keine große gerichtliche Bedeutung haben würde, so daß Wersilow seinen Prozeß trotzdem gewinnen könne. Dieses Schriftstück stellt eher sozusagen eine Gewissenssache dar ..."

„Aber das ist ja gerade das Allerwichtigste," unterbrach ich ihn; „eben deswegen wird sich Wersilow in einer verzweifelten Lage befinden."

„Er kann aber doch das Schriftstück vernichten; damit befreit er sich von jeder Gefahr."

„Haben Sie besonderen Grund, eine solche Handlungs-

weise von ihm zu erwarten, Krafft? Eben das möchte ich gern wissen: gerade darum bin ich bei Ihnen!"

„Ich glaube, daß jeder an seiner Stelle so verfahren würde."

„Und würden Sie selbst so verfahren?"

„Ich mache keine Erbschaft; darum weiß ich es von mir nicht."

„Nun gut," sagte ich, indem ich den Brief in die Tasche schob. „Wir wollen diese Sache vorläufig abgetan sein lassen. Hören Sie, Krafft: Marja Iwanowna, die, wie ich Ihnen versichern kann, mir vieles enthüllt hat, die hat mir gesagt, daß Sie, und nur Sie, mir die Wahrheit über das mitteilen könnten, was vor anderthalb Jahren in Ems zwischen Wersilow und den Achmakows vorgefallen ist. Ich habe auf Sie gewartet wie auf die Sonne, die mir alles aufhellen soll. Sie kennen meine Lage nicht, Krafft. Ich bitte Sie inständig, mir die ganze Wahrheit zu sagen. Ich möchte besonders wissen, was er für ein Mensch ist, und jetzt, gerade jetzt ist es mir wichtiger als jemals, dies zu wissen."

„Ich wundere mich, daß Marja Iwanowna Ihnen nicht alles selbst mitgeteilt hat; sie hatte die Möglichkeit, alles von dem verstorbenen Andronikow zu hören, und hat es selbstverständlich auch gehört und weiß vielleicht mehr als ich."

„Andronikow ist, wie mir Marja Iwanowna ausdrücklich gesagt hat, selbst über diese Sache sehr im unklaren gewesen. Es scheint, daß niemand diese Sache zu entwirren imstande ist. Da wird kein Teufel daraus klug! Ich weiß aber, daß Sie damals selbst in Ems waren ..."

„Ich habe nicht alles mit angesehen; aber was ich weiß, will ich Ihnen meinetwegen gern erzählen; es

fragt sich nur, ob Sie mit meiner Darstellung zufrieden sein werden."

II

Ich will seine Erzählung nicht wörtlich hersetzen, sondern nur in Kürze den Hauptinhalt angeben.

Vor anderthalb Jahren war Wersilow durch Vermittelung des alten Fürsten Sokolski ein Freund der Familie Achmakow geworden (sie befanden sich damals alle im Auslande, in Ems) und hatte auf diese einen starken Eindruck gemacht, und zwar in erster Linie auf den General Achmakow selbst, der noch kein alter Mann war, aber die ganze reiche Mitgift seiner Frau Katerina Nikolajewna während der drei Jahre ihrer Ehe am Kartentisch verspielt und infolge seines ausschweifenden Lebenswandels schon einen Schlaganfall gehabt hatte. Von diesem erholte er sich im Auslande; in Ems aber hielt er sich wegen seiner Tochter aus erster Ehe auf. Dies war ein kränkliches Mädchen von siebzehn Jahren, brustleidend, sehr schön, wie man sagt, dabei aber auch sehr exzentrisch. Eine Mitgift hatte sie nicht; man hoffte in dieser Hinsicht, wie gewöhnlich, auf den alten Fürsten. Katerina Nikolajewna war, wie man sagt, eine gute Stiefmutter. Aber das junge Mädchen faßte aus irgendwelchem Grunde eine besondere Neigung zu Wersilow. Dieser predigte damals „etwas Phantastisches", nach Kraffts Ausdruck, ein neues Leben; er hatte „fromme Anwandlungen erster Güte", nach Andronikows sonderbarem, vielleicht spöttischem Ausdrucke, der mir mitgeteilt wurde. Aber merkwürdig war, daß alle bald aufhörten, ihn gern zu haben. Der General fürchtete sich sogar vor ihm. Krafft bestritt durchaus nicht die Wahrheit des Gerüchtes, daß Wersilow es fertig gebracht habe, dem kranken Manne den Gedanken in den Kopf zu setzen, daß

Katerina Nikolajewna gegen den jungen Fürsten Sokolski nicht gleichgültig sei (dieser war damals von Ems weggereist und hatte sich nach Paris begeben). Er habe das nicht so geradezu getan, sondern „nach seiner Gewohnheit" durch Andeutungen, Anspielungen und gewundene Redensarten; „denn darauf versteht er sich meisterhaft", sagte Krafft. Überhaupt muß ich sagen, daß Krafft ihn eher für einen Betrüger und geborenen Intriganten hielt und halten wollte als für einen Menschen, der wirklich von einer höheren Idee erfüllt oder auch nur originell wäre. Ich aber wußte schon aus anderer Quelle als von Krafft, daß, nachdem Wersilow zuerst einen außerordentlichen Einfluß auf Katerina Nikolajewna gehabt hatte, es allmählich zwischen ihnen zu einem völligen Bruche gekommen war. Wie dieses Spiel im einzelnen vorgegangen war, das konnte ich von Krafft nicht erfahren; aber von dem wechselseitigen Hasse, der nach der ursprünglichen Freundschaft zwischen den beiden entstanden war, haben mir alle meine Gewährsmänner übereinstimmend berichtet. Dann aber geschah etwas Seltsames: Katerina Nikolajewnas kränkliche Stieftochter verliebte sich anscheinend in Wersilow, oder es imponierte ihr etwas an ihm, oder seine Reden hatten bei ihr gezündet, oder was da sonst für ein Grund vorhanden sein mochte: jedenfalls steht fest, daß Wersilow eine Zeitlang fast alle Tage bei diesem jungen Mädchen verbrachte. Die Sache endete damit, daß das junge Mädchen auf einmal ihrem Vater erklärte, sie wolle Wersilow heiraten. Daß sie das tatsächlich erklärt hat, haben alle bestätigt: Krafft und Andronikow und Marja Iwanowna, und sogar Tatjana Pawlowna, die sich einmal in meiner Gegenwart verplapperte. Es wurde sogar versichert, daß Wersilow die Ehe mit dem jungen Mädchen nicht nur selbst

gewünscht, sondern auch sehr energisch darauf gedrängt habe, und daß das Einverständnis dieser beiden ungleichartigen Personen, des älteren Mannes und des jungen Mädchens, ein beiderseitiges gewesen sei. Aber den Vater erschreckte dieser Gedanke; er hatte in demselben Maße, in dem er sich von der früher so geliebten Katerina Nikolajewna abwandte, angefangen, seine Tochter beinah zu vergöttern, namentlich nach dem Schlaganfall. Als die erbittertste Gegnerin dieser geplanten Ehe erwies sich jedoch Katerina Nikolajewna selbst. Es fanden sehr viele geheime, sehr unerquickliche Zusammenstöße in der Familie statt, Zank und Streit, kurz allerlei garstige Szenen. Der Vater begann schließlich angesichts der Hartnäckigkeit seiner verliebten und von Wersilow „fanatisierten" (ein Ausdruck Kraffts) Tochter nachzugeben. Aber Katerina Nikolajewna setzte ihren Widerstand mit unerbittlichem Hasse fort. Und gerade hier beginnt nun ein Wirrwarr, aus dem niemand klug wird. Ich gebe im folgenden Kraffts auf Tatsachen gegründete Vermutung; indes ist auch dies eben nur eine Vermutung.

Danach verstand es Wersilow in seiner feinen, unwiderstehlichen Art, dem jungen Mädchen die Meinung beizubringen, daß Katerina Nikolajewna mit der Ehe deswegen nicht einverstanden sei, weil sie sich selbst in ihn verliebt habe, ihn schon lange mit ihrer Eifersucht quäle, ihn verfolge, gegen ihn intrigiere, ihm bereits ihre Liebe erklärt habe und ihn jetzt am liebsten vergiften möchte, weil er eine andere liebe; kurz, so etwas Ähnliches sagte er. Das Allergarstigste war aber, daß er darüber auch dem Vater, dem Manne der „treulosen" Gattin, Andeutungen machte, mit der Erklärung, die Sache mit dem Fürsten sei nur ein vorübergehendes Amüsement gewesen. Natürlich wurde

nun das Familienleben zur reinen Hölle. Nach einer Variante hätte Katerina Nikolajewna ihre Stieftochter herzlich geliebt und sei nun in Verzweiflung darüber gewesen, daß sie dieser gegenüber in solcher Weise verleumdet worden sei, gar nicht zu reden von ihrem Verhältnisse zu ihrem kranken Manne. Aber neben dieser Variante existiert noch eine andere, der zu meinem Leidwesen Krafft völligen Glauben beimaß, und die – auch ich selbst für richtig hielt (von alledem hatte ich schon früher gehört). Es wurde nämlich behauptet (Andronikow soll es von Katerina Nikolajewna selbst gehört haben), es habe ganz im Gegenteil Wersilow schon früher, das heißt, ehe sich das junge Mädchen in ihn verliebte, Katerina Nikolajewna eine Liebeserklärung gemacht; von dieser, die früher seine Freundin, eine Zeitlang sogar seine schwärmerische Verehrerin gewesen sei, aber ihm doch nie so ganz getraut und ihm immer widerstrebt habe, sei Wersilows Liebeserklärung mit starkem Hasse und giftigem Hohn aufgenommen worden. Sie habe ihm in aller Form das Haus verboten, weil er ihr im Hinblick auf den bald zu erwartenden zweiten Schlaganfall ihres Mannes geradezu den Vorschlag gemacht habe, dann seine Frau zu werden. Auf diese Weise habe Katerina Nikolajewna einen besonderen Haß gegen Wersilow empfinden müssen, als sie nachher gesehen habe, daß er sich so offen um die Hand ihrer Stieftochter bemühe. Marja Iwanowna, die mir das alles in Moskau mitteilte, glaubte sowohl an die eine als auch an die andere Variante, das heißt, sie glaubte alles zusammen; sie behauptete ausdrücklich, das habe sich alles zugleich zutragen können; das sei so etwas wie la haine dans l'amour, gekränkter Liebesstolz von beiden Seiten usw. usw., kurz eine Art von höchst subtiler romantischer Verwickelung, etwas, was jedes ernst-

denkenden, vernünftigen Menschen unwürdig ist, noch dazu, wenn es sich mit Gemeinheit paart. Aber Marja Iwanowna hatte sich auch selbst von ihrer Kindheit an mit Romanen vollgestopft und las solche trotz ihres prächtigen Charakters Tag und Nacht. Als Resultat ergab sich, daß Wersilow sich der Gemeinheit, der Lüge, der Intrige, eines ganz schändlichen, abscheulichen Benehmens schuldig gemacht hatte, was um so schlimmer war, als die Sache tatsächlich einen tragischen Ausgang nahm: das arme, sinnlos verliebte junge Mädchen vergiftete sich, wie man sagt, mit Phosphorzündhölzern; indes weiß ich auch jetzt noch nicht, ob dieses letzte Gerücht wahr ist; jedenfalls suchte man dasselbe auf alle Weise zu unterdrücken. Das junge Mädchen war nur zwei Wochen lang krank und starb dann. Die Geschichte mit den Zündhölzern blieb infolgedessen zweifelhaft; aber Krafft glaubte auch daran fest. Dann starb bald darauf auch der Vater des jungen Mädchens, wie man sagt, aus Gram; der Gram soll den zweiten Schlaganfall hervorgerufen haben; doch geschah das erst nach drei Monaten. Aber nach der Beerdigung des jungen Mädchens versetzte der junge Fürst Sokolski, der aus Paris nach Ems zurückgekehrt war, Wersilow öffentlich im Kurgarten eine Ohrfeige, und dieser antwortete darauf nicht mit einer Herausforderung; vielmehr erschien er gleich am nächsten Tage auf der Promenade, als ob nichts vorgefallen wäre. Da nun zogen sich alle von ihm zurück, auch in Petersburg. Wersilow unterhielt zwar noch einigen Verkehr, aber in einem ganz anderen Kreise. Seine Bekannten aus der besseren Gesellschaft verurteilten ihn sämtlich, obgleich kaum jemand von allen Einzelheiten Kenntnis hatte; man wußte nur etwas von dem romanhaften Tode des jungen Mädchens und von der Ohrfeige. Eine vollständige

Kenntnis, soweit das überhaupt möglich war, hatten nur zwei oder drei Personen; am meisten wußte der verstorbene Andronikow, der schon lange mit den Achmakows in geschäftlicher Beziehung stand und namentlich mit Katerina Nikolajewna in einer bestimmten Angelegenheit zu tun gehabt hatte. Aber er hielt alle diese Dinge sogar vor seiner Familie geheim und teilte nur Krafft und Marja Iwanowna etwas davon mit, und auch das nur, weil es notwendig war.

„Die Hauptsache ist jetzt ein Schriftstück," schloß Krafft, „vor dem Frau Achmakowa große Furcht hat."

Auch hierüber machte er mir Mitteilungen; hier sind sie:

Als Katerina Nikolajewnas Vater, der alte Fürst, sich im Auslande bereits von seinem Anfall zu erholen begann, beging sie die Unvorsichtigkeit, an Andronikow unter dem Siegel des Geheimnisses (Katerina Nikolajewna schenkte ihm volles Vertrauen) einen sehr kompromittierenden Brief zu schreiben. Es zeigte sich damals bei dem in der Rekonvaleszenz begriffenen Fürsten tatsächlich ein Hang, das Geld zu vergeuden und beinahe aus dem Fenster zu werfen: er fing an, im Auslande ganz unnütze, teure Sachen, wie Gemälde und Vasen, zu kaufen, größere Summen zu Gott weiß was für Zwecken zu schenken und zu spenden, sogar zur Förderung von allerlei dortigen Instituten; einem vornehmen russischen Verschwender hätte er beinahe für ein gewaltiges Stück Geld hinter dem Rücken seiner Angehörigen ein heruntergekommenes, mit Prozessen behaftetes Gut abgekauft; und schließlich schien es, daß er faktisch an eine neue Ehe denke. Und da hatte nun in Anbetracht alles dessen Katerina Nikolajewna, die während der Krankheit ihres Vaters nicht von seiner Seite wich, an Andronikow als Juristen und alten Freund einen Brief geschrieben und

darin gefragt, ob es gesetzlich möglich sei, den Fürsten unter Vormundschaft zu stellen oder ihm die Rechtsfähigkeit zu entziehen, und wie sich das eventuell am besten machen lasse, so daß kein häßliches Aufsehen entstehe, niemand ihr einen Vorwurf machen könne und die Empfindungen des Vaters dabei geschont würden, usw. usw. Andronikow soll ihr gleich damals unter Anführung vernünftiger Gründe entschieden davon abgeraten haben; später aber, nachdem der Fürst vollständig wiederhergestellt war, war es unmöglich, auf diese Idee noch einmal zurückzukommen; aber der Brief war in Andronikows Händen geblieben. Und nun starb dieser; Katerina Nikolajewna erinnerte sich sogleich des Briefes; sie sagte sich, wenn er unter den Papieren des Verstorbenen zum Vorschein käme und in die Hände des alten Fürsten gelangte, so würde dieser sie unzweifelhaft für immer aus dem Hause jagen, sie enterben und ihr auch bei seinen Lebzeiten keine Kopeke mehr geben. Der Gedanke, daß die eigene Tochter an seinem Verstande gezweifelt und sogar beabsichtigt habe, ihn für irrsinnig erklären zu lassen, hätte dieses Lamm in ein wildes Tier verwandelt. Sie aber war als Witwe dank der Spielsucht ihres Mannes völlig mittellos zurückgeblieben und konnte einzig und allein auf ihren Vater rechnen: sie hoffte fest, von ihm eine neue Mitgift, ebenso groß wie die erste, zu erhalten.

Krafft wußte über das Schicksal dieses Briefes nur sehr wenig, bemerkte aber, Andronikow habe wichtige Papiere niemals vernichtet und habe außerdem zwar einen weiten Blick, aber auch ein weites Gewissen gehabt. (Ich war ordentlich erstaunt darüber, daß Krafft, bei aller Liebe und Hochachtung, die er gegen Andronikow empfunden hatte, doch so objektiv urteilte.) Aber Krafft war doch davon überzeugt, daß das kompromittierende Schriftstück infolge

der nahen Beziehungen, in denen Wersilow zu der Witwe und den Töchtern Andronikows stand, in dessen Hände gekommen sei; es war bereits bekannt, daß diese weiblichen Personen alle von dem Verstorbenen hinterlassenen Papiere sogleich bereitwilligst Wersilow zur Verfügung gestellt hatten. Krafft wußte ferner, daß auch Katerina Nikolajewna bereits vermute, der Brief sei in Wersilows Händen; daß sie eben deswegen in Angst sei, da sie glaube, Wersilow werde mit dem Briefe sogleich zum alten Fürsten gehen; daß sie nach ihrer Rückkehr aus dem Auslande bereits in Petersburg Nachforschungen nach dem Briefe angestellt habe, bei Andronikows gewesen sei und jetzt ihre Nachforschungen fortsetze, da sie immer noch eine Spur von Hoffnung habe, daß der Brief vielleicht doch nicht in Wersilows Besitz sei; und endlich, daß sie einzig und allein in dieser Absicht nach Moskau gereist sei und dort Marja Iwanowna dringend gebeten habe, in den Papieren, die sie in Verwahrung habe, nachzusuchen. Von Marja Iwanownas Existenz und ihren Beziehungen zu dem verstorbenen Andronikow hatte sie erst ganz vor kurzem erfahren, erst nachdem sie nach Petersburg zurückgekehrt war.

„Sie glauben, daß sie den Brief bei Marja Iwanowna nicht gefunden hat?“ fragte ich und hatte dabei meine eigenen Gedanken.

„Wenn Marja Iwanowna nicht einmal Ihnen etwas darüber mitgeteilt hat, dann hat sie ihn vielleicht auch gar nicht.“

„Also nehmen Sie an, daß das Schriftstück sich in Wersilows Händen befindet?“

„Das ist allerdings das Wahrscheinlichste. Indes, ich weiß es nicht; möglich ist alles,“ sagte er. Es war ihm anzusehen, daß er sehr ermüdet war.

Ich richtete weiter keine Fragen an ihn; wozu auch? Die Hauptsache war mir jetzt klar geworden; trotz dieses ganzen schmählichen Wirrwarrs hatte alles, was ich gefürchtet hatte, seine Bestätigung gefunden.

„Das alles ist wie ein Traum, wie Fieberphantasien," sagte ich tieftraurig und griff nach meinem Hute.

„Dieser Mann ist Ihnen wohl sehr teuer?" fragte Krafft mit sichtlicher, großer Teilnahme, die ich in diesem Augenblicke auf seinem Gesichte las.

„Ich hatte es mir schon vorher gedacht," sagte ich, „daß ich auch von Ihnen nicht alles erfahren würde. Die einzige Hoffnung, die mir noch bleibt, ist Frau Achmakowa. Auf die hatte ich schon von vornherein gerechnet. Vielleicht gehe ich zu ihr, vielleicht auch nicht."

Krafft sah mich einigermaßen erstaunt an.

„Leben Sie wohl, Krafft! Warum drängen Sie sich an Leute heran, die von Ihnen nichts wissen wollen? Ist es nicht das beste, den ganzen Verkehr abzubrechen, wie?"

„Und wo soll ich dann hin?" fragte er, finster zur Erde blickend.

„Zu sich, zu sich! Den ganzen Verkehr abbrechen und zu sich gehen!"

„Nach Amerika?"

„Nach Amerika! Zu sich, nur zu sich! Darin besteht meine ganze Idee, Krafft!" sagte ich begeistert.

Er sah mich neugierig an.

„Haben Sie denn einen solchen Ort: ‚zu sich'?"

„Jawohl. Auf Wiedersehen, Krafft; ich danke Ihnen und bedaure, Ihnen soviel Mühe gemacht zu haben! Ich würde an Ihrer Stelle, wenn ich selbst ein solches Rußland im Kopfe hätte, alle diese Menschen zum Teufel

schicken: macht, daß ihr wegkommt; intrigiert und beißt euch untereinander; was geht's mich an!"

„Bleiben Sie noch ein Weilchen!" sagte er auf einmal, als er mich schon bis zur Entreetür begleitet hatte.

Ich wunderte mich ein bißchen, kehrte um und setzte mich wieder hin. Krafft setzte sich mir gegenüber. Wir lächelten uns wechselseitig an. Ich sehe das alles vor mir, wie wenn es jetzt geschähe. Ich erinnere mich deutlich, daß sich in mir ein Gefühl der Bewunderung für ihn regte.

„Es gefällt mir von Ihnen, daß Sie ein so höflicher Mensch sind," sagte ich plötzlich.

„Ja?"

„Ich glaube, es gefällt mir darum, weil ich selbst es so selten verstehe, höflich zu sein, obwohl ich wünschen möchte, es zu verstehen ... Nun, aber vielleicht ist es ganz gut, wenn die Menschen einen beleidigen: wenigstens befreien sie einen so von dem Unglück, sie lieben zu müssen."

„Welche Stunde des Tages lieben Sie am meisten?" fragte er. Er hatte offenbar gar nicht gehört, was ich gesagt hatte.

„Welche Stunde? Das weiß ich nicht. Den Sonnenuntergang habe ich nicht gern."

„Nein?" erwiderte er, anscheinend besonders interessiert, versank aber sogleich wieder in seine Gedanken.

„Sie wollen wieder verreisen?" fragte ich.

„Ja ... ich verreise."

„Bald?"

„Ja."

„Brauchen Sie denn wirklich, um nach Wilna zu fahren, einen Revolver?" fragte ich ohne den geringsten Hintergedanken, und ohne überhaupt etwas dabei zu denken. Ich

fragte so nur, weil der Revolver blitzte und ich nicht recht wußte, wovon ich reden sollte.

Er wendete sich um und sah den Revolver starr an.

„Nein, ich tue es nur so aus Gewohnheit."

„Wenn ich einen Revolver hätte, so würde ich ihn irgendwo verwahren und einschließen. Wissen Sie, so ein Ding hat wahrhaftig etwas Verführerisches! Ich glaube zwar nicht gerade an eine Selbstmordepidemie; aber wenn man so ein Ding immer vor Augen hat – wirklich, es gibt Augenblicke, wo es einen verführen könnte."

„Lassen Sie dieses Thema!" sagte er und stand plötzlich vom Stuhle auf.

„Ich rede dabei nicht von mir," fügte ich, ebenfalls aufstehend, hinzu; „ich werde nie davon Gebrauch machen. Mir können Sie ein Leben von dreifacher Länge geben; es wird mir immer noch zu wenig sein."

„Leben Sie recht lange!" entfuhr es ihm anscheinend unwillkürlich.

Er lächelte zerstreut und ging sonderbarerweise geradeswegs ins Vorzimmer, als ob er mich hinausbegleiten wolle, natürlich ohne zu bemerken, was er tat.

„Ich wünsche Ihnen gutes Gelingen bei allem, was Sie vorhaben, Krafft," sagte ich, als ich bereits auf die Treppe hinaustrat.

„Wollen's hoffen!" erwiderte er in festem Tone.

„Auf Wiedersehen!"

„Wollen auch das hoffen!"

Ich erinnere mich an den letzten Blick, den er auf mich richtete.

## III

Also, das war der Mensch, um den mein Herz so viele Jahre lang geklopft hatte? Und was hatte ich denn von

Krafft erwartet? Was für neue Mitteilungen hatte ich mir von ihm versprochen?

Als ich von Krafft herauskam, verspürte ich starken Hunger; der Abend war schon herangekommen, und ich hatte noch nicht zu Mittag gegessen. Ich ging, gleich dort in der Peterburgskaja, auf dem Großen Prospekt, in ein kleines Restaurant, um dort zwanzig oder höchstens fünfundzwanzig Kopeken auszugeben; eine größere Ausgabe hätte ich mir damals unter keinen Umständen gestattet. Ich ließ mir eine Suppe geben und setzte mich, nachdem ich sie verzehrt hatte, wie ich mich erinnere, an ein Fenster und sah hinaus; im Zimmer waren viele Menschen; es roch nach angebranntem Fett, nach Restaurationsservietten und nach Tabak. Es war garstig. Über meinem Kopfe klopfte eine stimmlose Nachtigall trübsinnig und melancholisch mit dem Schnabel auf den Boden ihres Käfigs. In dem anstoßenden Billardzimmer wurde gelärmt; ich aber saß da und überließ mich meinen Gedanken. Der Sonnenuntergang (warum hatte sich Krafft nur darüber gewundert, daß ich den Sonnenuntergang nicht gern hatte?) erweckte in mir neue, unerwartete Empfindungen, die ganz und gar nicht zu dem Orte paßten. Mir schwebte immer der stille Blick meiner Mutter vor, ihre lieben Augen, die mich nun schon einen ganzen Monat lang so schüchtern ansahen. In der letzten Zeit war ich zu Hause recht unartig gewesen, namentlich ihr gegenüber; eigentlich wollte ich gegen Wersilow unartig sein; aber da ich mich an ihn nicht herantraute, so peinigte ich nach meiner schlechten Gewohnheit meine Mutter. Ich hatte sie sogar ganz verängstigt: oft sah sie mich, wenn Andrei Petrowitsch eintrat, mit einem so flehenden Blicke an, weil sie einen heftigen Ausbruch meinerseits befürchtete . . . Sehr sonderbar war es,

daß ich hier, im Restaurant, zum erstenmal darüber nachdachte, daß Wersilow zu mir „du" sagte, sie aber „Sie". Gewundert hatte ich mich darüber auch schon früher, und zwar nicht in einem für sie günstigen Sinne; jetzt aber stellte ich darüber besondere Überlegungen an, und sehr sonderbare Gedanken zogen einer nach dem andern durch meinen Kopf. Ich blieb lange auf meinem Platze sitzen, bis zum Einbruch der völligen Dunkelheit. Ich dachte auch an meine Schwester . . .

Es war für mich ein entscheidender Augenblick. Ich mußte unter allen Umständen einen Entschluß fassen! War ich denn dazu wirklich unfähig? Was war denn so Schweres daran, alle Beziehungen abzubrechen, wenn diese Menschen zudem selbst nichts von mir wissen wollten? Meine Mutter und meine Schwester? Aber diese beiden wollte ich in keinem Falle verlassen, welche Wendung die Sache auch nehmen mochte.

Es ist wahr: das Auftreten dieses Menschen in meinem Leben, als ich noch in der ersten Kindheit stand, hatte zwar nur einen Augenblick gedauert, aber doch jenen bedeutsamen Stoß gebildet, von dem mein Bewußtsein begann. Wäre ich damals nicht mit ihm zusammengetroffen, so würde mein Verstand, meine Denkart, mein Schicksal sich gewiß anders gestaltet haben, sogar trotz meines mir vom Schicksal vorherbestimmten Charakters, dem ich allerdings doch nicht hätte entgehen können.

Und nun stellte es sich heraus, daß dieser Mensch nur ein Phantasiegebilde von mir war, ein Phantasiegebilde aus meinen Kinderjahren. Ich selbst hatte ihn mir so ausgedacht; in Wirklichkeit aber war er ein ganz anderer und stand tief, tief unter dem Gebilde meiner Phantasie. Zu einem sittlich reinen Menschen war ich meiner Absicht nach

hergereist, nicht zu diesem. Und warum hatte ich ihn ein für allemal liebgewonnen in jenem kurzen Augenblick, als ich, noch ein kleines Kind, ihn damals erblickte? Dieses „ein für allemal“ mußte nun verschwinden. Ich werde später einmal, wenn sich dazu Platz findet, diese unsere erste Begegnung erzählen: es war ein ganz unbedeutender Hergang, auf den sich keine Folgerung bauen ließ. Aber ich baute eine ganze Pyramide von Folgerungen darauf auf. Ich begann diese Pyramide schon unter der Decke meines Kinderbettchens, wenn ich vor dem Einschlafen weinte und meinen Gedanken nachhing; worüber ich weinte, und worüber ich nachdachte, das weiß ich selbst nicht. Darüber, daß ich so verlassen war? Darüber, daß ich gequält wurde? Aber gequält wurde ich nur wenig, nur zwei Jahre lang in der Toucharbschen Pension, in die er mich brachte, worauf er für immer wegfuhr. Nachher hat mich niemand mehr gequält; vielmehr habe sogar ich selbst stolz auf meine Mitschüler hinabgeblickt. Und ich kann auch diese sich selbst bejammernden vaterlosen Kinder nicht ausstehen! Ich kenne nichts Ekelhafteres, als wenn diese illegitimen vaterlosen Kinder, alle diese Ausgestoßenen und überhaupt diese ganze Bagage, mit der ich nicht das geringste Mitleid habe, sich auf einmal feierlich vor dem Publikum erheben und kläglich, aber erbaulich losheulen: „Seht, wie man an uns gehandelt hat!“ Am liebsten würde ich diese vaterlosen Kinder durchhauen. Niemand von dieser widerwärtigen Gesellschaft hat ein Verständnis dafür, daß es für ihn sehr viel anständiger ist zu schweigen und nicht zu heulen und sich nicht zu Klagen über das ihm angetane Unrecht zu entwürdigen. Wenn du dich aber dazu entwürdigst, du Sohn der Liebe, dann hast du dein Los verdient. So denke ich darüber!

Aber nicht das war das Lächerliche, daß ich früher unter meinem Bettdeckchen phantastischen Träumereien nachgehangen hatte, sondern daß ich nun gerade um seinetwillen hergereist war, wieder um dieses erdachten Menschen willen, und meine Hauptziele dabei fast vergessen hatte. Ich war hergefahren, um ihm im Kampfe gegen die Verleumdung, bei der Überwindung seiner Feinde zu helfen. Jenes Schriftstück, von welchem Krafft gesprochen hatte, jener Brief, den diese Frau an Andronikow geschrieben hatte, und um deswillen sie jetzt solche Angst ausstand, jener Brief, der ihr Lebensglück zertrümmern und sie an den Bettelstab bringen konnte, und von dem sie annahm, daß er sich in Wersilows Händen befinde, – dieser Brief befand sich nicht in Wersilows Händen, sondern war in meiner Seitentasche eingenäht! Ich hatte ihn selbst eingenäht, und kein Mensch auf der ganzen Welt wußte etwas davon. Daß Marja Iwanowna, die das Schriftstück in Verwahrung gehabt hatte, bei ihrer Vorliebe für alles Romanhafte für nötig befunden hatte, es mir zu übergeben und keinem andern, das hatte von ihrer Ansicht und von ihrem freien Willen abgehangen, und ich bin nicht verpflichtet, es zu erklären; vielleicht erzähle ich die Geschichte einmal bei Gelegenheit. Aber nachdem ich in so unerwarteter Weise eine Waffe in die Hand bekommen hatte, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich in Petersburg zu zeigen. Allerdings beabsichtigte ich, diesem Menschen nur insgeheim zu helfen, ohne selbst hervorzutreten und ohne mich zu ereifern und ohne von ihm Belobigungen oder Umarmungen zu erwarten. Und niemals, niemals wollte ich mich dazu herabwürdigen, ihm irgendwelchen Vorwurf zu machen! Was konnte er denn auch dafür, daß ich mich in ihn verliebt und mir aus ihm ein phantastisches Ideal zurechtgemacht hatte? Und

vielleicht liebte ich ihn gar nicht einmal. Sein origineller Geist, sein interessanter Charakter, seine Intrigen und Abenteuer und der Umstand, daß meine Mutter bei ihm wohnte, all das hätte mich, wie ich glaubte, nicht mehr halten können; es genügte zur Loslösung schon das eine, daß meine phantastische Puppe zerbrochen war und ich ihn vielleicht nicht mehr lieben konnte. Was war es denn also, was mich hielt und woran ich festsaß? Das war die Frage. Und als Resultat ergab sich, daß nur ich der Dumme war und sonst niemand.

Aber wie ich von anderen Ehrlichkeit verlange, so werde ich auch selbst ehrlich sein; ich muß bekennen, daß das in meiner Tasche eingenähte Schriftstück in mir nicht nur den leidenschaftlichen Wunsch erregt hatte, Wersilow zu Hilfe zu eilen. Jetzt ist mir das alles vollständig klar, und auch schon damals brachte mich ein anderer Gedanke zum Erröten. Es hatte mir eine Frau vorgeschwebt, ein stolzes Wesen aus den höchsten Kreisen, der ich Auge in Auge gegenübertreten würde; sie würde mich verachten, über mich lachen wie über eine armselige Maus, ohne auch nur zu ahnen, daß ich der Herr ihres Schicksals sei. Dieser Gedanke hatte mich schon in Moskau berauscht und besonders im Waggon, als ich hierher fuhr; ich habe das schon weiter oben eingestanden. Ja, ich haßte diese Frau, aber ich liebte sie bereits als mein Opfer; und das alles war die Wahrheit, so war das alles in Wirklichkeit. Aber dabei war das ein so kindisches Benehmen, wie ich es nicht einmal von einem solchen Menschen, wie ich, erwartet hätte. Ich schildere meine damaligen Empfindungen, das heißt das, was mir damals durch den Kopf ging, als ich in dem Restaurant unter der Nachtigall saß und den Entschluß faßte, noch an diesem Abend mit ihnen unweigerlich zu

brechen. Der Gedanke an meine kurz vorher stattgehabte Begegnung mit dieser Frau übergoß mein Gesicht plötzlich mit der Röte der Scham. Eine schmähliche Begegnung! Ein schmähliches, dummes Gefühl, welches (und das war das Wichtigste) auf das deutlichste meine Unfähigkeit zu ernstem Handeln bewies. Es bewies nur (so dachte ich damals), daß ich nicht einmal den dümmsten Verlockungen Widerstand zu leisten imstande sei, während ich doch selbst eben erst zu Krafft gesagt hatte, ich hätte meinen Platz und meine Aufgabe, und selbst ein Leben von dreifacher Länge würde mir noch zu wenig sein. Voll Stolz hatte ich das gesagt. Daß ich meine Idee beiseite geworfen und mich in Wersilows Angelegenheiten hineingemischt hatte, dafür könnte man noch eine Entschuldigung vorbringen; aber daß ich wie ein überraschter Hase mich von einer Seite nach der andern warf und mich auf alle möglichen Lappalien einließ, daran war offenbar nichts anderes als meine Dummheit schuld. Hatte mich der Teufel plagen müssen, zu Dergatschew hinzugehen und dort mit meinen Dummheiten herauszuplatzen, obwohl ich doch schon längst wußte, daß ich es nicht verstehe, etwas verständig und vernünftig darzulegen, und am besten tue zu schweigen! Und so ein Wasin mußte mich dann durch den Hinweis darauf trösten, daß ich noch fünfzig Lebensjahre vor mir hätte und somit keinen Grund hätte, mich zu grämen. Dieser sein Gedanke ist schön (das gebe ich zu) und macht seinem unbestreitbaren Verstande alle Ehre; schön ist er insofern, als er der einfachste ist, und das Einfachste begreift man immer erst zuletzt, wenn man schon alles, was wunderlicher und dümmer ist, durchprobiert hat; aber ich hatte diesen Gedanken schon selbst gekannt, noch ehe Wasin ihn aussprach; diesen Gedanken hatte ich schon seit mehr als drei Jahren gehabt; ja

noch mehr: in ihm steckte ein Teil meiner Idee. – Das war's, was mir damals in dem Restaurant durch den Kopf ging.

Mir war widerwärtig zumute, als ich, müde vom Gehen und von meinen Gedanken, am Abend zwischen sieben und acht Uhr nach dem Semjonowski-Polk wanderte. Es war schon ganz dunkel geworden, und das Wetter hatte sich geändert: es war trocken; aber ein unangenehmer Petersburger Wind, so recht schneidend und scharf, hatte sich erhoben, blies mir in den Rücken und wirbelte ringsumher Staub und Sand auf. Wie viele verdrießliche Gesichter bekam ich bei dem niedrigen Volke zu sehen, das eilig von seiner Arbeit und von seinem Gewerbe nach den dürftigen Wohnungen zurückkehrte! Jedem stand seine eigene mürrische Sorge im Gesicht geschrieben; aber es war in der ganzen Menge vielleicht kein einziger gemeinsamer, einigender Gedanke zu finden! Krafft hatte recht: ein jeder lebte nur für sich. Ich stieß auf einen kleinen Knaben, so klein, daß man sich wundern mußte, wie er um diese Tageszeit noch allein auf der Straße sein konnte; eine Frau blieb einen Augenblick stehen, um ihn anzuhören, aber da sie ihn nicht verstand, breitete sie ratlos die Arme aus, ging weiter und ließ ihn im Dunkeln allein stehen. Ich trat zu ihm heran; aber er bekam auf einmal vor mir Angst und lief davon. Als ich mich unserer Wohnung näherte, nahm ich mir vor, zu Wasin nie hinzugehen. Während ich die Treppe hinaufstieg, empfand ich den lebhaften Wunsch, die Meinigen allein zu Hause zu finden, ohne Wersilow, damit ich vor seiner Ankunft noch zu meiner Mutter oder zu meiner lieben Schwester ein freundliches Wort sagen könnte; mit der letzteren hatte ich einen ganzen Monat lang fast nie besonders gesprochen. Es traf sich wirklich so, daß er nicht zu Hause war ...

## IV

Apropos: da ich jetzt in meinen „Aufzeichnungen" diese neue Person auf die Bühne bringe (ich rede von Wersilow), so will ich in aller Kürze seinen Lebenslauf vorführen, der übrigens nichts Besonderes darbietet. Ich tue das, damit dem Leser alles noch besser verständlich wird, und weil ich nicht vorherzusehen vermag, wo ich diese Biographie im weiteren Verlaufe der Erzählung würde einschieben können.

Er studierte auf der Universität, trat dann aber in ein Garde-Kavallerieregiment ein. Er heiratete ein Fräulein Fanariotowa und nahm den Abschied. Er reiste ins Ausland und führte nach seiner Rückkehr in Moskau ein vornehmes, vergnügtes Leben. Nach dem Tode seiner Frau begab er sich auf sein Gut; hier fand die Episode mit meiner Mutter statt. Dann lebte er lange Zeit irgendwo im Süden. Als der Krieg mit den westeuropäischen Mächten ausbrach, trat er wieder beim Militär ein, gelangte aber nicht nach der Krim und kam die ganze Zeit über in kein Gefecht. Nach Beendigung des Krieges nahm er wieder den Abschied und ging ins Ausland, wohin er sogar meine Mutter mitnahm; indes ließ er sie in Königsberg. Die Ärmste hat mir manchmal mit wahrem Entsetzen und mit Kopfschütteln erzählt, wie sie damals dort ein ganzes halbes Jahr mutterseelenallein mit ihrem kleinen Töchterchen gelebt habe, ohne Kenntnis der Sprache, wie verraten und verkauft, und wie ihr zuletzt auch noch das Geld ausgegangen sei. Da war Tatjana Pawlowna hingekommen, hatte sie zurückgeholt und nach irgendeinem Orte im Gouvernement Nischni-Nowgorod gebracht. Darauf übernahm Wersilow eine Stelle als Friedensrichter und soll sie vorzüglich ausgefüllt haben; aber er gab sie bald wieder auf und beschäftigte sich in Petersburg mit der Führung von allerlei Zivil-

prozessen. Andronikow stellte seine Fähigkeiten immer sehr hoch, schätzte ihn sehr und sagte nur, er werde aus seinem Charakter nicht klug. Dann gab Wersilow auch diese Tätigkeit auf und reiste wieder ins Ausland, diesmal für längere Zeit, auf mehrere Jahre. Dann bildeten sich besonders nahe Beziehungen zwischen ihm und dem alten Fürsten Sokolski heraus. Während dieser ganzen Zeit änderten sich seine Vermögensverhältnisse zwei- oder dreimal vollständig: bald versank er in die größte Armut, bald wurde er auf einmal wieder reich und kam in die Höhe.

Übrigens will ich jetzt, wo ich meine Aufzeichnungen bis zu diesem Punkte geführt habe, mich dazu entschließen, auch „meine Idee" darzulegen. Es ist das erstemal seit ihrer Entstehung, daß ich sie in Worte kleide. Ich entschließe mich, sie sozusagen dem Leser zu enthüllen, und zwar ebenfalls zu besserer Verständlichkeit meiner weiteren Darlegungen. Denn nicht nur für den Leser, sondern auch für mich selbst, den Verfasser, ist es eine schwere Aufgabe, aus den von mir getanen Schritten klug zu werden, wenn nicht vorher erklärt worden ist, was mich zu ihnen geführt und gedrängt hat. Durch diese „Redefigur des Verschweigens" bin ich infolge meiner Ungeschicklichkeit wieder in jene Finessen der Romanschriftsteller hineingeraten, die ich oben selbst verspottet habe. Jetzt, wo ich gleichsam in die Tür meines Petersburger Romans mit all meinen darin enthaltenen schmählichen Erlebnissen einzutreten mich anschicke, finde ich eine solche vorgängige Auseinandersetzung unumgänglich notwendig. Aber nicht jene Finessen haben mich dazu verleitet, bisher über manche Punkte Stillschweigen zu beobachten, sondern das Wesen der Sache selbst, das heißt die Schwierigkeit, sie darzustellen; sogar jetzt, wo schon alles Vergangene vergangen ist, fühle ich

die fast unüberwindliche Schwierigkeit einer Darlegung dieser Idee. Überdies muß ich sie ohne Zweifel in ihrer damaligen Form darstellen, das heißt so, wie sie sich in meinem Kopfe gestaltet hatte und mir damals vor dem geistigen Auge stand, nicht so, wie sie jetzt aussieht; und das ist wieder eine neue Schwierigkeit. Manche Dinge auseinanderzusetzen, ist beinahe unmöglich. Gerade diejenigen Ideen, die am allereinfachsten und am allerklarsten sind, gerade die sind besonders schwer zu begreifen. Hätte Kolumbus vor der Entdeckung Amerikas es unternommen, anderen seine Idee darzulegen, so bin ich überzeugt, daß sie ihn sehr, sehr lange nicht verstanden hätten. Und sie haben ihn auch wirklich nicht verstanden. Wenn ich das sage, beabsichtige ich ganz und gar nicht, mich mit Kolumbus auf eine Stufe zu stellen, und wenn jemand das aus meinen Worten folgern sollte, dann mag er sich schämen; weiter sage ich nichts.

# Fünftes Kapitel

## I

Meine Idee ist – ein Rothschild zu werden. Ich bitte den Leser, ruhig und ernst zu bleiben.

Ich wiederhole: meine Idee ist, ein Rothschild zu werden, ebenso reich zu werden wie Rothschild, nicht bloß einfach reich, sondern gerade so reich wie Rothschild. Weshalb und warum ich das will, und welche Zwecke ich damit verfolge, davon soll später die Rede sein. Zunächst will ich nur beweisen, daß die Erreichbarkeit meines Zieles mit mathematischer Sicherheit feststeht.

Die Sache ist sehr einfach; das ganze Geheimnis besteht in zwei Worten: Energie und Ausdauer.

„Das haben wir schon oft gehört; das ist nichts Neues," wird man mir erwidern; „jeder Hausvater in Deutschland prägt das fortwährend seinen Kindern ein; aber doch ist dein Rothschild" (das heißt der verstorbene Pariser James Rothschild, von dem ich rede) „immer nur eine vereinzelte Erscheinung geblieben, Hausväter aber gibt es Millionen."

Darauf würde ich antworten:

„Ihr behauptet, das schon oft gehört zu haben; aber dabei habt ihr gar nichts gehört. In einem Punkte habt ihr allerdings recht: wenn ich gesagt habe, diese Sache sei sehr einfach, so habe ich vergessen hinzuzufügen, daß sie zugleich sehr schwer ist. Alle Religionen und Sittenlehren der Welt laufen auf die eine Vorschrift hinaus: „Man muß die Tugend lieben und das Laster meiden." Was könnte, scheint es, einfacher sein? Nun wohl, so tut doch mal etwas Tugendhaftes, und meidet auch nur eines eurer Laster; versucht es doch mal – nun? Ebenso ist es auch hiermit. Das ist der Grund, weshalb eure zahllosen Hausväter im Laufe zahlloser Jahrhunderte diese wunderbaren beiden Worte, in denen das ganze Geheimnis steckt, immerzu wiederholen können und Rothschild doch nur eine vereinzelte Erscheinung bleibt. Nämlich: es sieht ähnlich aus, ist aber doch nicht dasselbe, und was die Hausväter da immerzu wiederholen, ist keineswegs der richtige Gedanke.

Von Energie und Ausdauer haben auch sie ohne Zweifel etwas gehört; aber zur Erreichung meines Zieles ist etwas anderes erforderlich als diese hausväterische Energie und diese hausväterische Ausdauer.

Nehmen wir auch nur den einen Umstand, daß der Betreffende Hausvater ist (ich rede nicht allein von den deutschen Hausvätern), daß er eine Familie hat, wie alle andern Menschen lebt, Ausgaben hat wie alle andern Menschen,

Pflichten wie alle andern Menschen, – da kann einer kein Rothschild werden; da kommt er über die Mittelstufe nicht hinaus. Mir für meine Person ist es vollständig klar, daß ich, wenn ich ein Rothschild werde oder es auch nur zu werden wünsche, aber nicht auf die hausväterische Manier, sondern ernsthaft, daß ich dadurch ganz von selbst aus der Gesellschaft ausscheide.

Vor einigen Jahren las ich in den Zeitungen, daß auf einem Wolgadampfer ein Bettler gestorben war, der in Lumpen ging, um Almosen bat und dort allgemein bekannt war. Nach seinem Tode fand man bei ihm, in seine Lumpen eingenäht, gegen dreitausend Rubel in Banknoten. Und neulich habe ich wieder von einem Bettler gelesen, einem Adligen, der in den Restaurationen umherging und dort den Gästen die hohle Hand hinhielt. Er wurde arretiert, und man fand bei ihm ungefähr fünftausend Rubel. Daraus ergeben sich ohne weiteres zwei Schlußfolgerungen: erstens, daß Energie im Sparen, selbst in Beträgen von wenigen Kopeken, schließlich gewaltige Resultate erzielt (die Zeitdauer ist dabei bedeutungslos), und zweitens, daß selbst die kunstloseste Form des Erwerbs, wenn sie nur mit Ausdauer betrieben wird, mit mathematischer Sicherheit auf Erfolg rechnen kann.

Und doch gibt es vielleicht sehr viele achtbare, kluge, enthaltsame Leute, die trotz alles Mühens es weder zu dreitausend noch zu fünftausend Rubeln bringen, und die doch furchtbar gern eine solche Summe besitzen möchten. Woher kommt das? Die Antwort liegt auf der Hand: weil keiner von ihnen, mag er es auch noch so sehr wünschen, soviel Willensstärke besitzt, um zum Beispiel, wenn er auf keine andere Weise etwas erwerben kann, sogar Bettler zu werden, und weil keiner von ihnen, selbst wenn er Bettler

geworden ist, energisch genug ist, um nicht gleich die ersten Kopeken, die er erhält, zur Beschaffung eines nicht unbedingt notwendigen Nahrungsmittels für sich oder für seine Familie auszugeben. Und doch muß man bei dieser Sparmethode (ich meine bei der Bettelei), um solche Summen zusammenzubringen, sich von weiter nichts als von Brot und Salz nähren; das ist wenigstens meine Meinung. So haben es sicherlich auch die oben erwähnten beiden Bettler gemacht, das heißt, sie haben nur Brot gegessen und fast nur unter freiem Himmel gelebt. Zweifellos hatten sie nicht die Absicht, Rothschilds zu werden: sie waren nur Harpagons oder Pljuschkins *) vom reinsten Wasser, weiter nichts; aber auch beim zielbewußten Gelderwerb in ganz anderer Form, aber mit der Absicht, ein Rothschild zu werden, ist nicht weniger Willenskraft erforderlich, als sie diese beiden Bettler besaßen. Ein Hausvater kann eine solche Willenskraft nicht aufbringen. Die Kräfte sind auf der Welt von sehr verschiedener Stärke; ganz besonders gilt das von der Willenskraft. Es gibt eine Temperatur, bei der das Wasser zu sieden anfängt, und es gibt eine Temperatur, bei der das Eisen rotglühend wird.

Das steht auf derselben Stufe wie das Klosterleben und die erstaunlichen Leistungen der Askese. Die treibende Kraft ist hierbei das Gefühl und nicht die Idee. Warum? Wozu? Ist es denn, kann man fragen, eine sittlich gute Handlungsweise und nicht vielmehr eine Ungeheuerlichkeit, lebenslänglich in einem groben Kittel zu gehen und Schwarzbrot zu essen und dabei eine solche Geldsumme mit sich herumzuschleppen? Auf diese Fragen will ich später zurück-

*) Ein geiziger Gutsbesitzer in Gogols berühmtem humoristischen Roman „Die toten Seelen". Anmerkung des Übersetzers.

kommen; jetzt handelt es sich nur um die Möglichkeit, das Ziel zu erreichen. Als ich meine Idee erdachte (und ihr Wesen besteht gerade in der Rotglühhitze), da fing ich an, mich zu prüfen, ob ich wohl fähig wäre, ein Mönchsleben zu führen und Askese zu üben. In dieser Absicht genoß ich den ganzen ersten Monat lang nur Brot und Wasser. An Schwarzbrot hatte ich nicht mehr als zwei und ein halbes Pfund täglich nötig. Um dies durchzuführen, mußte ich den klugen Nikolai Semjonowitsch und die mir so wohlgesinnte Marja Iwanowna täuschen. Zur Kränkung der letzteren und zur Verwunderung des sehr zartfühlenden Nikolai Semjonowitsch bestand ich darauf, daß mir das Mittagessen auf mein Zimmer gebracht werden sollte. Dort beseitigte ich es einfach: die Suppe goß ich aus dem Fenster in die Nesseln oder sonstwohin, und das Fleisch warf ich entweder durch das Fenster dem Hunde hin, oder ich wickelte es in Papier, steckte es in die Tasche und trug es dann hinaus, und ebenso alles übrige. Da mir Brot zum Mittagessen viel weniger als drittehalb Pfund gegeben wurde, so kaufte ich mir für mein eigenes Geld heimlich Brot dazu. Ich hielt diesen ganzen Monat über aus und verdarb mir nur vielleicht ein wenig den Magen; im folgenden Monat aber fügte ich zu dem Brote noch die Suppe hinzu und morgens und abends je ein Glas Tee, – und ich kann versichern, daß ich auf diese Weise ein ganzes Jahr in vollständiger Gesundheit und Zufriedenheit verlebte, seelisch aber in einer Art von Rausch und in einem ununterbrochenen heimlichen Entzücken. Ich grämte mich nicht um die Speisen, die ich mir entgehen ließ, sondern ich war vielmehr voller Begeisterung. Nach Ablauf des Jahres hatte ich die Überzeugung gewonnen, daß ich imstande war, jedes beliebige Fasten zu ertragen, und fing nun wieder an ebenso zu essen

wie die andern und an dem gemeinsamen Mittagstische teilzunehmen. Mit dieser Probe noch nicht zufrieden, stellte ich noch eine zweite an: außer der Pension, die an Nikolai Semjonowitsch bezahlt wurde, war für meine kleinen Ausgaben ein Taschengeld im monatlichen Betrage von fünf Rubeln ausgeworfen. Ich nahm mir vor, davon nur die Hälfte zu verbrauchen. Das war eine sehr schwere Prüfung; aber nach etwas über zwei Jahren hatte ich bei der Ankunft in Petersburg außer dem übrigen Gelde siebzig Rubel in der Tasche, die ich mir nur durch dieses System erspart hatte. Das Resultat dieser beiden Versuche war für mich ein höchst bedeutungsvolles: ich hatte positiv erkannt, daß ich genug Willenskraft besaß, um mein Ziel zu erreichen; darauf aber, ich wiederhole es, beruht meine ganze Idee; alles übrige sind Kleinigkeiten.

## II

Werfen wir aber einen Blick auch auf die Kleinigkeiten.

Ich habe meine beiden Versuche beschrieben; in Petersburg machte ich, wie bereits bekannt, einen dritten: ich ging zu einer Auktion und profitierte auf einen Schlag sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken. Allerdings war das kein richtiger Versuch, sondern nur eine Art von Spiel, ein Amüsement: es wandelte mich die Lust an, einen Augenblick aus der Zukunft zu stehlen und zu probieren, wie ich mich da verhalten und handeln würde. Überhaupt hatte ich die wirkliche Inangriffnahme meines Werkes gleich von vornherein in Moskau auf die Zeit verschoben, wo ich vollständig frei sein würde; ich wußte recht wohl, daß ich zum Beispiel zuerst mit dem Gymnasium fertig sein müßte. (Auf das Universitätsstudium hatte ich, wie schon bekannt, meiner Idee zuliebe verzichtet.) Unstreitig war ich nach

Petersburg mit einem geheimen Ingrimm gefahren: eben hatte ich das Gymnasium absolviert und war zum ersten Male frei, da mußte ich auf einmal sehen, daß Wersilows Angelegenheiten mich aufs neue für eine Weile von dem Beginn meiner Tätigkeit abzogen! Aber trotz meines Ingrimms fühlte ich mich doch auf der Fahrt hinsichtlich der Erreichung meines Zieles ganz beruhigt.

Es ist ja wahr, daß ich das praktische Leben noch nicht kannte; aber ich hatte drei Jahre lang unaufhörlich alles überdacht und konnte an dem Gelingen nicht zweifeln. Tausendmal hatte ich es mir ausgemalt, wie ich zu Werke gehen wollte: ich würde auf einmal wie vom Himmel herabgefallen in einer unserer beiden Hauptstädte erscheinen (ich hatte mir für den Anfang unsere Hauptstädte erwählt und speziell Petersburg, dem ich auf Grund einer gewissen Spekulation den Vorzug gab); also ich würde wie vom Himmel herabgefallen, aber vollständig frei, von niemand abhängig und gesund sein und heimlich hundert Rubel als erstes Betriebskapital in der Tasche haben. Ohne die hundert Rubel die Sache anzufangen, das schien mir nicht möglich, da sonst die allererste Periode des Erfolges sich gar zu lange ausdehnen würde. Außer den hundert Rubeln besaß ich, wie schon bekannt, Mannhaftigkeit, Energie, Ausdauer, völlig einsame Selbständigkeit und Verschwiegenheit. Die einsame Selbständigkeit war die Hauptsache: ich konnte bis zum letzten Augenblicke Beziehungen zu anderen Menschen und Verbindungen mit ihnen absolut nicht leiden; allgemein gesagt, ich war fest entschlossen, die Ausführung meiner Idee allein zu beginnen; das war für mich eine conditio sine qua non. Die Menschen waren mir störend; ich hätte mich unruhig gefühlt, und die Unruhe hätte den Erfolg meines Strebens beeinträchtigt. Überhaupt ist es

mir bisher in meinem ganzen Leben immer folgendermaßen gegangen: wenn ich es mir im Kopfe zurechtlegte, wie ich mit den Leuten umgehen würde, dann benahm ich mich immer sehr klug; sowie es aber wirklich dazu kam, machte ich immer arge Dummheiten. Mit aufrichtiger Entrüstung über mich selbst gestehe ich, daß ich in meinen Reden immer zu heftig gewesen bin und mich selbst verraten habe, und darum habe ich beschlossen, den Verkehr mit den Menschen möglichst einzuschränken. Was ich dabei gewinne, ist: Unabhängigkeit, Ruhe des Gemütes, ein klarer Blick für mein Ziel.

Trotz der horrenden Preise in Petersburg hatte ich mir ein für allemal vorgenommen, nicht mehr als fünfzehn Kopeken für Essen auszugeben, und ich wußte, daß ich Wort halten würde. Diese Frage wegen des Essens hatte ich lange und eingehend überlegt; ich hatte zum Beispiel beschlossen, manchmal zwei Tage hintereinander nur Brot und Salz zu essen, aber in der Absicht, am dritten Tage die an den beiden vorhergehenden Tagen gemachten Ersparnisse mit auszugeben; es schien mir, daß das für die Gesundheit vorteilhafter sein werde als die stete, gleichmäßige Fastenkost für den festen Satz von fünfzehn Kopeken. Ferner brauchte ich, um zu existieren, ein Winkelchen, buchstäblich nur ein Winkelchen, einzig und allein um da die Nacht zu schlafen oder an einem gar zu garstigen Tage unterzukriechen. In der Hauptsache beabsichtigte ich auf der Straße zu leben und war im Falle der Not auch willens, in einem Nachtasyl zu nächtigen, wo man außer dem Nachtlager auch noch ein Stück Brot und ein Glas Tee bekommt. Oh, ich würde es schon verstehen, mein Geld zu verstecken, damit es mir in meiner Schlafstelle oder im Asyl niemand stähle oder es auch nur bemerkte; das glaubte ich garantieren zu können!

„Mir sollte etwas gestohlen werden? Eher ist zu befürchten, daß ich selbst einem etwas stehle!“ hörte ich einmal auf der Straße einen durchtriebenen Patron höchst vergnügt sagen. Natürlich stelle ich mich ihm nur mit Bezug auf die Vorsicht und Schlauheit gleich; zu stehlen, das liegt nicht in meiner Absicht. Ja noch mehr: schon in Moskau und vielleicht gleich am Entstehungstage meiner Idee hatte ich beschlossen, weder Pfandleiher noch Wucherer zu werden; dazu sind die Juden da und diejenigen Russen, die weder Verstand noch Charakter besitzen. Pfandleihe und Wucher, das ist etwas Ordinäres.

Was die Kleidung anlangte, so beabsichtigte ich, zwei Anzüge zu besitzen, einen Alltagsanzug und einen guten. Wenn ich sie mir einmal angeschafft haben würde, so war ich überzeugt, daß ich sie lange tragen würde; ich hatte mich zwei und ein halbes Jahr lang absichtlich darin geübt, die Kleider schonend zu tragen, und sogar ein Geheimnis entdeckt: damit ein Kleidungsstück immer neu bleibt und sich nicht abträgt, muß man es möglichst oft mit der Bürste reinigen, fünf- oder sechsmal täglich. Die Bürste schadet dem Tuche nicht (ich spreche als Sachverständiger), wohl aber Staub und Schmutz. Der Staub ist eine Art von Steinen, wenn man ihn unter dem Mikroskop ansieht; die Bürste aber, mag sie auch noch so hart sein, hat immer eine gewisse Ähnlichkeit mit Wolle. In gleicher Weise habe ich die Stiefel tragen gelernt: das Geheimnis besteht darin, daß man den Fuß vorsichtig mit der ganzen Sohle zugleich aufsetzen und ihn möglichst selten seitwärts drehen muß. Lernen kann man dies in vierzehn Tagen; nachher übt man es ganz unbewußt aus. Durch dieses Mittel halten die Stiefel durchschnittlich um ein Drittel länger. Das habe ich in zwei Jahren erprobt.

Darauf sollte dann meine eigentliche Tätigkeit beginnen. Ich ging von der Voraussetzung aus: ich besitze hundert Rubel. In Petersburg gibt es so viele Auktionen, Ausverkäufe, kleine Trödelläden und so viele Menschen, die etwas gebrauchen, daß man mit Sicherheit darauf rechnen kann, wenn man etwas gekauft hat, es für einen höheren Preis wieder zu verkaufen. An dem Album habe ich sieben Rubel und fünfundneunzig Kopeken bei einem Anlagekapital von zwei Rubeln und fünf Kopeken verdient. Diesen gewaltigen Gewinn habe ich ohne Risiko gemacht: ich habe es dem Käufer an den Augen angesehen, daß er nicht zurücktreten werde. Natürlich begreife ich sehr wohl, daß das nur ein Zufall war; aber solche Zufälle will ich ja eben aufsuchen; gerade deswegen habe ich beschlossen, auf der Straße zu leben. Nun, mögen solche Zufälle auch sehr selten vorkommen; ganz gleich, meine Hauptmaxime wird sein, nichts zu riskieren, und meine zweite, unbedingt täglich etwas mehr als den für meinen Unterhalt ausgeworfenen Satz zu verdienen, damit die Vermehrung des Kapitals auch nicht für einen Tag eine Unterbrechung erleide.

Man wird mir sagen: „Das sind alles nur Phantasien; du kennst die Straße nicht und wirst beim ersten Schritte übers Ohr gehauen werden.“ Aber ich besitze Willenskraft und Charakterfestigkeit, und die Straßenwissenschaft ist eine Wissenschaft wie jede andere; ein energischer, eifriger, befähigter Mensch kann sie bewältigen. Auf dem Gymnasium war ich bis zur obersten Klasse immer einer der Ersten, und speziell in der Mathematik war ich sehr tüchtig. Man darf doch die praktische Erfahrung und die Straßenwissenschaft nicht in so sinnlosem Maße überschätzen, daß man mir unbedingt einen Mißerfolg prophezeit! So reden

immer nur diejenigen, die niemals einen Versuch auf irgendwelchem Gebiete unternommen, kein eigenes Leben angefangen, sondern immer nur auf ihrem vorhandenen Besitze vegetiert haben. „Einer hat sich die Nase zerschlagen, also wird es ein anderer unfehlbar auch tun." Nein, ich werde mir nicht die Nase zerschlagen. Ich besitze Charakterfestigkeit und werde bei einiger Bemühung alles lernen. Kann denn jemand glauben, daß man bei ununterbrochener Energie, bei ununterbrochener Achtsamkeit, bei ununterbrochener Überlegung und Berechnung, bei grenzenloser Tätigkeit und Lauferei nicht schließlich lernen sollte, wie man täglich zwanzig Kopeken Reingewinn erzielen kann? Die Hauptsache ist, ich habe beschlossen, es niemals auf den höchsten denkbaren Gewinn anzulegen, sondern immer ruhig zu bleiben. Späterhin, wenn ich schon tausend oder zweitausend Rubel erworben haben werde, dann werde ich natürlich ganz von selbst aufhören, den Faktor zu spielen und auf der Straße allerlei zu kaufen und wieder zu verkaufen. Freilich kenne ich das Treiben an der Börse, das Aktienwesen und das Bankgeschäft und all dergleichen jetzt noch sehr wenig. Aber dafür ist es mir bekannt wie meine fünf Finger, daß ich alle diese Börsen- und Bankgeschäfte lernen werde und sie zur rechten Zeit ebenso gut verstehen werde wie ein andrer, und daß diese Kenntnisse sich ganz von selbst bei mir einstellen werden, weil die Sache es so mit sich bringen wird. Ist denn dazu so viel Verstand nötig? Was ist denn für eine salomonische Weisheit dazu erforderlich? Wenn man nur Charakterfestigkeit besitzt: Verständnis, Gewandtheit und Wissen kommen dann ganz von allein. Man darf nur nicht aufhören zu wollen.

Die Hauptsache ist, nichts zu riskieren; diesem Grund-

satz kann man aber nur treu bleiben, wenn man einen festen Charakter hat. Noch kürzlich, als ich schon in Petersburg war, kam mir eine Subskriptionsliste auf Eisenbahnaktien in die Hand; diejenigen Leute, die das Glück gehabt hatten, zu subskribieren, hatten viel Geld verdient. Eine Zeitlang waren die Aktien tüchtig gestiegen. Nun sagen wir einmal, es habe jemand bei der Subskription die Zeit verpaßt, möchte jetzt gern Aktien haben, sähe solche in meinen Händen und machte mir den Vorschlag, sie ihm mit soundso viel Prozent Gewinn zu verkaufen. Dann würde ich sie ihm unbedingt sofort verkaufen. Allerdings würden die Leute mich auslachen und sagen: „Wenn du noch ein Weilchen gewartet hättest, hättest du das Zehnfache daran verdienen können." Ja, aber mein Gewinn verdient schon dadurch den Vorzug, daß ich ihn in der Tasche habe, während der eurige noch in der Luft umherfliegt. Jene werden einwenden, auf diese Art könne man nicht viel verdienen. Pardon, das ist gerade euer Fehler, der Fehler all solcher Spekulanten wie Kokorew, Poljakow, Gubonin. Hört die Wahrheit: Energie und Ausdauer im Erwerben, besonders im Sparen, richten mehr aus als momentane Gewinne, selbst wenn diese sich auf mehrere hundert Prozent belaufen.

Nicht lange vor der französischen Revolution *) erschien in Paris ein gewisser Law und stellte ein im Prinzip geniales Projekt auf, das aber nachher bei der Verwirklichung vollständig scheiterte. Ganz Paris war in Aufregung; Laws Aktien wurden reißend gekauft, man drängte sich darum. In das Haus, in welchem die Subskription eröffnet war, strömte das Geld aus ganz Paris zusammen,

*) Vielmehr im Jahre 1716. Anmerkung des Übersetzers.

wie wenn es aus einem Sacke hineingeschüttet würde; aber auch das Haus reichte schließlich nicht aus: das Publikum stand in dichtem Haufen auf der Straße, die Angehörigen aller Berufsarten, aller Stände, aller Lebensalter, Bourgeois, Adlige, deren Kinder, Gräfinnen, Marquisen, öffentliche Frauenzimmer, alles keilte sich zu einer wütenden, halbverrückten Masse zusammen, wie wenn sie von einem tollen Hunde gebissen wären. Rang und Stand und Stolz, sogar Ehre und guter Name, alles wurde in den Schmutz getreten; alles wurde geopfert (sogar von den Frauen), um nur ein paar Aktien zu bekommen. Die Subskription wurde schließlich auf die Straße verlegt; aber dort fehlte es an einem Tische, auf dem man hätte schreiben können. Da machte man einem Buckligen den Vorschlag, seinen Buckel für eine Weile als Tisch zur Verfügung zu stellen, damit auf demselben die Subskription auf die Aktien stattfinden könne. Der Bucklige willigte ein; man kann sich vorstellen, für welchen Preis! Nicht lange darauf (es hatte nur sehr kurze Zeit gedauert) waren alle bankerott; das ganze Unternehmen war in die Brüche gegangen; die ganze Idee war zum Teufel, und die Aktien hatten jeden Wert verloren. Wer hatte dabei gewonnen? Nur der Bucklige, eben deswegen, weil er keine Aktien genommen hatte, sondern bare Louisdors. Nun, dieser Bucklige bin ich! Ich habe Willenskraft genug gehabt, um nur von Brot zu leben und mir kopekenweise zweiundsiebzig Rubel zusammenzusparen; da wird sie wohl auch dazu ausreichen, um mitten in dem fieberhaften Taumel, der alle ergriffen hat, die Besonnenheit zu bewahren und den sicheren Gewinn dem großen vorzuziehen. Kleinlich bin ich nur in kleinen Dingen, in großen nicht. Zur Selbstbeherrschung im Kleinen hat meine Charakterfestigkeit oft

nicht ausgereicht, auch nicht nach dem Entstehen meiner Idee: aber wo es sich um Großes handelt, reicht sie immer aus. Wenn mir meine Mutter morgens, bevor ich in den Dienst zum Fürsten ging, kaltgewordenen Kaffee vorsetzte, wurde ich ärgerlich und sagte ihr Grobheiten, und dabei war ich doch derselbe Mensch, der einen ganzen Monat lang nur von Brot und Wasser gelebt hatte.

Kurz, es wäre unnatürlich, wenn ich nicht Geld verdienen sollte, wenn ich nicht lernen sollte, wie man welches verdient. Und ebenso unnatürlich wäre es, wenn jemand bei ununterbrochenem, gleichmäßigem Sparen, bei ununterbrochener Achtsamkeit und nüchterner Denkweise, bei Enthaltsamkeit und kluger Wirtschaft, bei stets wachsender Energie, ich wiederhole es, es wäre unnatürlich, wenn er da nicht Millionär werden sollte. Wodurch sonst hat sich jener Bettler sein Geld erworben als durch seine fanatische Charakterfestigkeit und Energie? Bin ich denn schlechter als der Bettler? „Und schließlich, mag ich auch nichts erreichen, mag auch meine Berechnung falsch sein, mag ich auch scheitern und zugrunde gehen, – ganz egal, ich unternehme es. Ich unternehme es, weil ich es will." Das habe ich schon in Moskau gesagt.

Man wird mir sagen, daß hier gar keine Idee und absolut nichts Neues vorliege. Aber ich erwidere, und zwar jetzt zum letztenmal, daß hier eine unendlich große Idee und unendlich viel Neues vorliegt.

Oh, ich habe es ja vorher geahnt, wie trivial alle Einwendungen sein werden, und wie trivial auch das erscheinen wird, was ich selbst zur Erläuterung meiner Idee sage. Nun, und was habe ich ausgesprochen? Noch nicht den hundertsten Teil dessen, was ich eigentlich zu sagen hätte; ich fühle, daß es kleinlich, plump, oberflächlich heraus-

gekommen ist und sogar noch jugendlicher, als es mein Lebensalter an sich schon mit sich bringt.

III

Es bleiben noch die Antworten auf die Fragen „Warum" und „Wozu" und „Ist es eine sittlich gute Handlungsweise" usw. usw. übrig; auf diese Fragen hatte ich zu antworten versprochen.

Es tut mir leid, daß ich den Leser gleich von vornherein enttäuschen muß; es tut mir leid und freut mich zugleich. Man wisse also, daß in den Zielen meiner Idee absolut nichts von einem Gefühle der Rache liegt, nichts Byronsches, keine Flüche, keine Klagen wegen Vaterlosigkeit, keine Tränen über illegitime Geburt, nichts Derartiges, nichts. Kurz, sollten meine Aufzeichnungen einer Liebhaberin von Romanlektüre in die Hände fallen, so wird sie sogleich den Mund ziehen. Der ganze Zweck meiner Idee ist Absonderung von den Menschen.

„Aber diese Absonderung kann man erreichen, auch ohne zu renommieren, daß man ein Rothschild werden wolle. Inwiefern braucht man dazu ein Rothschild zu sein?"

„Insofern, als ich außer der Absonderung auch Macht brauche."

Ich schicke voraus: der Leser wird über die Offenherzigkeit meiner Beichte vielleicht einen Schreck bekommen und sich in seiner Harmlosigkeit fragen: „Wie ist es nur möglich, daß der Verfasser dabei nicht errötet?" Darauf antworte ich: ich schreibe nicht, um gedruckt zu werden; einen Leser werde ich wahrscheinlich erst nach zehn Jahren haben, wenn alles schon dermaßen klar geworden, in die Vergangenheit zurückgewichen und bewiesen sein wird, daß zum Erröten kein Anlaß mehr sein wird. Wenn ich mich

daher in diesen meinen Aufzeichnungen manchmal an den Leser wende, so ist das lediglich eine Form. Mein Leser ist ein Geschöpf meiner Phantasie.

Nein, nicht meine illegitime Geburt, mit der ich bei Touchard so viel gehänselt wurde, nicht die traurigen Jahre meiner Kindheit, nicht die Rachsucht und nicht das Recht zu protestieren haben meine Idee hervorgerufen; schuld an allem ist einzig und allein mein Charakter. Von meinem zwölften Jahre an, glaube ich, das heißt fast von der Zeit an, wo das richtige Bewußtsein erwacht, konnte ich die Menschen nicht mehr leiden. Nicht eigentlich, daß ich sie nicht leiden konnte, aber der Verkehr mit ihnen wurde mir peinlich. Es war mir in Augenblicken reiner Empfindung manchmal selbst überaus schmerzlich, daß ich nicht einmal denen gegenüber, die mir nahestehen, alles aussprechen kann (das heißt, ich könnte es wohl, aber ich will es nicht; ich halte mich aus einem mir selbst unklaren Grunde zurück), und daß ich so mißtrauisch, mürrisch und schweigsam bin. Und ferner habe ich schon lange, fast seit meiner Kindheit, an mir noch einen anderen Charakterzug bemerkt: daß ich zu häufig Beschuldigungen aufstelle, zu sehr geneigt bin, andere Leute zu beschuldigen; aber auf die Betätigung dieser Neigung folgte sehr oft unverzüglich ein anderer, mir besonders peinlicher Gedanke: „Tragen vielleicht nicht sie die Schuld, sondern ich selbst?“ Und wie oft beschuldigte ich mich ohne Grund! Um nicht solche Fragen beantworten zu müssen, suchte ich natürlich die Einsamkeit. Überdies habe ich, so sehr ich mich auch bemühte (und ich habe mich wirklich bemüht), in der Gesellschaft der Menschen nichts Erfreuliches gefunden; wenigstens erwies sich, daß alle meine Altersgenossen, alle meine Schulkameraden in ihrer Denkweise unter

mir standen; ich besinne mich auf keine einzige Ausnahme.

Ja, ich bin finster und verstecke mich fortwährend. Ich hege oft den Wunsch, aus der menschlichen Gesellschaft auszuscheiden. Ich werde vielleicht den Menschen Gutes tun; aber oft sehe ich zu einer solchen Handlungsweise nicht den geringsten Anlaß. Auch sind die Menschen keineswegs so nett, daß man sich um sie grämen sollte. Warum treten sie nicht geradezu und offen an einen heran, und warum muß ich unbedingt als erster mich an sie heranmachen?

Das ist eine Frage, die ich mir oft vorgelegt habe. Ich bin ein dankbares Wesen und habe das schon durch Hunderte von Dummheiten bewiesen. Ich würde Offenheit augenblicklich mit Offenheit erwidern und den Betreffenden sofort liebgewinnen. Und das habe ich auch schon oft getan; aber alle haben mich sogleich hinters Licht geführt und sich mit Hohn und Spott vor mir versteckt. Der offenherzigste von allen war noch Lambert, der mich in meiner Kindheit viel prügelte; aber auch der war nur ein offenherziger Schuft und Übeltäter, und seine Offenherzigkeit war nur eine Folge seiner Dummheit. Das waren meine Gedanken, als ich nach Petersburg kam.

Als ich damals aus Dergatschews Wohnung heraustrat (weiß der Himmel, was mich zu ihm hingezogen hatte), schloß ich mich an Wasin an und sprach ihm in einem Anfall von Begeisterung meine Bewunderung aus. Und was geschah? Noch an demselben Abend fühlte ich, daß meine Zuneigung zu ihm sehr viel geringer geworden war. Warum? Eben darum, weil ich ihm meine Bewunderung ausgesprochen und mich dadurch vor ihm erniedrigt hatte. Es könnte scheinen, daß gerade das Gegenteil zu erwarten

sei: ein Mensch, der so gerecht und offenherzig ist, daß er einem anderen sogar zu seinem eigenen Schaden die gebührende Anerkennung zollt, ein solcher Mensch steht doch, was seinen eigenen Wert anlangt, höher als jeder andere. Aber – ich sah das ein und mochte Wasin doch weniger gern, sogar sehr viel weniger; ich wähle absichtlich ein Beispiel, das dem Leser bereits bekannt ist. Sogar an Krafft dachte ich mit einem unangenehmen, bitteren Gefühl zurück, weil er mich selbst ins Vorzimmer hinausgeführt hatte, und diese Empfindung dauerte bis zum andern Tage, wo völlig klar wurde, wie es mit Krafft gestanden hatte, und ich ihm nicht mehr zürnen konnte. Etwas Ähnliches hatte ich im Gymnasium, und zwar schon in den untersten Klassen, durchgemacht: wenn einer meiner Mitschüler mich übertraf, sei es in den Wissenschaften oder in witzigen Antworten oder an Körperkraft, dann hörte ich sofort auf, mit ihm zu verkehren und zu reden. Nicht daß ich ihn gehaßt oder ihm etwas Schlechtes gewünscht hätte; ich wandte mich einfach von ihm ab, weil das nun einmal in meinem Charakter lag.

Ja, ich habe mein ganzes Leben lang nach Macht gedürstet, nach Macht und Einsamkeit. Ich phantasierte davon schon in so jungen Jahren, daß mir entschieden jeder ins Gesicht gelacht haben würde, wenn er erfahren hätte, was unter meiner Hirnschale vorging. Dies ist der Grund, weshalb ich das heimliche Wesen so liebgewann. Ja, ich arbeitete mit aller Kraft an meinen Luftschlössern, dergestalt, daß ich zu Gesprächen mit anderen Menschen gar keine Zeit hatte; man folgerte daraus, daß ich menschenscheu sei, und zog aus meiner Zerstreutheit noch häßlichere Schlüsse zu meinen Ungunsten; aber meine roten Backen bewiesen das Gegenteil.

Besonders glücklich fühlte ich mich, wenn ich mich ins Bett gelegt, die Decke über den Kopf gezogen hatte und nun ganz allein, in vollster Einsamkeit, ohne daß Menschen um mich herum gewesen wären oder ich auch nur einen Laut von ihnen gehört hätte, anfing, mein Leben in Gedanken umzugestalten. Solchen Träumereien gab ich mich mit brennendem Eifer hin, bis ich meine „Idee" erfand, worauf dann alle meine bis dahin törichten Phantasien auf einmal verständig wurden und aus der Form des erdichteten Romans in die Form vernunftmäßiger Wirklichkeit übergingen.

Alles floß zusammen und nahm die Richtung auf ein Ziel hin. Meine Phantasien waren übrigens auch vorher nicht gar so töricht gewesen, trotz ihrer unzählbaren Menge. Aber ich hatte unter ihnen meine besonderen Lieblinge gehabt ... Indessen kann ich sie hier nicht vorführen.

Macht! Ich bin überzeugt, daß es sehr vielen Menschen sehr lächerlich vorkommen würde, wenn sie erführen, daß so ein unbedeutendes Subjekt wie ich nach Macht trachte. Aber ich will sie in noch größeres Erstaunen versetzen: vielleicht schon von meinen ersten Träumereien an, das heißt fast seit meiner frühesten Kindheit, habe ich mich nie anders denken können als auf dem ersten Platze, immer und auf allen Gebieten des Lebens. Ich füge noch ein sonderbares Geständnis hinzu: vielleicht dauert das noch bis auf den heutigen Tag. Ich bemerke noch, daß ich deswegen nicht um Verzeihung bitte.

Und darin besteht eben meine „Idee", darin liegt ihre Kraft, daß das Geld der einzige Weg ist, der sogar ein unbedeutendes Subjekt auf den ersten Platz führt. Ich bin vielleicht gar nicht einmal ein unbedeutendes Subjekt; aber ich weiß zum Beispiel aus dem Spiegel, daß

mein Äußeres mir schadet, da ich ein ganz gewöhnliches Gesicht habe. Aber wenn ich erst so reich sein werde wie Rothschild, wer wird dann an meinem Gesichte etwas auszusetzen haben, und werden dann nicht Tausende von Frauen, sobald ich nur pfeife, mit ihrer Schönheit Hals über Kopf zu mir gelaufen kommen? Ich bin sogar überzeugt, daß sie selbst schließlich ganz aufrichtig mich für einen schönen Mann halten werden. Ich bin vielleicht klug; wenn sich jedoch in der Gesellschaft jemand findet, der noch ein bißchen klüger ist, dann bin ich geschlagen. Aber wenn ich ein Rothschild bin, kann dann dieser kluge Mann gegen mich aufkommen? Es wird ihm neben mir nicht einmal vergönnt werden, den Mund aufzutun! Ich bin vielleicht geistreich; rivalisiert jedoch ein Talleyrand, ein Piron mit mir, so bin ich in den Schatten gestellt; aber wenn ich ein Rothschild bin, wo bleibt da ein Piron und vielleicht sogar ein Talleyrand? Das Geld ist sicherlich eine despotische Macht; aber zugleich ist es der größte Gleichmacher, und darin liegt seine Hauptstärke. Das Geld macht alle Ungleichheiten gleich. All das ist mir schon in Moskau klar geworden.

Man wird in diesem Gedanken natürlich nur eine Unverschämtheit sehen, den Wunsch, andere zu vergewaltigen, das Streben eines unbedeutenden Subjektes, über talentvolle Mitmenschen zu triumphieren. Ich gebe zu, daß dieser Gedanke dreist ist (eben deshalb ist er so wonnevoll). Aber mag er es sein, mag er es sein: meint jemand, ich hätte mir damals Macht gewünscht, um andere Menschen zu erdrücken und mich so zu rächen? Das ist es ja eben, daß ein ordinärer Mensch unbedingt so handeln würde. Ja, noch mehr: ich bin überzeugt, daß Tausende von talentvollen, hochstehenden Männern, wenn ihnen auf einmal

Rothschilds Millionen zufielen, die Selbstbeherrschung verlieren, sich wie die gemeinste, gewöhnlichste Sorte betragen und ihre Mitmenschen in der ärgsten Weise erdrücken würden. Meine Idee ist von anderer Art. Ich bin vor dem Gelde nicht bange; es wird mich nicht erdrücken und mich nicht veranlassen, andere zu erdrücken.

Ich brauche das Geld nicht, oder, richtiger gesagt, ich brauche nicht sowohl das Geld und die Macht, sondern nur das, was man durch die Macht erlangt, und was man ohne Macht auf keine Weise erlangen kann: das ist ein einsames, ruhiges Kraftbewußtsein! Das ist die erschöpfendste Definition der Freiheit, diese Definition, mit der sich die Welt so abmüht! Freiheit! Endlich habe ich dieses große Wort hingeschrieben ... Ja, das einsame Kraftbewußtsein ist etwas Verlockendes und Schönes. Ich besitze Kraft, und ich bin ruhig. Jupiter hat den Donnerkeil in der Hand, und was tut er? Er ist ruhig; hört man ihn etwa häufig donnern? Ein Dummkopf könnte glauben, er schlafe. Aber man setze irgendeinen Literaten oder ein dummes Bauernweib an Jupiters Stelle – und das Gedonnere wird nicht abreißen!

Wenn ich erst die Macht habe (dies waren meine Reflexionen), so werde ich gar nicht das Bedürfnis haben, mich ihrer zu bedienen; ich versichere, daß ich selbst, aus eigenem, freiem Willen, überall den letzten Platz einnehmen werde. Wenn ich ein Rothschild wäre, so würde ich mit einem schlechten, alten Überzieher und dito Regenschirm gehen. Was mache ich mir daraus, daß ich auf der Straße gestoßen werde, daß ich genötigt bin, eilig durch den Schmutz zu springen, damit mich die Droschken nicht überfahren? Das Bewußtsein, daß ich es bin, Rothschild selbst, würde mich in diesem Augenblicke sogar heiter

stimmen. Ich weiß, daß ich vielleicht ein so feines Diner, wie kein anderer, und den besten Koch von der Welt haben kann, und es genügt mir, daß ich das weiß. Ich werde ein Stück Brot mit Schinken essen und mich mit meinem Bewußtsein sättigen. Ich denke sogar heute noch so.

Ich werde mich nicht an die Aristokratie herandrängen, sondern sie sich an mich; ich werde nicht auf die Weiber Jagd machen, sondern sie werden von selbst angelaufen kommen und mir alles anbieten, was eine Frau anbieten kann. Die gemeinen Weiber werden des Geldes wegen kommen, und die klugen wird die Neugier zu dem sonderbaren, stolzen, verschlossenen, gegen alles gleichgültigen Menschen hinziehen. Ich werde gegen die einen wie gegen die andern freundlich sein und ihnen vielleicht Geld geben, selbst aber von ihnen nichts annehmen. Neugier erzeugt Leidenschaft, und so werde auch ich ihnen vielleicht Leidenschaft einflößen. Aber ich versichere: sie werden, ohne etwas erreicht zu haben, wieder weggehen; höchstens werden sie Geschenke erhalten haben. Dadurch werde ich für sie doppelt interessant werden.

„Denn mir genügt's, bin ich in tiefster Brust
Mir meiner Kraft und meines Werts bewußt."

Merkwürdig, daß ich mich in dieses Bild (das übrigens zutreffend ist) schon als Siebzehnjähriger verliebt habe.

Quälen und erdrücken will und werde ich niemand; aber ich weiß, daß, wenn ich irgend jemand, einen Feind von mir, zugrunde richten wollte, niemand mir dabei hinderlich sein, sondern vielmehr alle mir Dienste leisten würden, und dieses Bewußtsein würde mir wieder genügen. Ich würde mich nicht einmal an jemand rächen. Ich habe mich immer darüber gewundert, wie James Rothschild hat einwilligen können, Baron zu werden! Warum, wozu,

da er doch auch ohne dies alle Menschen auf der Welt überragte? Mag mich doch so ein unverschämter General auf der Poststation beleidigen, wo wir beide auf frische Pferde warten; wenn er wüßte, wer ich bin, würde er selbst hinlaufen, um sie mir anzuspannen, und würde eifrig hinzuspringen, um mir beim Einsteigen in meinen bescheidenen Reisewagen behilflich zu sein! In der Zeitung hat einmal gestanden, daß ein ausländischer Graf oder Baron in einem von Wien abgehenden Eisenbahnzuge einem dortigen Bankier vor den Augen der Mitreisenden die Pantoffeln angezogen habe; und dieser war gemein genug gewesen, das zuzulassen. Oh, mag diese junge Dame, deren Schönheit geradezu Schrecken einflößt (jawohl: Schrecken; es gibt solche Schönheit), diese Tochter einer hochmütigen, vornehmen Aristokratin, mag sie, wenn sie zufällig auf dem Dampfschiff oder sonstwo mit mir zusammentrifft, mich von der Seite ansehen und, die Nase rümpfend, sich geringschätzig darüber wundern, wie dieser bescheidene, häßliche Mensch, mit einem Buche oder einer Zeitung in der Hand, hat so dreist sein können, sich in den ersten Platz einzudrängen und sich neben sie zu setzen. Aber wenn sie wüßte, wer neben ihr sitzt! Und sie wird es erfahren, – sie wird es erfahren und sich aus freien Stücken neben mich setzen, demütig, schüchtern und freundlich; sie wird meinen Blick suchen und sich über mein Lächeln freuen ... Ich setze diese aus der frühesten Zeit stammenden kleinen Bilder absichtlich hierher, um den Gedanken klarer zum Ausdruck zu bringen: aber diese kleinen Bilder sind blaß und vielleicht trivial. Nur die Wirklichkeit rechtfertigt alles.

Man wird sagen, es sei dumm, so zu leben; warum solle man sich nicht einen Palast anschaffen, ein offenes Haus

haben, Gesellschaft um sich versammeln, Einfluß ausüben, sich verheiraten? Aber was würde dann der Rothschild für ein Mensch werden? Er würde ein ebensolcher Mensch werden, wie alle sind. Der ganze Reiz der „Idee", ihre ganze sittliche Kraft würde verschwinden. Ich habe schon als Kind den Monolog des „Geizigen Ritters" bei Puschkin auswendig gelernt; etwas Höheres als dies, was die Idee anlangt, hat Puschkin nicht geschaffen! Dieselben Anschauungen habe ich heute noch.

„Aber dein Ideal ist gar zu niedrig," wird man zu mir sagen. „Geld, Reichtum! Das Richtige ist doch Förderung des Gemeinwohls, Handlungen der Menschenliebe."

Aber woher weiß denn jemand, wie ich meinen Reichtum gebrauchen würde? Inwiefern ist es denn unmoralisch und niedrig, daß diese Millionen aus einer Menge von schlechten, schmutzigen Judenhänden in die Hände eines nüchternen, charakterfesten Asketen zusammenströmen, der die Welt mit scharfem Blicke ansieht? Überhaupt klingen alle diese Zukunftsträumereien, alle diese Prophezeiungen jetzt noch sehr romanhaft, und es ist vielleicht zwecklos, wenn ich sie niederschreibe; sie wären wohl besser in meinem Kopfe geblieben. Ich weiß auch, daß diese Zeilen vielleicht von niemand werden gelesen werden; aber wenn sie jemand lesen sollte, wird er mir dann wohl glauben, daß ich den Rothschildschen Millionen vielleicht wirklich nicht gewachsen sein werde? Nicht etwa, weil sie mich erdrücken würden, sondern in ganz anderem, entgegengesetztem Sinne. In meinen Zukunftsträumereien habe ich schon mehrmals jenen künftigen Moment ins Auge gefaßt, wo mein Machtbewußtsein vollauf befriedigt sein, die Macht aber mir als etwas Geringwertiges erscheinen wird. Dann werde ich, nicht aus Langerweile oder aus zielloser Verdrossenheit,

sondern weil mein uferloses Streben nach dem Größten gehen wird, meine Millionen den Menschen hingeben; mögen sie meinen ganzen Reichtum unter sich verteilen; ich aber, ich werde wieder in der untersten Schicht verschwinden! Vielleicht verwandle ich mich sogar in jenen Bettler, der auf dem Dampfschiffe starb, nur mit dem Unterschiede, daß man in meinen Lumpen nichts eingenäht finden wird. Nur das Bewußtsein, daß sich Millionen in meinen Händen befunden haben und ich sie in den Schmutz geworfen habe, wird mich dann in meiner Vereinsamung nähren. Ich neige auch jetzt noch dazu, ebenso zu denken. Ja, meine „Idee“ ist eine Festung, in die ich mich immer und unter allen Umständen vor allen Menschen verbergen kann, sei es auch in Gestalt des Bettlers, der auf dem Dampfschiffe starb. Das ist meine Dichtung! Und wisset, daß ich meine tadelhafte Machtfülle ganz brauche, nur um mir selbst zu beweisen, daß ich imstande bin, auf sie zu verzichten.

Ohne Zweifel wird man mir einwenden, das sei poetische Verstiegenheit, und ich würde die Millionen, wenn ich einmal in ihren Besitz gelangt wäre, nie aus der Hand lassen und mich nicht in den Bettler von Saratow verwandeln. Vielleicht werde ich sie wirklich nicht aus der Hand lassen; ich habe nur die Idealgestalt meines Gedankens gezeichnet. Aber ich füge im vollen Ernste hinzu: wenn ich bei der Ansammlung von Reichtümern bis zu der Ziffer des Rothschildschen Vermögens gelangt sein sollte, dann könnte die Sache tatsächlich damit enden, daß ich mein Geld zum allgemeinen Besten hingäbe. (Vor Erreichung der Rothschildschen Ziffer würde es allerdings schwer sein, das auszuführen.) Und ich würde nicht etwa die Hälfte hingeben; denn das wäre eine unwürdige

Handlungsweise: ich würde dann lediglich um die Hälfte ärmer sein, weiter nichts; sondern ich würde schlechthin alles hingeben, alles bis auf die letzte Kopeke; denn dadurch, daß ich ein Bettler würde, würde ich plötzlich noch einmal so reich sein als Rothschild! Wenn die Menschen das nicht verstehen, dann kann ich nichts dafür; eine Erläuterung werde ich nicht geben.

„Das ist Fakirtum, poetische Phantasie eines unbedeutenden, kraftlosen Menschen," werden die Leute urteilen, „der Triumph der Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit." Ja, ich gebe zu, daß es zum Teil der Triumph der Talentlosigkeit und Mittelmäßigkeit ist, aber wohl kaum der der Kraftlosigkeit. Es machte mir besonderes Vergnügen, mir gerade ein talentloses, mittelmäßiges Individuum vorzustellen, das der ganzen Welt gegenüberträte und lächelnd zu ihr sagte: „Ihr seid Männer wie Galilei und Kopernikus, wie Karl der Große und Napoleon, wie Puschkin und Shakespeare, ihr seid Feldmarschälle und Hofmarschälle, ich aber bin talentlos und illegitim und stehe dennoch über euch, weil ihr selbst euch mir untergeordnet habt." Ich bekenne, ich bin in dieser Phantasie so weit gegangen, sogar die Bildung zu verwerfen. Es schien mir, daß es schöner sein werde, wenn dieser Mensch sogar einen starken Mangel an Bildung aufwiese. Dieser denn doch zu weit getriebene Gedanke beeinträchtigte damals sogar meine Fortschritte in der obersten Klasse des Gymnasiums; ich hörte infolge eben dieses Fanatismus auf zu lernen, in der Vorstellung, der Mangel an Bildung werde die Schönheit meines Ideals noch steigern. Jetzt habe ich meine Ansicht in diesem Punkte geändert: die Bildung stört nicht.

Meine Herren, können Sie es denn wirklich gar nicht

vertragen, wenn jemand auch nur im geringsten selbständig denkt? Glücklich, wer ein Schönheitsideal besitzt, mag es auch irrtümlich sein! Aber an das meinige glaube ich. Ich habe es nur nicht ordentlich auseinandergesetzt, zu ungeschickt und schülerhaft. Nach zehn Jahren würde ich es natürlich besser darlegen können. Das Obige will ich mir zur Erinnerung aufheben.

## IV

Nun bin ich mit der Schilderung meiner „Idee" fertig. Wenn diese Schilderung schlecht und oberflächlich ausgefallen ist, so bin ich daran schuld und nicht die „Idee". Ich habe schon vorher bemerkt, daß gerade die einfachsten Ideen am allerschwersten zu erfassen sind; jetzt füge ich noch hinzu, daß sie auch am schwersten darzulegen sind; und dazu kommt im vorliegenden Falle noch der Umstand, daß ich eine frühere Gestalt meiner „Idee" zu schildern hatte. Es besteht für die Ideen auch ein Gesetz, das das Gegenstück hierzu bildet: schlechte, schnell entstandene Ideen werden außerordentlich schnell erfaßt, und zwar unfehlbar von der großen Menge und von der ganzen Straße; ja, sie werden für die höchsten und genialsten angesehen, aber nur an dem Tage, wo sie in die Erscheinung treten. Was billig ist, ist nicht dauerhaft. Die schnelle Verständlichkeit ist nur ein Zeichen der Schlechtigkeit dessen, was verstanden wird. Die Idee Bismarcks wurde in einem Augenblicke für genial erachtet, und Bismarck selbst für ein Genie; aber gerade diese Schnelligkeit ist verdächtig: warten wir einmal zehn Jahre, und sehen wir dann zu, was von Bismarcks Idee und vielleicht von dem Herrn Kanzler selbst übriggeblieben ist. Diese höchst nebensächliche und nicht zur Sache gehörige Bemerkung

setze ich natürlich nicht zum Zwecke eines Vergleichs hierher, sondern ebenfalls nur, um mich später daran zu erinnern. (Das sei zur Erläuterung für einen gar zu unverständigen Leser gesagt.)

Jetzt aber will ich zwei Geschichtchen erzählen, um damit den über die „Idee" handelnden Abschnitt endgültig abzuschließen, so daß sie mich nachher in meiner Erzählung nicht mehr stören wird.

Im Sommer, im Juli, zwei Monate vor meiner Abreise nach Petersburg, als ich schon vollständig frei geworden war, bat mich einmal Marja Iwanowna, nach Troizki Posad zu einem alten dort wohnenden Fräulein zu fahren und ihr einen Auftrag auszurichten; der Auftrag selbst ist ohne Interesse und verdient nicht, daß ich näher auf ihn eingehe. Als ich an demselben Tage zurückfuhr, bemerkte ich im Waggon einen ziemlich häßlichen jungen Mann, der nicht schlecht, aber unsauber gekleidet war, ein Gesicht voller Pickel und einen schmutzigbraunen Teint hatte. Er zeichnete sich dadurch aus, daß er auf jeder Haltestelle unfehlbar ausstieg und einen Schnaps trank. Gegen Ende der Fahrt hatte sich um ihn ein lustiger Kreis gebildet, übrigens eine recht schäbige Gesellschaft. Ein Kaufmann, der schon etwas betrunken war, war von der Fähigkeit des jungen Menschen, ununterbrochen zu trinken und dabei doch nüchtern zu bleiben, ganz besonders entzückt. Sehr einverstanden mit dieser Neigung war auch ein noch junger Bursche, der furchtbar dumm aussah, furchtbar viel redete, nach deutscher Fasson gekleidet war und einen sehr häßlichen Geruch verbreitete, ein Lakai, wie ich später erfuhr; dieser hatte sich mit dem erstgenannten jungen Manne sogar angefreundet und veranlaßte ihn jedesmal, wenn der Zug hielt, zum Aufstehen durch die Einladung: „Jetzt

ist es Zeit, einen Schnaps zu trinken," worauf dann beide Arm in Arm ausstiegen. Der trinklustige junge Mann redete fast keine Silbe, aber die schwatzende Gesellschaft, die um ihn herum saß, wurde immer größer und größer; er hörte nur zu, was sie alle sagten, lächelte fortwährend mit einem geifrigen Kichern und brachte von Zeit zu Zeit, aber immer ganz unerwartet einen Laut hervor, der ungefähr wie „Türlürlü!" klang, wobei er in der Manier eines Klowns den Finger an die Nase hielt. Das erheiterte den Kaufmann, den Lakaien und alle anderen sehr, und sie lachten darüber recht laut und ausgelassen. Es ist gar nicht zu verstehen, worüber die Leute manchmal lachen. Auch ich trat heran, – und ich begreife nicht, wodurch dieser junge Mann bei mir ebenfalls ein gewisses Gefallen erregte, vielleicht durch die entschiedene Verletzung der allgemein üblichen, als obligatorisch geltenden Anstandsregeln; kurz, ich wurde nicht gewahr, daß er ein Dummkopf war; ich kam sogar mit ihm alsbald auf du und du, und als wir aus dem Waggon ausstiegen, erfuhr ich von ihm, daß er am Abend nach acht Uhr nach dem Twerskoi-Boulevard kommen werde. Es hatte sich herausgestellt, daß er ein früherer Student war. Ich kam auf den Boulevard, und nun höre man, was er mich für einen Streich lehrte: wir gingen beide alle Boulevards entlang, und wenn wir zu dieser schon so späten Stunde eine anständige Frauensperson gehen sahen und ringsum keine Leute in der Nähe waren, so machten wir uns sogleich an sie heran. Ohne ein Wort zu ihr zu sagen, traten wir, er an ihre eine, ich an ihre andere Seite und begannen mit der ruhigsten Miene, als ob wir sie gar nicht bemerkten, miteinander ein höchst unanständiges Gespräch. Wir nannten die Dinge mit ihren eigentlichen Namen, und zwar mit der

harmlosesten Miene, und als sei es ganz in der Ordnung, und ließen uns bei der Behandlung verschiedener Schändlichkeiten und Schweinereien auf solche Finessen ein, wie sie die schmutzigste Phantasie des schmutzigsten Wüstlings sich kaum hätte ausdenken können. (Ich hatte alle diese Ausdrücke natürlich schon auf den Schulen gelernt, sogar schon vor dem Eintritt ins Gymnasium, kannte aber nur die Worte, nicht die Sache.) Die betreffende Frauensperson bekam immer einen großen Schreck und suchte möglichst schnell von uns wegzukommen; aber wir beschleunigten gleichfalls unsere Schritte und – setzten unser Gespräch fort. Das arme Opfer konnte natürlich nichts dagegen tun; schreien konnte sie nicht, Zeugen waren nicht da, und es hätte doch auch etwas Peinliches gehabt, sich über solche Dinge zu beschweren. Dieses Amüsement bereiteten wir uns etwa acht Tage lang; ich verstehe nicht, wie ich daran Gefallen finden konnte; ich fand auch eigentlich kein Gefallen daran, ich machte es nur so mit. Anfangs schien mir dieses Benehmen originell, weil es aus den gewöhnlichen, konventionellen Umgangsformen heraustrat; zudem konnte ich die Weiber nicht leiden. Ich erzählte einmal dem Studenten, daß Jean Jacques Rousseau in seiner Beichte gesteht, er habe sich als junger Mann damit vergnügt, gewisse gewöhnlich verhüllte Körperteile verstohlenerweise aus einem Winkel entblößt hervorzustrecken und so auf vorübergehende Frauen zu warten. Der Student antwortete mir mit seinem Türlürlü. Ich hatte schon gemerkt, daß er furchtbar unwissend war und sich für erstaunlich wenige Dinge interessierte. Von einer verborgenen Idee, die ich bei ihm zu finden erwartet hatte, war nicht die Spur vorhanden. Statt der Originalität fand ich nur eine erdrückende Einförmigkeit. Ich mochte

ihn immer weniger leiden. Schließlich endete die ganze Sache auf eine völlig unerwartete Weise: wir hatten uns wieder einmal, als es schon ganz dunkel war, an ein junges Mädchen herangemacht, das schnell und furchtsam den Boulevard entlang ging; sie war noch sehr jung, vielleicht erst sechzehn Jahre oder noch jünger, und sehr sauber und bescheiden gekleidet. Vielleicht lebte sie von ihrer Hände Arbeit und kehrte nun von ihrer Tätigkeit nach Hause zu ihrer alten Mutter zurück, einer armen Witwe mit zahlreichen Kindern; aber es hat keinen Zweck, hier gefühlvoll zu werden. Das Mädchen hörte unser Gespräch eine Zeitlang an und eilte hastig weiter, mit gesenktem Kopfe, herabgelassenem Schleier, ängstlich und zitternd; aber auf einmal blieb sie stehen, schlug den Schleier von ihrem, soviel ich mich erinnere, recht hübschen, aber etwas mageren Gesichte zurück und rief uns mit funkelnden Augen zu:

„Ach, was sind Sie für gemeine Menschen!"

Vielleicht war ihr das Weinen nahe; aber es geschah etwas ganz anderes: sie holte aus und versetzte mit ihrer kleinen, mageren Hand dem Studenten eine solche Ohrfeige, wie sie geschickter vielleicht noch nie jemandem gegeben worden ist. Es klatschte nur so! Er wollte schimpfen und sich auf sie stürzen; aber ich hielt ihn zurück, und das Mädchen fand Zeit davonzulaufen. Als wir allein geblieben waren, gerieten wir sofort miteinander in Streit: ich sprach alles aus, was sich während dieser ganzen Zeit in mir an Unzufriedenheit mit ihm angesammelt hatte; ich sagte ihm, er sei ein Typus von kläglicher Unbegabtheit und Mittelmäßigkeit und habe nie die geringste Spur einer Idee besessen. Er belegte mich mit Schimpfworten (ich hatte ihm einmal Mitteilung von meiner illegitimen Her-

kunft gemacht); dann spuckten wir vor einander aus, und seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. An jenem Abende war ich sehr ärgerlich, am andern Tage schon nicht mehr so sehr, und am dritten hatte ich die ganze Sache vergessen. Und sollte man es glauben: ich dachte zwar nachher noch manchmal an dieses junge Mädchen, aber doch nur gelegentlich und flüchtig. Erst nach meiner Ankunft in Petersburg (ich mochte wohl schon vierzehn Tage da sein) erinnerte ich mich auf einmal an diese ganze Szene und schämte mich plötzlich so sehr, daß mir buchstäblich die Tränen der Scham über die Backen liefen. Der Gedanke daran quälte mich den ganzen Abend und die ganze Nacht über und quält mich mitunter auch jetzt noch. Ich konnte anfangs gar nicht begreifen, wie es überhaupt möglich gewesen war, daß ich mich damals so unwürdig und gemein benommen hatte, und besonders, daß ich diesen Vorfall vergessen, mich seiner nicht geschämt und ihn nicht bereut hatte. Erst jetzt ist es mir klar geworden, woran das lag: schuld daran war meine „Idee". Um es kurz zu machen, ich bin geradezu der Ansicht: wenn jemand einen feststehenden, dauernden, starken Gedanken im Kopfe hat und von diesem völlig in Anspruch genommen ist, dann wird der betreffende Mensch dadurch gewissermaßen aus der Welt in die Einöde versetzt, und alles, was geschieht, gleitet nur flüchtig an ihm vorüber, neben der Hauptsache vorbei. Selbst die äußeren Eindrücke werden nicht in normaler Weise aufgenommen. Und das Wichtigste ist außerdem, daß man immer eine Ausrede hat. Wie oft peinigte ich in dieser Zeit meine Mutter, und in wie schmählicher Weise ließ ich meine Schwester unbeachtet: „Ach was, ich habe meine ‚Idee'; alles andere sind Bagatellen!" so ungefähr sagte ich im stillen zu mir. Ich selbst wurde

beleidigt, schwer beleidigt; aber ich ging beleidigt davon und sagte dann zu mir selbst: „Ach was, ich nehme eine unwürdige Stellung ein; aber ich habe doch meine ‚Idee‘, und davon wissen die andern nichts.“ Die „Idee“ tröstete mich in Schande und Erniedrigung, aber auch alle meine Schändlichkeiten versteckten sich hinter der „Idee“; sie machte mir sozusagen alles leichter, aber sie breitete auch vor meine Augen eine Art von Nebel. Aber eine so unklare Auffassung der Geschehnisse und Dinge kann natürlich auch der „Idee“ selbst schädlich werden, von anderem ganz zu geschweigen.

Jetzt das zweite Geschichtchen.

Marja Iwanowna feierte am ersten April vorigen Jahres ihren Namenstag. Am Abend waren einige Gäste da, nur sehr wenige Personen. Auf einmal kam Agrafena ganz atemlos herein und sagte, im Flur vor der Küche schreie ein ausgesetztes kleines Kind; sie wisse nicht, was sie tun solle. Diese Nachricht regte uns alle sehr auf; wir gingen sämtlich hin und sahen einen Spankorb und in dem Spankorbe ein drei oder vier Wochen altes wimmerndes kleines Mädchen. Ich nahm den Korb auf, trug ihn in die Küche und fand sogleich einen zusammengefalteten Zettel: „Liebe Wohltäter, erweiset diesem kleinen, auf den Namen Arina getauften Mädchen wohlwollende Hilfe; dann werden wir und sie lebenslänglich unsere Tränen zum Throne Gottes hinaufsenden; und wir wünschen Euch auch Glück zum Namenstage. Leute, die Ihr nicht kennt.“ Aber nun brachte mich der von mir so hochgeachtete Nikolai Semjonowitsch sehr auf: er machte ein sehr ernstes Gesicht und erklärte, die Kleine müsse unverzüglich ins Findelhaus geschickt werden. Ich wurde sehr traurig. Sie lebten sehr ökonomisch; aber sie hatten keine Kinder,

und Nikolai Semjonowitsch war immer froh darüber. Ich nahm die kleine Arina behutsam aus dem Korbe heraus und hob sie an den Schulterchen in die Höhe; aus dem Korbe kam ein säuerlicher, scharfer Geruch, wie er Säuglingen, die lange Zeit nicht gewaschen sind, eigen ist. Nachdem ich mich eine Weile mit Nikolai Semjonowitsch gestritten hatte, erklärte ich ihm plötzlich, ich würde das kleine Mädchen auf meine Kosten aufziehen. Dem widersetzte er sich trotz all seiner sonstigen Milde doch mit einiger Strenge, und obwohl er mit einem Scherze schloß, hielt er seine Absicht betreffs des Findelhauses doch durchaus aufrecht. Nichtsdestoweniger geschah es nach meinem Willen; auf demselben Hofe, aber in einem andern Nebengebäude, wohnte ein sehr armer Tischler, ein schon bejahrter, trunksüchtiger Mann; aber seiner Frau, einem noch ziemlich jungen, sehr gesunden Weibe, war soeben ein Säugling gestorben und, was die Hauptsache war, das einzige Kind, das ihnen nach achtjähriger kinderloser Ehe geboren war, ebenfalls ein Mädchen und infolge eines seltsamen glücklichen Zufalles ebenfalls eine kleine Arina. Ich sage: infolge eines glücklichen Zufalles; denn als wir in der Küche miteinander stritten, kam diese Frau, die von dem Ereignisse gehört hatte, herbeigelaufen, um das Kindchen anzusehen, und als sie hörte, daß es eine kleine Arina sei, wurde sie ganz gerührt. Die Milch war ihr noch nicht vergangen; sie machte ihre Brust frei und legte das Kind daran. Ich setzte ihr mit Bitten zu, sie möchte das Kind zu sich nehmen, ich würde ihr monatlich dafür bezahlen. Sie fürchtete, ihr Mann würde es vielleicht nicht erlauben, nahm das Kind aber doch für diese Nacht mit. Am Morgen erlaubte es der Mann für acht Rubel monatlich, und ich bezahlte ihm diesen Betrag gleich für

den ersten Monat im voraus; er vertrank das Geld sofort. Nikolai Semjonowitsch, der immer noch sonderbar lächelte, erklärte sich bereit, dem Tischler gegenüber dafür zu bürgen, daß ich das Geld, die acht Rubel monatlich, pünktlich bezahlen würde. Ich wollte Nikolai Semjonowitsch, um ihn sicherzustellen, meine sechzig Rubel einhändigen, aber er nahm sie nicht an; übrigens wußte er ja nun, daß ich Geld besaß, und traute mir. Durch dieses taktvolle Benehmen von seiner Seite wurde unser momentaner Zwist ausgeglichen. Marja Iwanowna sagte nichts, wunderte sich aber darüber, daß ich eine solche Sorge auf mich nahm. Besonders hoch rechnete ich ihnen das Taktgefühl an, das sie darin bewiesen, daß sie sich beide nicht den geringsten Scherz über mich erlaubten, sondern vielmehr von da an die Sache so ernst behandelten, wie es sich gehörte. Ich lief alle Tage etwa dreimal zu Darja Rodiwonowna, und eine Woche darauf schenkte ich ihr persönlich insgeheim ohne Wissen ihres Mannes noch drei Rubel. Für weitere drei Rubel kaufte ich eine kleine Bettdecke und Windeln. Aber nach zehn Tagen wurde die kleine Arina auf einmal krank. Ich holte sogleich einen Arzt; er verschrieb etwas, und wir mühten uns die ganze Nacht ab und quälten das kleine Wesen mit der widerwärtigen Arznei; aber am andern Tage erklärte der Arzt, es sei nichts mehr zu machen, und erwiderte auf meine Bitten (übrigens waren es wohl mehr Vorwürfe) mit edler Friedfertigkeit: „Ich bin nicht Gott." Die Zunge, die Lippen und der ganze Mund der Kleinen hatten sich mit einem dünnen, weißen Überzuge bedeckt, und sie starb noch an jenem Abend; die großen schwarzen Augen hielt sie auf mich gerichtet, als ob sie schon alles verstände. Ich verstehe nicht, daß es mir nicht in den Sinn kam, die

kleine Leiche photographieren zu lassen. Na, wird mans glauben, ich habe an jenem Abend nicht geweint, sondern geradezu geheult, was ich mir früher nie gestattet hatte, und Marja Iwanowna sah sich genötigt, mich zu trösten, und es war wieder kein Beiklang von Spott dabei, weder von ihrer noch von seiner Seite. Der Tischler fertigte einen kleinen Sarg an; Marja Iwanowna verzierte ihn mit einer Rüsche und legte ein hübsches Kissen hinein; ich aber kaufte Blumen und bestreute das Kindchen damit; und so trugen wir meine arme kleine Tote fort, die ich, wird man's glauben, bis auf den heutigen Tag nicht habe vergessen können. Bald darauf aber gab mir diese plötzlich eingetretene Episode doch Anlaß zu sehr ernstem Nachdenken. Allerdings war mir die kleine Arina nicht teuer zu stehen gekommen: alles in allem, mit dem Särglein, der Beerdigung, dem Arzte, den Blumen und mit der Zahlung an Darja Rodiwonowna, hatte ich dreißig Rubel ausgegeben. Dieses Geld brachte ich bei der Abreise nach Petersburg durch Ersparungen an den vierzig Rubeln Reisegeld, die mir Wersilow geschickt hatte, und durch den Verkauf einiger Sachen vor der Abreise wieder ein, so daß mein ganzes Kapital unangerührt blieb. „Aber," dachte ich, „wenn ich solche Seitensprünge mache, werde ich nicht weit kommen." Aus der Geschichte mit dem Studenten hatte sich ergeben, daß die „Idee" einen für andere Eindrücke stumpf machen und von den wirklichen Geschehnissen abziehen kann. Aus der Geschichte mit der kleinen Arina ergab sich das Gegenteil: daß keine „Idee" imstande ist, einen (wenigstens gilt das von mir) dermaßen mit sich fortzureißen, daß er nicht plötzlich vor irgendeinem packenden Ereignisse stehenbleiben und ihm auf einmal alles opfern sollte, was er schon in jahrelanger

Arbeit für die „Idee" zusammengebracht hat. Und nichtsdestoweniger waren beide Schlußfolgerungen richtig.

## Sechstes Kapitel

### I

Meine Hoffnungen gingen nicht ganz in Erfüllung: ich traf die Meinigen nicht allein. Wersilow war zwar nicht da, aber bei meiner Mutter saß Tatjana Pawlowna, also doch eine fremde Person. Die Hälfte meiner hochherzigen Stimmung war mit einem Male wie weggeweht. Es ist erstaunlich, wie schnell sich in solchen Fällen ein Umschwung in meiner Stimmung vollzieht: ein Sandkörnchen oder ein Härchen ist ausreichend, um eine gute Regung zu verscheuchen und eine schlechte an deren Stelle treten zu lassen. Meine schlechten Empfindungen lassen sich zu meinem Bedauern nicht so schnell vertreiben, wiewohl ich nicht nachtragend bin. Als ich eintrat, huschte mir der Gedanke durch den Kopf, daß meine Mutter soeben schnell den Faden ihres Gespräches mit Tatjana Pawlowna abgerissen habe, das recht lebhaft gewesen zu sein schien. Meine Schwester war nur einen Augenblick vor mir von ihrer Arbeit nach Hause gekommen und befand sich noch in ihrem Kämmerchen.

Diese Wohnung bestand aus drei Zimmern. Dasjenige, in dem sich alle gewöhnlich aufhielten, das Mittelzimmer oder das Wohnzimmer genannt, war ziemlich groß und machte beinahe einen anständigen Eindruck. Es befanden sich darin ein paar rote Sofas, die allerdings stark abgescheuert waren (Wersilow duldete keine Überzüge), ein paar leidliche Teppiche, einige Tische und unnötige Tischchen. Rechts davon lag Wersilows Zimmer, welches

eng und schmal und einfenstrig war; darin stand ein jämmerlicher Schreibtisch, auf dem mehrere unbenutzte Bücher und vergessene Schriftstücke umherlagen, und vor dem Schreibtisch ein nicht minder jämmerlicher Polsterstuhl mit einer zerbrochenen und spitz nach oben vorstehenden Sprungfeder, über welche Wersilow oft stöhnte und schimpfte. In diesem selben Zimmer wurde auch auf einem ebenfalls sehr abgenutzten Sofa ein Nachtlager für ihn zurechtgemacht; er haßte dieses sein Zimmer und tat, wie es schien, nichts darin, sondern zog es vor, ganze Stunden lang müßig im Wohnzimmer zu sitzen. Links vom Wohnzimmer war ein genau ebensolches Zimmer: dort schliefen meine Mutter und meine Schwester. In das Wohnzimmer gelangte man von einem Flur aus, der mit dem Eingang in die Küche seinen Abschluß fand. Dort in der Küche wohnte die Köchin Lukerja, und wenn sie kochte, so erfüllte sie erbarmungslos die ganze Wohnung mit dem Qualm angebrannten Fettes. Es kamen Augenblicke vor, wo Wersilow wegen dieses Küchendunstes laut sein Leben und sein Schicksal verfluchte, und in diesem einen Punkte sympathisierte ich mit ihm vollständig; auch ich haßte diese Gerüche, obgleich sie gar nicht bis zu meinem Zimmer drangen; ich wohnte oben in einem Giebelzimmer unter dem Dache, wohin ich auf einer sehr steilen, knarrenden Treppe hinaufstieg. An bemerkenswerten Dingen waren da nur ein halbrundes Fenster und eine furchtbar niedrige Decke; ferner ein Sofa mit Wachstuchbezug, auf welches Lukerja zur Nacht für mich ein Laken breitete und ein Kissen legte; von anderen Möbeln waren nur zwei Stücke da: ein ganz einfacher Brettertisch und ein Rohrstuhl mit löchrigem Sitz.

Übrigens hatten sich bei uns doch einige Überreste eines

gewissen ehemaligen Komforts erhalten: so befand sich zum Beispiel im Wohnzimmer eine sehr hübsche Porzellanlampe, und an einer Wand hing ein vortrefflicher großer Kupferstich der Dresdner Madonna und ebendort, gegenüber, an einer andern Wand, eine teure Photographie der Bronzetüren des Domes in Florenz, in gewaltigem Format. In demselben Zimmer hing in einer Ecke ein großer Heiligenschrein mit altertümlichen, schon lange im Besitze der Familie befindlichen Heiligenbildern, von denen das eine (alle Heiligen) einen großen, silbervergoldeten Rahmen hatte, eben das, welches sie hatten versetzen wollen, und ein anderes (das Bild der Muttergottes) einen mit Perlen gestickten samtnen. Vor den Heiligenbildern hing ein Lämpchen, das am Vorabende eines jeden Feiertages angezündet wurde. Wersilow verhielt sich den Heiligenbildern gegenüber in religiöser Hinsicht offenbar gleichgültig und runzelte nur manchmal, jedoch mit sichtlicher Selbstbeherrschung, die Stirn über das von dem Goldrahmen reflektierte Licht des Lämpchens, indem er ein klein wenig darüber klagte, daß das seiner Sehkraft schade; indes hinderte er meine Mutter doch nicht, das Lämpchen anzuzünden.

Ich kam gewöhnlich schweigend und mürrisch herein, sah irgendwohin in eine Ecke und grüßte mitunter nicht einmal beim Eintritte. Ich war sonst immer früher nach Hause gekommen als dieses Mal, und das Mittagessen wurde mir dann nach oben gebracht. Als ich jetzt eintrat, sagte ich auf einmal: „Guten Abend, Mama," was ich früher nie getan hatte; indes vermochte ich mich aus Verlegenheit auch diesmal nicht dazu zu zwingen, sie anzusehen, und setzte mich am entgegengesetzten Ende des Zimmers hin. Ich war sehr müde, aber daran dachte ich nicht.

„Dieser Flegel kommt immer noch in so unhöflicher Manier wie früher zu euch herein," schalt Tatjana Pawlowna über mich.

Schimpfworte hatte sie sich auch früher gegen mich erlaubt, und das war schon zwischen ihr und mir zur Gewohnheit geworden.

„Guten Abend . . ." erwiderte meine Mutter; sie schien ganz die Fassung darüber verloren zu haben, daß ich sie begrüßt hatte.

„Das Essen ist schon längst fertig," fügte sie ordentlich verlegen hinzu. „Wenn nur die Suppe nicht schon kalt geworden ist: aber ich will gleich zu Lukerja sagen, daß sie die Kotelette . . ."

Sie wollte eilig aufstehen, um in die Küche zu gehen, und vielleicht zum ersten Male in diesem ganzen Monat schämte ich mich plötzlich darüber, daß sie so hastig aufsprang, um mich zu bedienen, was ich doch bisher selbst von ihr verlangt hatte.

„Danke schön, Mama; ich habe schon zu Mittag gegessen. Wenn ich nicht störe, möchte ich mich hier ein bißchen erholen."

„Ach . . . was reden Sie! . . . Warum denn nicht? Setzen Sie sich doch! . . ."

„Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen, Mama; ich werde gegen Andrei Petrowitsch nicht mehr unartig sein," unterbrach ich sie kurz.

„Ach, Herr Gott, wie großmütig von ihm!" rief Tatjana Pawlowna. „Liebe Sofja, sagst du denn wirklich immer noch zu ihm Sie? Was ist er denn Großes, daß ihm solche Ehre erwiesen werden müßte, und noch dazu von seiner eigenen Mutter! Nun sieh mal an, du bist ja ganz verlegen vor ihm geworden; es ist eine wahre Schande!"

„Es wäre mir selbst sehr lieb, Mama, wenn Sie mich duzen wollten.“

„Ach ... Nun schön, dann werde ich es tun,“ sagte meine Mutter eilig. „Ich ... ich habe es ja auch nicht immer ... Nun, und von jetzt an werde ich es mir merken.“

Sie war ganz rot geworden. Ihr Gesicht war entschieden sehr anziehend. Es war gutmütig, aber durchaus nicht einfältig, etwas blaß und blutarm. Ihre Wangen waren sehr mager und sogar eingefallen, und auf ihrer Stirn sammelten sich schon viele kleine Runzeln; aber um die Augen waren noch keine Fältchen vorhanden, und die großen, offenen Augen leuchteten immer mit einem stillen, ruhigen Glanze, der mich gleich vom ersten Tage an zu ihr hingezogen hatte. Es gefiel mir auch gut, daß in ihrem Gesichte so gar nichts Trauriges oder Bedrücktes lag; im Gegenteil, der Ausdruck desselben wäre sogar heiter gewesen, wenn sie sich nicht so oft aufgeregt hätte, manchmal ohne jeden Anlaß. Sie fuhr nicht selten in völlig grundlosem Schreck von ihrem Platze in die Höhe, oder sie horchte ängstlich nach irgendeinem neuen Gespräche hin, bis sie sich überzeugt hatte, daß alles wie früher gut stand; denn „gut“ und „wie früher“, das bedeutete bei ihr dasselbe. Wenn sich nur nichts veränderte, wenn sich nur nichts Neues zutrug, mochte es selbst etwas Glückliches sein! ... Man hätte denken können, sie sei als Kind so verschüchtert worden. Außer ihren Augen gefiel mir auch das Oval ihres länglichen Gesichtes, und ich glaube, wenn ihre Backenknochen nur ein ganz klein bißchen weniger breit gewesen wären, so hätte man sie nicht nur in ihrer Jugend, sondern auch jetzt noch eine Schönheit nennen können. Sie war jetzt nicht mehr als neununddreißig Jahre alt; aber in ihrem dunkelblonden Haare traten schon eine Menge grauer Fäden hervor.

Tatjana Pawlowna warf ihr einen entschieden unwilligen Blick zu.

„So einen dummen Jungen Sie zu nennen! Und so vor ihm zu zittern! Du bist lächerlich, Sofja; ich muß mich über dich ärgern, weißt du!"

„Ach, Tatjana Pawlowna, warum sind Sie denn jetzt immer so zu ihm? Aber vielleicht machen Sie nur Spaß, wie?" fügte meine Mutter hinzu, als sie so etwas wie ein Lächeln auf Tatjana Pawlownas Gesicht bemerkte.

Tatjana Pawlownas Schimpfen war in der Tat manchmal von der Art, daß man es nicht gut für Ernst nehmen konnte; aber sie lächelte jetzt (wenn sie überhaupt lächelte) gewiß nur über meine Mutter; denn sie liebte deren Gutherzigkeit sehr und hatte ohne Zweifel schon bemerkt, wie glücklich sie in diesem Augenblick über meine Friedfertigkeit war.

„Ich muß mich natürlich verletzt fühlen, wenn Sie so ohne weiteres über einen herfallen, Tatjana Pawlowna, und gerade jetzt, wo ich beim Hereinkommen ‚Guten Abend, Mama,' gesagt hatte, was ich bisher nie getan habe," hielt ich schließlich doch für nötig ihr zu bemerken.

„Nun stell dir das nur einmal vor," brauste sie sofort auf, „das hält er für eine große Tat! Man soll dir wohl auf den Knien dafür danken, daß du dich einmal in deinem Leben höflich benommen hast? Und ist denn das etwa Höflichkeit? Warum siehst du in die Ecke, wenn du hereinkommst? Als ob ich nicht wüßte, wie barsch und unwirsch du sie behandelst! Du hättest auch zu mir ‚Guten Abend' sagen können; ich habe dich in Windeln gelegt und bin deine Patin."

Selbstverständlich verschmähte ich es, darauf zu antworten. In diesem Augenblicke trat gerade meine Schwester ins Zimmer, und ich wandte mich schnell zu ihr.

„Lisa, ich habe heute mit Wasin gesprochen, und er hat sich bei mir nach dir erkundigt. Du hast ihn kennengelernt?"

„Ja, in Luga, im vorigen Jahre," antwortete sie ganz schlicht, indem sie sich neben mich setzte und mich freundlich ansah.

Ich hatte (ich weiß nicht warum) gemeint, sie würde dunkelrot werden, sowie ich zu ihr etwas von Wasin sagen würde. Meine Schwester war blond, hellblond, und artete in der Haarfarbe weder nach der Mutter noch nach dem Vater; aber die Augen und der ovale Gesichtsschnitt waren fast ganz wie bei der Mutter. Die Nase war sehr gerade, klein und regelmäßig. Übrigens möchte ich noch eine Besonderheit hervorheben: sie hatte kleine Sommersprossen im Gesicht, was bei der Mutter ganz und gar nicht der Fall war. Von Wersilow hatte sie nur sehr wenig, höchstens die schlanke Gestalt, den hohen Wuchs und eine eigentümliche Anmut im Gange. Mit mir besaß sie nicht die geringste Ähnlichkeit: wir waren zwei entgegengesetzte Pole.

„Ich habe mit ihnen *) etwa drei Monate lang verkehrt," fügte Lisa hinzu.

„Sagst du von Wasin ‚mit ihnen', Lisa? Du mußt sagen ‚mit ihm' und nicht ‚mit ihnen'. Entschuldige, liebe Schwester, daß ich dich korrigiere, aber es ist mir ein Schmerz, daß deine Erziehung anscheinend ganz vernachlässigt worden ist."

„So etwas in Gegenwart deiner Mutter zu sagen, ist von deiner Seite eine Ungehörigkeit," fuhr Tatjana Paw-

*) Statt „mit ihm". Eine Ausdrucksweise des gewöhnlichen Volkes, wenn es respektvoll reden will. Anmerkung des Übersetzers.

lowna heftig auf. „Und du redest auch Unsinn: ihre Erziehung ist durchaus nicht vernachlässigt worden.“

„Von meiner Mutter habe ich gar nicht gesprochen,“ erwiderte ich in scharfem Tone. „Ich kann Ihnen sagen, Mama, daß ich Lisa als Ihr vollständiges Ebenbild betrachte. Sie haben sie, was Herzensgüte und schönen Charakter anbelangt, zu einem ebenso prächtigen Wesen herangebildet, wie Sie es gewiß selbst gewesen sind und noch jetzt sind und lebenslänglich sein werden ... Ich rede nur von der äußeren Politur, von all diesen Dummheiten des gesellschaftlichen Verkehrs, die ja allerdings unumgänglich nötig sind. Ich bin nur darüber empört, daß Wersilow, wenn er hörte, daß du von Wasin ‚ihnen‘ sagst und nicht ‚ihm‘, dich gewiß gar nicht korrigieren würde, – so hochmütig und gleichgültig benimmt er sich gegen uns. Das ist es, was mich wütend macht.“

„Ist selbst ein ungeleckter Bär und will andern Leuten Politur beibringen! Erdreisten Sie sich nicht, mein Herr, noch einmal in Gegenwart Ihrer Mutter so bloß ‚Wersilow‘ zu sagen, und ebensowenig in meiner Gegenwart; das dulde ich nicht!“ rief Tatjana Pawlowna mit blitzenden Augen.

„Mama, ich habe heute mein Gehalt bekommen, fünfzig Rubel; bitte, nehmen Sie es; da ist es!“

Ich trat zu ihr und hielt ihr das Geld hin; sie geriet sogleich wieder in Aufregung.

„Ach, ich weiß nicht, ob ich es nehmen soll!“ sagte sie, als ob sie Angst hätte, das Geld zu berühren.

Ich verstand sie nicht.

„Aber ich bitte Sie, Mama, wenn Sie beide mich in der Familie als Sohn und Bruder ansehen, so ...“

„Ach, ich fühle mich dir gegenüber schuldig, Arkadi; ich

sollte dir ein Geständnis machen, aber ich habe solche Furcht ..."

Sie sagte das mit einem schüchternen, schmeichelnden Lächeln; ich verstand sie wieder nicht und unterbrach sie:

„Apropos, Mama, wissen Sie schon, daß heute vor Gericht Andrei Petrowitschs Prozeß mit den Fürsten Sokolski entschieden worden ist?"

„Ach ja, ich weiß!" rief sie und legte erschrocken die Handflächen vor der Brust zusammen (eine bei ihr sehr häufige Gebärde).

„Heute?" rief Tatjana Pawlowna, heftig zusammenzuckend. „Aber das ist doch nicht möglich; er hätte doch etwas davon gesagt. Hat er es dir gesagt?" wandte sie sich zu meiner Mutter.

„Ach nein, daß es heute wäre, das hat er nicht gesagt. Aber ich habe schon die ganze Woche über solche Angst gehabt. Selbst wenn wir verloren haben sollten, würde ich Gott danken; wenn wir nur die Last von den Schultern los wären und alles wieder wäre wie früher!"

„Also auch Ihnen hat er es nicht gesagt, Mama!" rief ich. „Was ist das für ein Mensch! Da haben wir gleich eine Probe seiner Gleichgültigkeit und seines Hochmutes gegen uns; was habe ich eben gesagt?"

„Aber wie ist der Prozeß entschieden? Und wer hat es dir gesagt?" fuhr Tatjana Pawlowna auf mich los. „So rede doch!"

„Da kommt er ja selbst! Vielleicht wird er es erzählen," sagte ich, da ich seine Schritte auf dem Flur hörte, und setzte mich schnell neben Lisa.

„Um Gottes willen, Bruder, schone Mama; sei verträglich gegen Andrei Petrowitsch!" flüsterte mir meine Schwester zu.

„Ja, das werde ich sein, gewiß; ich habe mir das schon, als ich nach Hause kam, vorgenommen," erwiderte ich und drückte ihr die Hand.

Lisa sah mich sehr mißtrauisch an, und sie sollte recht behalten.

II

Er trat ein, sehr zufrieden mit sich, so zufrieden, daß er es nicht einmal für nötig fand, diese seine Stimmung zu verbergen. Überhaupt hatte er uns gegenüber in der letzten Zeit die Gewohnheit angenommen, sich ganz ungeniert zu dekuvrieren, und zwar nicht nur in bezug auf seine schlechten, sondern sogar auch in bezug auf seine lächerlichen Eigenschaften, was doch sonst jeder ängstlich vermeidet; und dabei wußte er genau, daß wir alles bis auf das letzte Tüpfelchen verstanden. Im letzten Jahre war er (worüber sich Tatjana Pawlowna gelegentlich aussprach) in seiner Kleidung sehr heruntergekommen: seine Anzüge waren zwar immer noch anständig, aber schon alt und nicht mehr elegant. Auch neigte er jetzt dazu, die Wäsche zwei Tage lang zu tragen, worüber meine Mutter ordentlich traurig war; das hielten sie für ein großes Opfer, und diese ganze kleine Gruppe ihm ergebener weiblicher Wesen sah darin eine Heldentat. Er trug immer weiche, breitkrempige, schwarze Hüte; als er in der Tür den Hut abnahm, sprang auf seinem Kopfe ein ganzer Büschel seines sehr dichten, aber schon angegrauten Haares in die Höhe. Es machte mir immer Vergnügen, sein Haar zu beobachten, wenn er den Hut abnahm.

„Guten Abend; seid ihr alle zusammen und sogar er dabei? Ich hörte seine Stimme schon, als ich noch im Vorzimmer war; gewiß hat er auf mich geschimpft?"

Wenn er über mich Witze machte, so war das immer ein Zeichen, daß er sich in vergnügter Stimmung befand. Ich

gab ihm natürlich keine Antwort. Lukerja kam herein mit einem großen Paket, das allerlei Dinge enthielt, die er eingekauft hatte, und legte es auf den Tisch.

„Ich habe gesiegt, Tatjana Pawlowna! Ich habe den Prozeß gewonnen; Berufung einzulegen, das werden die Fürsten gewiß nicht unternehmen. Die Erbschaft fällt mir zu! Ich habe auch sogleich jemanden gefunden, der mir tausend Rubel geliehen hat. Sofja, leg doch die Arbeit weg; strenge nicht deine Augen an! Lisa, du bist wohl von der Arbeit gekommen?"

„Ja, Papa," antwortete Lisa mit freundlicher Miene; sie nannte ihn Vater; ich mochte mich dazu um keinen Preis verstehen.

„Bist du müde?"

„Freilich."

„Laß die Arbeit doch; geh morgen nicht hin, und gib diese Tätigkeit ganz auf!"

„Das würde mir nicht bekommen, Papa."

„Aber ich bitte dich darum ... Ich kann es gar nicht leiden, wenn Frauen arbeiten, Tatjana Pawlowna."

„Wie kann man denn ohne Arbeit leben? Das wäre ja noch toller, wenn eine Frau nicht arbeitete! . . ."

„Ich weiß schon, ich weiß schon; das ist ja alles sehr schön und richtig, und ich bin im voraus mit allem einverstanden; aber ich spreche hauptsächlich von den Handarbeiten. Denkt euch nur, das war für mich in meiner Kindheit eine der peinlichsten oder, richtiger, eine der absonderlichsten Empfindungen. In meinen dunklen Erinnerungen an die Zeit, wo ich fünf oder sechs Jahre alt war, sehe ich am häufigsten (natürlich mit einem Gefühle des Widerwillens) eine Gesellschaft von klugen Frauen mit ernsten, finsteren Gesichtern um einen runden Tisch ver-

sammelt, auf dem Scheren, Stoffe, Schnittmuster und Modebilder liegen. Alle geben sie ihr Urteil ab und disputieren, schütteln wichtig und langsam mit den Köpfen, passen ab und berechnen und machen sich zum Zuschneiden fertig. Alle diese sonst so freundlichen Personen, die mich so lieb hatten, waren auf einmal unnahbar geworden; wenn ich zu laut wurde, spedierten sie mich sofort hinaus. Selbst meine arme Kinderfrau, die mich an der Hand hielt, antwortete nicht auf meine Fragen und auf mein Zupfen, sondern schaute und lauschte nur, als ob da ein Paradiesvogel säße und sänge. Diesen strengen Ausdruck der verständigen Gesichter und das wichtige Wesen vor dem Beginn des Zuschneidens kann ich mir noch heutzutage nicht ohne eine sehr unangenehme Empfindung vorstellen. Sie, Tatjana Pawlowna, finden ja am Zuschneiden ein besonderes Vergnügen; aber, so aristokratisch das auch sein mag, ich liebe doch mehr eine Frau, die gar nicht arbeitet. Beziehe das aber nicht auf dich, Sofja! Wie solltest du auch! Die Frau ist auch ohne das eine große Macht. Das ist übrigens auch dir bekannt, Sofja. Wie denkst du darüber, Arkadi Makarowitsch? Du machst gewiß Opposition?"

„Nein, durchaus nicht," antwortete ich. „Besonders gut gefällt mir der Satz, daß die Frau eine große Macht ist, obgleich ich nicht verstehe, in welche Verbindung Sie das mit der Arbeit bringen. Aber daß man arbeiten muß, wenn man kein Geld hat, das wissen Sie selbst."

„Aber nun laß es mit der Arbeit genug sein!" sagte er, zu meiner Mutter gewendet, die über das ganze Gesicht strahlte (als er sich an mich wandte, hatte sie heftig zu zittern angefangen); „wenigstens in der ersten Zeit möchte ich keine Handarbeiten zu sehen bekommen; ich bitte um meiner selbst willen darum. Du, Arkadi, bist als moderner

Jüngling gewiß ein bißchen Sozialist; na, willst du es mir glauben, lieber Freund, daß die größten Liebhaber des Müßigganges unter dem lebenslänglich arbeitenden Volke zu finden sind?"

„Diese Leute lieben vielleicht die Erholung, aber nicht den Müßiggang."

„Nein, gerade den Müßiggang, das völlige Nichtstun, das ist ihr Ideal! Ich habe einen Menschen gekannt, der lebenslänglich arbeiten mußte, obwohl er nicht zum niederen Volke gehörte; er besaß einen ziemlich entwickelten Verstand und einen gewissen Blick für das Allgemeine. Der gab sich sein ganzes Leben hindurch, vielleicht täglich, mit Genuß und Rührung seinen Träumereien vom völligen Müßiggange hin; er malte sich sozusagen sein Ideal bis zur höchsten Vollendung aus, bis zu unbegrenzter Unabhängigkeit und lebenslänglicher Freiheit, zu träumen und müßig zu reflektieren. So ging das mit ihm, bis er unter der Arbeit vollständig zusammenbrach; zu helfen war ihm nicht, er starb im Krankenhause. Ich bin manchmal in allem Ernst geneigt, zu glauben, daß der angebliche Genuß, den die Arbeit gewährt, eine Erfindung müßiger Leute ist, natürlich tugendhafter Leute. Das ist eine der ‚Genfer Ideen' aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts. Tatjana Pawlowna, vorgestern habe ich mir aus einer Zeitung eine Annonce ausgeschnitten, da ist sie" (er zog ein Blättchen Papier aus der Westentasche); „das ist so etwas im Genre der unzähligen Studenten, die die alten Sprachen und Mathematik verstehen und bereit sind, zur Erteilung von Unterricht ‚nach auswärts' zu gehen oder in eine Dachstube oder sonstwohin. Also hören Sie: ‚Eine Lehrerin bereitet zum Eintritt in alle Lehranstalten vor' (hören Sie: in alle!) ‚und gibt auch Rechenunterricht,' – das ist nur eine Zeile,

aber sie ist klassisch! Sie bereitet zum Eintritt in alle Lehranstalten vor, also natürlich doch auch im Rechnen? Nein, vom Rechnen spricht sie besonders. Das ist schon der richtige Hunger; das ist schon der höchste Grad der Not. Rührend ist dabei gerade diese Unkenntnis: offenbar hat sie sich niemals zur Lehrerin ausgebildet und dürfte kaum imstande sein, in irgendeinem Fache zu unterrichten. Aber vor dem Ertrinken trägt sie ihren letzten Rubel in die Zeitungsexpedition und läßt einsetzen, daß sie für alle Unterrichtsanstalten vorbereite und außerdem Rechenstunde gebe. Per tutto mundo e in altri siti."

„Ach, Andrei Petrowitsch, der sollte man helfen! Wo wohnt sie?" rief Tatjana Pawlowna.

„Ach, deren gibt es eine Menge!" Er schob die Annonce wieder in die Tasche. „In diesem Pakete sind lauter Näschereien, für dich, Lisa, und für Sie, Tatjana Pawlowna; Sofja und ich lieben keine Süßigkeiten. Vielleicht ist es auch für dich etwas, junger Mann. Ich habe alles selbst bei Jelisejew und bei Ballet eingekauft. Wir haben lange genug ‚am Hungertuche genagt', wie Lukerja sagt." (NB. Keiner von uns hatte jemals wirklich gehungert.) „Hier sind Weintrauben, Konfekt, Duchessebirnen und eine Erdbeertorte; sogar einen ausgezeichneten Likör habe ich mitgebracht, auch Nüsse. Merkwürdig, daß ich bis auf den heutigen Tag, von meiner Kindheit an, gern Nüsse esse, Tatjana Pawlowna, und zwar die gewöhnlichste Sorte, wissen Sie. Lisa artet darin nach mir; sie liebt es ebenfalls, wie ein Eichhörnchen Nüsse zu knacken. Aber es gibt nichts Reizvolleres, Tatjana Pawlowna, als sich manchmal, wenn man an seine Kindheit zurückdenkt, unversehens für einige Augenblicke in den Wald zu versetzen, ins Gebüsch, wo man sich selbst Nüsse pflückt. Die Tage sind

schon beinahe herbstlich, aber klar und manchmal so frisch; man versteckt sich im Dickicht oder streift im Walde umher, es riecht nach Blättern. . . . Ich sehe eine Art von Zustimmung in deinem Blick, Arkadi Makarowitsch?"

„Ich habe meine ersten Kinderjahre ebenfalls auf dem Lande verlebt."

„Wie? Du bist ja doch wohl in Moskau gewesen, wenn ich nicht irre."

„Er wohnte damals in Moskau, als Sie hinkamen; aber vorher hatte er bei Ihrer seligen Tante Warwara Stepanowna auf dem Lande gelebt," fiel Tatjana Pawlowna ein.

„Da ist Geld, Sofja, verwahre es! In den nächsten Tagen soll ich fünftausend bekommen."

„Also haben die Fürsten gar keine Hoffnung mehr?" fragte Tatjana Pawlowna.

„Absolut keine, Tatjana Pawlowna."

„Ich habe Ihnen, Andrei Petrowitsch, und allen Ihren Angehörigen immer alles Gute gewünscht und bin eine Freundin des Hauses gewesen; aber obwohl mir die Fürsten fremd sind, tun sie mir, weiß Gott, doch leid. Seien Sie mir deswegen nicht böse, Andrei Petrowitsch!"

„Ich beabsichtige nicht, mit ihnen zu teilen, Tatjana Pawlowna."

„Sie kennen ja meine Ansicht darüber, Andrei Petrowitsch; die Fürsten hätten den Prozeß unterlassen, wenn Sie ihnen gleich zu Anfang eine Teilung zu gleichen Teilen vorgeschlagen hätten; jetzt ist es natürlich zu spät dazu. Übrigens wage ich nicht, darüber zu urteilen . . . Ich sage es nur deshalb, weil der Verstorbene sie in seinem Testamente gewiß nicht übergangen hätte."

„Er hätte sie nicht nur nicht übergangen, sondern sicherlich ihnen alles hinterlassen und nur mich übergangen,

wenn er es verstanden hätte, die Sache zu machen und das Testament aufzusetzen, wie es sich gehört; aber jetzt ist das Gesetz auf meiner Seite – und damit basta! Teilen kann und will ich nicht, Tatjana Pawlowna. Die Sache ist erledigt."

Er sagte das sogar mit einem gewissen Ingrimm, was bei ihm nur selten vorkam. Tatjana Pawlowna verstummte. Meine Mutter schlug traurig die Augen nieder. Wersilow wußte, daß sie Tatjana Pawlownas Ansicht billigte.

„Das ist die Wirkung der Emser Ohrfeige!" dachte ich im stillen. Dem Schriftstück, das mir Krafft eingehändigt hatte, und das in meiner Tasche steckte, wäre ein trauriges Los beschieden gewesen, wenn es ihm in die Hände gefallen wäre. Ich fühlte auf einmal, daß ich all das noch auf dem Halse hatte; dieser Gedanke, in Verbindung mit allem übrigen, hatte natürlich die Wirkung, mich reizbar zu machen.

„Arkadi, es wäre mir lieb, wenn du dich ein bißchen besser kleidetest, lieber Freund; du bist ja nicht schlecht angezogen, aber für die Zukunft könnte ich dir einen guten französischen Schneider empfehlen, der gewissenhaft und geschmackvoll arbeitet."

„Ich bitte Sie, mir nie wieder solche Vorschläge zu machen," rief ich heftig.

„Was hast du denn?"

„Ich finde natürlich nichts Kränkendes darin; aber wir beide harmonieren überhaupt nicht in unserer Denkweise miteinander, sondern haben vielmehr recht verschiedene Ansichten. Unter anderm werde ich in den nächsten Tagen, schon morgen, aufhören, zum Fürsten zu gehen, weil ich sehe, daß da nicht das geringste für mich zu tun ist."

„Aber eben darin, daß du hingehst und bei ihm sitzt, besteht deine Tätigkeit.“

„Eine solche Auffassung ist für mich herabwürdigend.“

„Das verstehe ich nicht; übrigens, wenn du so zartfühlend bist, so nimm doch von ihm kein Geld an, sondern geh bloß so hin! Du würdest ihn durch dein Fortbleiben furchtbar kränken; er hat dich schon liebgewonnen, das kannst du glauben ... Indessen, wie du willst ...“

Die Sache war ihm augenscheinlich unangenehm.

„Sie sagen, ich sollte ihn nicht um Geld bitten; aber Ihnen habe ich es zu verdanken, daß ich heute bereits eine Gemeinheit begangen habe: Sie haben mir vorher nicht abgeraten, und so habe ich heute von ihm das Gehalt für einen Monat gefordert.“

„Also hast du die Angelegenheit bereits geordnet; ich hatte, wie ich gestehen muß, gemeint, du würdest nicht darum bitten; was seid ihr doch alle jetzt für geschickte Leute! Es gibt heutzutage keine Jugend mehr, Tatjana Pawlowna.“

Er ärgerte sich sehr; ich war ebenfalls furchtbar zornig.

„Ich mußte doch meine Rechnung mit Ihnen begleichen ... Sie haben mich dazu gezwungen, – ich weiß jetzt nicht, was ich anfangen soll.“

„Apropos, Sofja, gib doch gleich Arkadi seine sechzig Rubel zurück; und du, mein Freund, nimm es mir nicht übel, daß ich mich mit der Rückzahlung so beeile. Ich sehe es dir am Gesichte an, daß du irgendein Unternehmen im Kopfe planst und dazu ein Anlagekapital oder etwas Ähnliches nötig hast.“

„Ich weiß nicht, was mein Gesicht ausdrückt; aber ich hätte nie von Mama erwartet, daß sie Ihnen etwas von diesem Gelde sagen würde, da ich sie doch ausdrücklich um

Verschwiegenheit gebeten hatte," erwiderte ich und sah meine Mutter mit funkelnden Augen an. Ich kann gar nicht sagen, wie tief ich mich gekränkt fühlte.

„Liebster, bester Arkadi, um Gottes willen verzeih mir; ich konnte schlechterdings nicht anders als es sagen ..."

„Mein Freund," sagte er, zu mir gewendet, „beschwere dich nicht darüber, daß sie mir deine Geheimnisse entdeckt hat; zudem hat sie nur in der besten Absicht gehandelt: sie wollte als Mutter einfach mit der kindlichen Liebe des Sohnes prahlen. Aber sei überzeugt, ich hätte auch ohne das erraten, daß du ein Kapitalist bist. Alle deine Geheimnisse stehen auf deinem ehrlichen Gesichte geschrieben. Er hat ‚eine eigene Idee', Tatjana Pawlowna, das habe ich Ihnen schon gesagt."

„Lassen wir mein ehrliches Gesicht beiseite," fuhr ich zornig fort; „ich weiß, daß Sie einen manchmal quer durchschauen können, obgleich Sie bei anderen Gelegenheiten manchmal nicht über Ihre eigene Nase hinaus sehen, und bin über Ihren Scharfblick oft erstaunt gewesen. Nun ja, ich habe eine ‚eigene Idee'. Daß Sie sich gerade dieses Ausdrucks bedient haben, ist natürlich nur Zufall; aber ich scheue mich nicht zu bekennen: ich habe ‚eine Idee'. Ich scheue mich nicht und schäme mich nicht."

„Das ist die Hauptsache: schäme dich dessen nicht!"

„Aber trotzdem werde ich sie Ihnen nie entdecken."

„Das heißt, du hältst mich einer solchen Mitteilung nicht für würdig. Du brauchst mir gar nichts zu sagen, mein Freund; ich kenne den Kern deiner Idee auch so schon, jedenfalls läuft es darauf hinaus:

‚Von der Menschen hassenswertem Schwarme
Zieh' ich in die Wüste mich zurück.'

Tatjana Pawlowna, meiner Ansicht nach will er ein Roth-

schild oder so etwas Ähnliches werden und sich in seine einsame Größe zurückziehen. Selbstverständlich wird er Ihnen und mir großmütig eine Pension aussetzen, mir allerdings vielleicht auch nicht; aber in jedem Falle werden wir ihn bald nicht mehr zu sehen bekommen. Es ist mit ihm wie mit dem Neumond: kaum hat er sich gezeigt, so geht er auch schon wieder unter."

Ich zuckte innerlich zusammen. Freilich war das alles nur ein Zufall: er wußte nichts und hatte nicht das Richtige getroffen, wiewohl er gerade den Namen Rothschild erwähnt hatte; aber wie hatte er es fertig gebracht, meine Gefühle so genau anzugeben: daß ich mit ihnen brechen und von ihnen fortgehen wollte? Er hatte alles im voraus erraten und wollte nun den tiefen Ernst der Sache im voraus mit seinen zynischen Scherzen besudeln. Daß er sich furchtbar ärgerte, daran war nicht im geringsten zu zweifeln.

„Mama, verzeihen Sie meine Heftigkeit, um so mehr, da man vor Andrei Petrowitsch ja ohnehin nichts verborgen halten kann," sagte ich, indem ich ein gekünsteltes Gelächter aufschlug und mich bemühte, wenigstens für einen Augenblick alles als Scherz darzustellen.

„Das beste, mein Lieber, ist, daß du gelacht hast. Es ist kaum zu glauben, wie sehr dadurch jeder Mensch gewinnt, sogar in seinem Äußern. Ich rede im vollsten Ernst. Er macht immer so ein Gesicht, Tatjana Pawlowna, als hätte er etwas so Wichtiges im Sinne, daß er sogar selbst dadurch ganz beschämt wäre."

„Ich möchte Sie ernstlich bitten, etwas rücksichtsvoller zu sein, Andrei Petrowitsch."

„Du hast recht, mein Freund; aber das mußte doch ein für allemal ausgesprochen werden, damit man später nie

wieder darauf zurückzukommen braucht. Du bist aus Moskau zu uns hergekommen, um sofort zu rebellieren; das ists, was wir vorläufig über die Zwecke deiner Ankunft wissen. Darüber, daß du hergekommen bist, um uns durch etwas in Erstaunen zu versetzen, darüber will ich gar nicht erst reden. Ferner bist du nun schon einen ganzen Monat bei uns und ranzt uns fortwährend an, obwohl du doch offenbar ein kluger Mensch bist und als solcher das Anranzen denjenigen überlassen könntest, die sich auf keine andere Weise an den Menschen für ihre eigene Wertlosigkeit rächen können. Du versteckst dich fortwährend, obwohl doch dein ehrliches Gesicht und deine roten Backen deutliches Zeugnis dafür ablegen, daß du allen Menschen mit vollkommener Unschuld in die Augen sehen könntest. Er ist ein Hypochonder, Tatjana Pawlowna; ich begreife nicht, woher die jungen Leute jetzt sämtlich Hypochonder sind."

„Wenn Sie nicht einmal wußten, wo ich aufgewachsen bin, wie können Sie dann wissen, woher jemand ein Hypochonder wird?"

„Da haben wir die Lösung des Rätsels: du hast dich gekränkt gefühlt, weil ich hatte vergessen können, wo du aufgewachsen bist!"

„Durchaus nicht; beschuldigen Sie mich nicht fälschlich solcher Dummheiten! Mama, Andrei Petrowitsch hat mich soeben dafür gelobt, daß ich gelacht habe; nun gut, lassen Sie uns lachen; warum sitzen wir so trübselig da! Wenn es Ihnen recht ist, möchte ich Ihnen ein paar Geschichtchen aus meinem Leben erzählen, um so mehr, da Andrei Petrowitsch von meinen Erlebnissen absolut nichts weiß."

Es kochte in mir. Ich wußte, daß wir nie wieder so zu-

sammensitzen würden wie jetzt, und daß, wenn ich dieses Haus würde verlassen haben, ich es nie mehr betreten würde, – und so konnte ich mich denn am Vorabend dieser wichtigen Entscheidung nicht beherrschen. Er selbst forderte mich dazu heraus, in dieser Weise Schluß zu machen.

„Das wird natürlich sehr nett sein, vorausgesetzt, daß es wirklich komisch ist," bemerkte er, indem er mich durchdringend ansah. „Du bist da, wo du aufgewachsen bist, ein bißchen derb geworden, mein Freund; indessen bist du immer noch ziemlich manierlich. Er ist heute sehr liebenswürdig, Tatjana Pawlowna, und Sie haben sehr gut daran getan, daß Sie endlich das Paket aufgemacht haben."

Aber Tatjana Pawlowna machte ein finsteres Gesicht; sie wandte sich bei seinen Worten nicht einmal nach ihm um und fuhr fort, das Paket aufzumachen und die Näschereien auf Teller, die ihr gereicht wurden, zu verteilen. Auch meine Mutter saß in verständnisloser Verwunderung da; allerdings merkte und ahnte sie, daß unser Rededuell einen üblen Ausgang nehmen werde. Meine Schwester berührte mich noch einmal am Ellbogen.

III

„Ich will euch allen nur erzählen," begann ich mit der harmlosesten Miene, „wie ein Vater zum erstenmal mit seinem lieben Sohne zusammentraf; das begab sich gerade ‚da, wo du aufgewachsen bist'."

„Mein Freund, wird das nicht . . . langweilig sein? Du weißt: tous les genres . . ."

„Machen Sie kein finsteres Gesicht, Andrei Petrowitsch; ich beabsichtige ganz und gar nicht das, was Sie glauben. Ich will weiter nichts, als daß alle lachen."

„Möge Gott deinen Wunsch erhören, mein Lieber! Ich weiß, daß du uns alle lieb hast und . . . uns unsern Abend nicht wirst verderben wollen," sagte er halblaut mit gekünstelter Lässigkeit.

„Das haben Sie gewiß auch aus meinem Gesichte erraten, daß ich Sie lieb habe?"

„Ja, zum Teil auch aus deinem Gesichte."

„Na, und ich habe aus Tatjana Pawlownas Gesichte schon längst erraten, daß sie in mich verliebt ist. Sehen Sie mich nicht so grimmig an, Tatjana Pawlowna; lachen Sie lieber! Lachen Sie lieber!"

Sie drehte sich plötzlich schnell zu mir um und blickte mich etwa eine halbe Minute lang scharf an:

„Nimm dich in acht!" sagte sie und drohte mir mit dem Finger, aber so ernst, daß sich das entschieden nicht auf meinen dummen Scherz beziehen konnte, sondern eine Warnung vor etwas anderem war; es war, als ob sie fragen wollte: „Erdreistest du dich, Streit anzufangen?"

„Andrei Petrowitsch, erinnern Sie sich wirklich nicht, wie ich mit Ihnen zum erstenmal im Leben zusammenkam?"

„Weiß Gott, ich hab's vergessen, mein Freund, und schäme mich herzlich. Ich erinnere mich nur, daß es vor sehr langer Zeit geschah; aber wo es war, das ist mir unklar . . ."

„Mama, erinnern Sie sich nicht, daß Sie auf dem Gute waren, wo ich, ich glaube bis zu meinem sechsten oder siebenten Jahre, aufwuchs? Die Hauptsache ist: sind Sie wirklich einmal auf diesem Gute gewesen, oder hat es mir nur geträumt, daß ich Sie dort zum erstenmal gesehen habe? Ich hatte Sie schon längst danach fragen wollen, verschob es aber; jetzt ist der richtige Zeitpunkt dafür gekommen."

„Gewiß, lieber Arkadi, gewiß! Ja, ich bin dort bei Warwara Stepanowna dreimal zum Besuch gewesen; das erstemal kam ich, als du erst ein Jahr alt warst; das zweitemal, als du vier, und das drittemal, als du sechs Jahre alt geworden warst."

„Na, sehen Sie wohl, danach hatte ich Sie den ganzen Monat über fragen wollen."

Meine Mutter war bei dem plötzlichen Andrange dieser Erinnerungen ganz rot geworden und fragte mich mit warmer Empfindung:

„Hast du mich denn wirklich von meinem Besuche dort noch im Gedächtnisse, lieber Arkadi?"

„Ich erinnere mich an nichts und weiß nichts: nur ein Eindruck von Ihrem Gesichte ist für das ganze Leben in meinem Herzen haften geblieben, und außerdem ist mir das Bewußtsein geblieben, daß Sie meine Mutter sind. Ich sehe dieses ganze Gut jetzt wie im Traum und habe sogar meine Kinderfrau vergessen. Dieser Warwara Stepanowna entsinne ich mich nur deswegen ein klein wenig, weil sie immer ein Zahnschmerzentuch um die Backe trug. Ich erinnere mich noch an riesige Bäume, die um das Haus herum standen, ich glaube Linden, ferner an den kräftigen Sonnenschein, der manchmal durch die offenen Fenster hereindrang, an ein Vorgärtchen mit Blumen, an einen kleinen Steig. An Sie, Mama, erinnere ich mich deutlich nur in dem Augenblicke, wo mir in der dortigen Kirche das Abendmahl gereicht wurde und Sie mich in die Höhe hoben, damit ich das Sakrament empfinge und den Kelch küßte; es war im Sommer, und eine Taube flog quer durch die Kuppel, von einem Fenster zum andern . . ."

„Herrgott! So ist das alles wirklich gewesen!" rief

meine Mutter und schlug die Hände zusammen. „Und auf das Täubchen besinne ich mich auch noch, wie wenn's heute wäre. Gerade, als du mit dem Munde dicht am Kelche warst, fuhrst du zusammen und riefst: ‚Eine Taube, eine Taube!‘“

„Ihr Gesicht oder etwas in diesem Gesichte, der Ausdruck desselben, war mir so fest im Gedächtnis geblieben, daß ich Sie fünf Jahre darauf in Moskau sofort erkannte, obgleich mir damals niemand gesagt hatte, daß Sie meine Mutter seien. Aber als ich mit Andrei Petrowitsch zum ersten Male zusammenkam, wurde ich gerade von Andronikows weggenommen; bei denen hatte ich bis dahin still und vergnügt fünf Jahre verbracht. Auf ihre Dienstwohnung besinne ich mich noch bis auf die unbedeutendsten Einzelheiten, und auf alle diese Frauen und Fräulein, die jetzt alle hier so alt geworden sind, und auf das volle Haus und auf Andronikow selbst, wie er alle möglichen Lebensmittel, Geflügel, Zander, Ferkel, selbst aus der Stadt in einer Markttasche herbeitrug, und wie er bei Tische an Stelle seiner Gattin, die immer sehr vornehm tat, uns die Suppe aufschöpfte und wir, der ganze Tisch, immer darüber lachten und er als erster. Dort unterrichteten mich die Fräulein im Französischen; am meisten aber liebte ich die Krylowschen Fabeln, lernte eine Menge von ihnen auswendig und deklamierte Herrn Andronikow täglich eine Fabel, indem ich ohne weiteres zu ihm in sein kleines Arbeitszimmer ging, ganz gleich, ob er beschäftigt war oder nicht. Na, und sehen Sie, durch eine dieser Fabeln bin ich denn auch mit Ihnen bekannt geworden, Andrei Petrowitsch. Ich sehe, Sie fangen an, sich zu erinnern.“

„Ja, es kommt mir so eine schwache Erinnerung, mein Lieber, daß du mir damals etwas aufgesagt hast . . . eine

Fabel oder etwas aus ‚Verstand schafft Leiden‘ *), glaube ich. Aber was hast du für ein gutes Gedächtnis!"

„Ein gutes Gedächtnis? Meinen Sie? Ich habe ja die ganze Zeit her einzig und allein daran gedacht."

„Schön, schön, mein Lieber; du hast mich durch deine Erzählung ganz munter gemacht."

Er lächelte sogar, und sofort fingen auch meine Mutter und meine Schwester an zu lächeln. Das Vertrauen kehrte wieder zurück; aber Tatjana Pawlowna, die die Näschereien auf dem Tische zurechtgestellt und sich in eine Ecke gesetzt hatte, sah mich immer noch mit einem bösen Blicke durchdringend an.

„Das trug sich folgendermaßen zu," fuhr ich fort. „Eines schönen Morgens erschien, um mich abzuholen, die Freundin meiner Kindheit, Tatjana Pawlowna, die in meinem Leben immer plötzlich, wie auf dem Theater, zu erscheinen pflegte; ich wurde in einem Wagen nach einem herrschaftlichen Hause gefahren und in eine prächtige Wohnung geführt. Sie logierten damals bei Frau Fanariotowa, Andrei Petrowitsch, in ihrem leerstehenden Hause, das sie früher einmal von Ihnen selbst gekauft hatte; sie selbst befand sich damals im Auslande. Ich hatte bis dahin immer nur Jacken getragen; jetzt bekam ich auf einmal einen hübschen kleinen blauen Rock und vorzügliche Wäsche. Tatjana Pawlowna war den ganzen Tag über in eifriger Tätigkeit für mich und kaufte mir eine Menge Sachen; ich aber ging immer durch all die unbewohnten Zimmer und besah mich in allen Spiegeln. So kam es, daß ich am andern Morgen gegen neun Uhr bei meinem Umherwandern in der Wohnung auf

*) Ein in Rußland sehr bekanntes Lustspiel in Versen von Gribojedow. Anmerkung des Übersetzers.

einmal ganz zufällig zu Ihnen in Ihr Zimmer hineingeriet. Ich hatte Sie schon tags zuvor gesehen, als man mich eben hingebracht hatte, aber nur flüchtig auf der Treppe. Sie stiegen die Treppe hinunter, um sich in den Wagen zu setzen und irgendwohin zu fahren; Sie waren damals allein nach Moskau gekommen, nach einer außerordentlich langen Abwesenheit und nur auf kurze Zeit, so daß man sich um Sie von allen Seiten riß und Sie beinahe gar nicht mehr im Hause wohnten. Als Sie mir und Tatjana Pawlowna begegneten, sagten Sie nur in gedehntem Tone ‚Ah!‘ und blieben nicht einmal stehen.“

„Er schildert das alles mit besonderer Liebe,“ bemerkte Wersilow, zu Tatjana Pawlowna gewendet; diese wandte sich ab und gab ihm keine Antwort.

„Ich sehe Sie noch in Ihrer damaligen schönen, blühenden Erscheinung vor mir, wie wenn es heute wäre. Sie sind in diesen neun Jahren erstaunlich gealtert und haben sich sehr zu Ihrem Nachteil verändert; verzeihen Sie diese Offenherzigkeit; übrigens waren Sie auch damals schon siebenunddreißig; aber ich konnte mich an Ihnen gar nicht satt sehen: was hatten Sie für wundervolles Haar, fast ganz schwarz, mit einem glänzenden Schimmer, ohne die geringste Spur von Grau; der Schnurrbart und der Backenbart sahen aus, als ob sie ein Juwelier gemacht hätte, – ich kann mich nicht anders ausdrücken; das Gesicht war von einer matten Blässe, nicht von einer solchen kränklichen Blässe wie jetzt, sondern so, wie es jetzt bei Ihrer Tochter Anna Andrejewna der Fall ist, die ich heute die Ehre hatte kennen zu lernen; dazu kamen noch die feurigen, dunklen Augen und die blitzenden Zähne, besonders wenn Sie lachten. Sie fingen nämlich, als ich eintrat, bei meinem Anblick an zu lachen; ich besaß damals nur wenig Urteilskraft, und

Ihr Lachen machte mich nur fröhlich ums Herz. Sie trugen an diesem Morgen ein dunkelblaues Samtjackett, ein gesticktes solferinofarbenes Halstuch und ein prachtvolles Hemd mit Alençonspitzen, und Sie standen mit einem Hefte in der Hand vor dem Spiegel und studierten sich Tschazkis *) letzten Monolog ein und besonders seinen letzten Ausruf:

'Den Wagen, schnell den Wagen!'"

„Ach, mein Gott!" rief Wersilow, „da hat er ja recht! Ich hatte es damals trotz der kurzen Dauer meines Aufenthaltes in Moskau wegen Schileikos Erkrankung übernommen, bei Alexandra Petrowna Witowtowa auf ihrer Hausbühne den Tschazki zu spielen!"

„Hatten Sie das wirklich vergessen?" fragte Tatjana Pawlowna lachend.

„Er hat mich wieder daran erinnert! Und ich muß gestehen, die paar Tage damals in Moskau sind vielleicht die glücklichste Zeit meines ganzen Lebens gewesen! Wir waren alle damals noch so jung ... und sahen alle der Zukunft mit heißer Erwartung entgegen ... Ich kam damals in Moskau unerwartet mit so vielen interessanten Menschen zusammen ... Aber fahre fort, mein Lieber; du hast diesmal sehr gut daran getan, daß du in deiner Erzählung so ausführlich warst ..."

„Ich stand da, sah Sie an und rief auf einmal: 'Ach, wie schön; der richtige Tschazki!' Sie drehten sich schnell zu mir um und fragten: 'Weißt du denn schon etwas von Tschazki?' Sie selbst aber setzten sich auf das Sofa und machten sich in der heitersten Gemütsstimmung an Ihren Kaffee; – ich hätte Sie küssen mögen. Und da erzählte ich

*) Die Hauptperson in dem oben erwähnten Gribojedowschen Lustspiele. Anmerkung des Übersetzers.

Ihnen, daß bei Andronikows alle sehr viel läsen und die jungen Damen viele Gedichte auswendig könnten und aus ‚Verstand schafft Leiden‘ ganze Szenen unter sich spielten, und daß wir uns alle in der ganzen vorigen Woche abends Turgenjews ‚Aufzeichnungen eines Jägers‘ zusammen vorgelesen hätten, und daß ich am meisten die Krylowschen Fabeln liebte und viele davon auswendig könnte. Sie forderten mich auf, etwas zu deklamieren, und ich sagte Ihnen ‚Das wählerische Mädchen‘ auf:

‚Ein Mädchen wünschte sich 'nen Mann.‘“

„Ganz richtig, ganz richtig, ja, jetzt erinnere ich mich an alles!“ rief Wersilow wieder. „Aber, mein Freund, auch an dich erinnere ich mich deutlich: du warst damals ein so netter Junge, sogar ein gewandter Junge, und ich versichere dich, du hast in diesen neun Jahren ebenfalls viel verloren.“

Nun aber begannen alle zu lachen, auch Tatjana Pawlowna selbst. Es war klar, daß Andrei Petrowitsch ein Späßchen machen und mir für meine boshafte Bemerkung über sein Altern mit gleicher Münze zahlen wollte. Alle wurden vergnügt; und es war ja auch von ihm sehr hübsch gesagt.

„Je weiter ich auffsagte, um so mehr lächelten Sie; aber ich war noch nicht bis zur Mitte gekommen, als Sie mich innehalten hießen, klingelten und dem eintretenden Diener befahlen, Tatjana Pawlowna herzubitten, die denn auch sogleich mit so vergnügtem Gesichte angelaufen kam, daß ich, der ich sie tags zuvor gesehen hatte, sie nun kaum wiedererkannte. In Tatjana Pawlownas Gegenwart fing ich ‚Das wählerische Mädchen‘ noch einmal von vorn an und führte die Deklamation glänzend zu Ende; selbst Tatjana Pawlowna lächelte, und Sie, Andrei Petrowitsch, riefen sogar Bravo und bemerkten mit warmer Anerkennung,

wenn ich ‚Die Libelle und die Ameise‘ aufgesagt hätte, so wäre es noch nicht so erstaunlich gewesen, daß ein gescheiter Knabe in meinem Alter gut deklamiere; aber eine ganz andere Leistung sei doch die Fabel:

‚Ein Mädchen wünschte sich ’nen Mann,
Was man nicht weiter tadeln kann.‘

‚Hören Sie nur,‘ sagten Sie, ‚wie er das herausbringt: „Was man nicht weiter tadeln kann!“‘ Kurz, Sie waren entzückt. Dann fingen Sie auf einmal an, mit Tatjana Pawlowna französisch zu sprechen; sie machte sofort ein finsteres Gesicht und widersprach Ihnen, sie wurde dabei sogar sehr erregt; aber da es unmöglich ist, Ihnen erfolgreich Widerstand zu leisten, wenn Sie sich plötzlich etwas in den Kopf gesetzt haben, so führte Tatjana Pawlowna mich eilig nach ihrem Zimmer; dort wurden mir noch einmal Gesicht und Hände gewaschen, ich bekam frische Wäsche an, wurde pomadisiert, ja, es wurden mir sogar Locken gebrannt. Dann zog sich zum Abend Tatjana Pawlowna selbst recht elegant an, so wie ich es von ihr gar nicht erwartet hätte, und nahm mich im Wagen mit sich. Zum erstenmal in meinem Leben kam ich in ein Theater, in eine Liebhabervorstellung bei Frau Witowtowa; die Kerzen, die Kronleuchter, die Damen, die Offiziere, die Generäle, die jungen Mädchen, der Vorhang, die Stuhlreihen – ich hatte noch nie etwas Ähnliches gesehen. Tatjana Pawlowna wählte sich ein ganz bescheidenes Plätzchen auf einer der hintersten Reihen aus, und ich mußte mich neben sie setzen. Natürlich waren auch Kinder, wie ich, da; aber ich sah nach nichts mehr hin, sondern wartete mit stockendem Herzschlage auf die Vorstellung. Als Sie auftraten, Andrei Petrowitsch, war ich so begeistert, daß mir sogar die Tränen kamen; warum, weshalb, das verstehe ich selbst nicht.

Warum hatte die Begeisterung gerade die Wirkung, mir Tränen in die Augen zu locken? Das erschien mir immer wunderlich, wenn ich in diesen ganzen neun Jahren daran zurückdachte! In höchster Spannung folgte ich dem Gange des Lustspiels; ich verstand davon natürlich nur, daß ‚sie ihm‘ untreu wurde, und daß dumme Menschen, die nicht soviel wert waren wie sein kleiner Finger, sich über ihn lustig machten. Als er sich auf dem Balle freimütig aussprach, da verstand ich, daß er erniedrigt und beleidigt war, daß er allen diesen kläglichen Menschen Vorwürfe machte, daß er selbst aber groß war, wahrhaft groß! Natürlich erleichterte auch die Vorbereitung, die ich bei Andronikows gehabt hatte, mir das Verständnis; aber ganz besonders war dies doch die Wirkung Ihres Spieles, Andrei Petrowitsch! Ich sah zum erstenmal eine Bühne! Als am Schlusse Tschazki rief: ‚Den Wagen, schnell den Wagen!‘ (und Sie riefen das wundervoll), da sprang ich vom Stuhle auf und klatschte mit dem ganzen laut applaudierenden Saale in die Hände und schrie aus voller Kehle: ‚Bravo!‘ Ich erinnere mich lebhaft, daß ich in diesem Augenblicke hinten unterhalb des Kreuzes einen Schmerz wie von einem Stecknadelstich fühlte; Tatjana Pawlowna hatte mich wütend gekniffen, aber ich achtete gar nicht darauf! Selbstverständlich brachte mich Tatjana Pawlowna sofort nach Schluß der Vorstellung nach Hause: ‚Zum Tanzen kannst du doch nicht dableiben; du bist bloß schuld daran, daß ich selbst nicht dableiben kann,‘ so räsonierten Sie, Tatjana Pawlowna, auf der ganzen Rückfahrt. Die ganze Nacht über war ich wie im Fieber, und am andern Morgen stand ich schon um zehn Uhr an der Tür Ihres Zimmers, Andrei Petrowitsch; aber das Zimmer war verschlossen: es waren bei Ihnen Leute, mit denen Sie geschäftlich verhandelten;

dann fuhren Sie plötzlich weg und blieben den ganzen Tag bis spät in die Nacht hinein fort; auf diese Weise bekam ich Sie gar nicht zu sehen! Was ich Ihnen eigentlich damals sagen wollte, habe ich natürlich vergessen, und ich wußte es vielleicht nicht einmal damals; aber ich hatte ein brennendes Verlangen, Sie so bald wie möglich zu sehen. Am folgenden Tage aber reisten Sie schon um acht Uhr morgens nach Serpuchow: Sie hatten damals soeben Ihr im Gouvernement Tula gelegenes Gut verkauft, um mit Ihren Gläubigern einen Akkord abzuschließen, hatten aber dabei doch ein ganz nettes Sümmchen in den Händen behalten; das war der Grund, weswegen Sie damals auch Moskau wieder einmal besuchten, wo Sie sich bisher aus Furcht vor Ihren Gläubigern nicht hatten zeigen können; und nun war dieser Grobian in Serpuchow der einzige von all Ihren Gläubigern, der sich nicht mit fünfzig Prozent zufrieden geben wollte. Tatjana Pawlowna antwortete mir nicht einmal auf meine Fragen: ‚Das geht dich nichts an,‘ sagte sie, ‚und übermorgen bringe ich dich in eine Pension; mach dich fertig, leg deine Hefte zusammen, bring deine Bücher in Ordnung; du könntest dich auch daran gewöhnen, deinen Koffer selbst zu packen; werde mir nur nicht dünkelhaft und arbeitsscheu, du junger Herr!‘ und so ging es in einem Zuge: Sie haben mich in diesen drei Tagen gehörig kuranzt, Tatjana Pawlowna! Schließlich wurde ich zu Touchard in Pension gebracht, ich, der ich mich in meiner Unschuld in Sie verliebt hatte, Andrei Petrowitsch. Nun, meinetwegen mag man unsere ganze Begegnung für einen dummen Zufall halten; aber werden Sie es glauben: später, ein halbes Jahr darauf, wollte ich von Touchard zu Ihnen fliehen!“

„Du hast das sehr schön erzählt und mir alles so lebhaft

wieder ins Gedächtnis zurückgerufen," sagte Wersilow sehr ruhig und deutlich; „aber was mir in deiner Erzählung am meisten imponiert, das ist die Fülle merkwürdiger Detailkenntnisse, die du an den Tag legst, zum Beispiel in betreff meiner Schulden. Ich will gar nicht davon reden, daß die Erwähnung dieser Einzelheiten einigermaßen taktlos ist; aber ich begreife nicht, woher du diese Kenntnisse erlangt hast."

„Woher ich die Kenntnis dieser Einzelheiten erlangt habe? Aber ich wiederhole Ihnen, daß ich während dieser ganzen neun Jahre weiter nichts getan habe, als mir eingehende Kenntnisse über Sie zu erwerben."

„Ein seltsames Bekenntnis und ein seltsamer Zeitvertreib!"

Er drehte sich in halb liegender Haltung auf seinem Lehnstuhl herum und gähnte sogar ein wenig; ob absichtlich oder nicht, weiß ich nicht.

„Nun, wie ist's? Soll ich weitererzählen, wie ich von Touchard zu Ihnen fliehen wollte?"

„Verbieten Sie es ihm, Andrei Petrowitsch! Jagen Sie ihn einfach aus dem Zimmer!" rief Tatjana Pawlowna heftig.

„Das geht nicht, Tatjana Pawlowna," erwiderte Wersilow nachdrücklich. „Arkadi hat sich augenscheinlich etwas vorgenommen, und folglich muß man ihn unbedingt die Sache zu Ende bringen lassen. Mag er es also tun! Hat er's erzählt, dann ist er die Last vom Herzen los, und das ist ja für ihn die Hauptsache. Fang nur deine neue Geschichte an, mein Lieber; das heißt, wenn ich sage ‚neu', so meine ich nicht, daß sie für mich etwas vollständig Neues wäre; sei versichert, daß ich ihr Ende kenne."

## IV

„Wie ich floh, das heißt, wie ich zu Ihnen fliehen wollte, das ist eine sehr einfache Geschichte. Erinnern Sie sich wohl noch, Tatjana Pawlowna, daß ungefähr zwei Wochen nach meinem Einzuge Touchard Ihnen einen Brief schrieb, ja? Mir hat später Marja Iwanowna den Brief gezeigt; er hatte sich ebenfalls in den Papieren des verstorbenen Andronikow gefunden. Touchard war auf einmal zu der Ansicht gelangt, daß er zu wenig Geld für mich gefordert habe, und erklärte Ihnen nun in seinem Briefe höchst würdevoll, in seinem Institute würden nur Söhne von Fürsten und Senatoren erzogen, und er halte es mit dem Ansehen seines Institutes für unvereinbar, daß ihm ein Zögling von solcher Herkunft, wie ich, angehöre, wenn er nicht eine Zulage bekäme."

„Mon cher, du könntest ..."

„O, seien Sie unbesorgt, seien Sie unbesorgt!" unterbrach ich ihn; „ich will nur ein bißchen von Touchard erzählen. Sie antworteten ihm vierzehn Tage darauf schon von der Provinz aus, Tatjana Pawlowna, und schlugen es ihm rundweg ab. Ich erinnere mich, wie er damals mit dunkelrotem Kopfe in unser Klassenzimmer hereinkam. Er war ein sehr kleiner, sehr stämmiger Franzose; er mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein und stammte tatsächlich aus Paris, wo er Schuster gewesen war; aber er war schon seit undenklichen Zeiten in Moskau an einer staatlichen Anstalt als Lehrer des Französischen angestellt und hatte sogar einen ziemlich hohen Rang, auf den er nicht wenig stolz war, – ein ganz ungebildeter Mensch. Zöglinge waren wir bei ihm nur sechs, von denen einer wirklich der Neffe eines Moskauer Senators war, und wir lebten alle bei ihm ganz wie Mitglieder der Familie, im wesentlichen unter der

Aufsicht seiner Frau, einer sehr affektierten Dame, der Tochter eines russischen Beamten. Ich hatte in diesen paar Wochen meinen Kameraden gegenüber sehr groß getan und mich mit meinem blauen Rocke und mit meinem lieben Papa Andrei Petrowitsch gebrüstet, und ihre Fragen, warum ich denn Dolgoruki hieße und nicht Wersilow, hatten mich ganz und gar nicht in Verlegenheit gesetzt, weil ich den Grund eben selbst nicht kannte."

„Andrei Petrowitsch!" rief Tatjana Pawlowna in beinahe drohendem Tone. Meine Mutter dagegen folgte meiner Erzählung mit der größten Teilnahme und wünschte offenbar, daß ich fortfahren möchte.

„Ce Touchard ... ich erinnere mich jetzt tatsächlich, daß er so ein kleiner, beweglicher Kerl war," sagte Wersilow langsam; „aber er war mir damals von durchaus vertrauenswerter Seite empfohlen worden ..."

„Ce Touchard kam mit dem Briefe in der Hand herein, trat an unseren großen eichenen Tisch heran, an dem wir alle sechs irgend etwas büffelten, faßte mich derb an der Schulter, riß mich von meinem Stuhle in die Höhe und befahl mir, meine Hefte zu nehmen.

„‚Dein Platz ist nicht hier, sondern dort!' schrie er und wies mich nach einem winzig kleinen Zimmerchen links vom Vorzimmer, wo nur ein einfacher Tisch, ein Rohrstuhl und ein mit Wachstuch überzogenes Sofa standen, – genau so, wie jetzt bei mir oben in meinem Giebelzimmer. Erstaunt und höchst verschüchtert ging ich hinüber: ich war noch nie von jemand so grob behandelt worden. Eine halbe Stunde darauf, als Touchard das Klassenzimmer verlassen hatte, schlich ich an die Tür desselben, begann mit meinen Kameraden Blicke zu wechseln, und wir lachten uns gegenseitig an; natürlich lachten sie über mich, aber ich merkte das

nicht und dachte, wir lachten einfach, weil wir vergnügt wären. Da kam plötzlich Touchard herbeigestürzt, packte mich am Haar und riß mich heftig davon.

„‚Unterstehe dich nicht, dich zu anständigen Kindern hinzusetzen; du bist von schlechter Herkunft und nicht besser als ein Bedienter!‘

„Nach diesen Worten schlug er mich schmerzhaft auf meine volle, rote Backe. Das machte ihm sofort Vergnügen, und er schlug mich zum zweiten und zum dritten Mal. Ich weinte und schluchzte; ich war furchtbar erstaunt. Eine ganze Stunde lang saß ich da, das Gesicht mit den Händen bedeckend, und weinte und weinte. Es war etwas geschehen, was ich absolut nicht begreifen konnte. Ich begriff nicht, wie ein eigentlich nicht boshafter Mensch wie Touchard, ein Ausländer, der sich sogar über die Befreiung der russischen Bauern gefreut hatte, einen so dummen kleinen Jungen wie mich hatte schlagen können. Übrigens war ich nur erstaunt, fühlte mich aber nicht beleidigt; mich beleidigt zu fühlen, das verstand ich noch nicht. Ich meinte, ich hätte irgendwelche Unart begangen; wenn ich aber wieder artig wäre, so würde mir verziehen werden, und wir würden wieder alle vergnügt sein und auf den Hof gehen, um da zu spielen, und das schönste Leben führen, das man sich nur denken kann."

„Wenn ich davon nur etwas gewußt hätte, mein Freund ..." sagte Wersilow gedehnt mit dem lässigen Lächeln eines etwas ermüdeten Menschen. „Aber was ist dieser Touchard für eine Kanaille gewesen! Ich gebe jedoch noch nicht die Hoffnung auf, daß du deinem Herzen einen Stoß geben und uns schließlich das alles verzeihen wirst und wir dann wieder das schönste Leben führen werden, das man sich nur denken kann."

Er gähnte nun deutlich.

„Ich erhebe ja gar keine Beschuldigungen, durchaus nicht, und glauben Sie mir, ich beklage mich auch nicht über Touchard!“ rief ich, einigermaßen aus dem Konzept gebracht. „Geschlagen hat er mich ungefähr zwei Monate lang. Ich erinnere mich, daß ich ihn immer irgendwie entwaffnen wollte, auf ihn zustürzte, um ihm die Hände zu küssen, und sie auch wirklich küßte, und daß ich immer weinte und weinte. Meine Kameraden lachten über mich und verachteten mich, weil Touchard anfing, mich manchmal wie einen Bedienten zu gebrauchen, und mir befahl, ihm seine Kleider hinzureichen, wenn er sich anzog. Dabei kam mir meine Bedientennatur unwillkürlich zustatten: ich gab mir die größte Mühe, es ihm zu Dank zu machen, und fühlte mich in keiner Weise beleidigt, weil ich eben noch nichts von alledem verstand; ich wundere mich sogar bis heute noch darüber, daß ich damals noch so dumm war, meine Inferiorität den andern gegenüber nicht zu begreifen. Allerdings erklärten meine Kameraden mir auch damals schon gar manches; es war eben eine nette Vorschule. Später liebte Touchard es mehr, mich von hinten mit dem Knie zu stoßen als mich ins Gesicht zu schlagen, und nach einem halben Jahre war er mitunter sogar freundlich zu mir; nur ab und zu, aber sicher einmal im Monat, schlug er mich noch, zur Erinnerung, damit ich nicht vergäße, wer ich sei. Auch durfte ich bald wieder mit den andern Knaben zusammensitzen und mit ihnen spielen; aber nicht ein einziges Mal in den ganzen drittehalb Jahren vergaß Touchard den Unterschied unserer sozialen Stellung und gebrauchte mich, wenn auch nicht in hohem Maße, aber doch immer noch beständig zu allerlei Dienstleistungen, ich glaube wirklich, um meinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen.

„Daß ich aber entfloh, das heißt, daß ich entfliehen wollte, das begab sich erst fünf Monate nach diesen ersten beiden Monaten; denn ich bin überhaupt mein ganzes Leben lang immer nur schwer zu einem Entschlusse gekommen. Wenn ich mich abends ins Bett gelegt und die Bettdecke über den Kopf gezogen hatte, begann meine Phantasie sich sofort mit Ihnen zu beschäftigen, Andrei Petrowitsch, nur mit Ihnen; ich weiß schlechterdings nicht, warum das der Fall war. Ich träumte sogar von Ihnen. Ganz besonders malte ich es mir immer leidenschaftlich aus, wie Sie auf einmal hereintreten würden und ich auf Sie losstürzen würde und Sie mich von dort wegnehmen und zu sich in jenes Zimmer bringen würden, das Sie in Frau Fanariotowas Hause bewohnt hatten, und wie wir dann wieder ins Theater fahren würden usw. Die Hauptsache war, daß wir uns nie wieder trennen würden; das war mir die Hauptsache! Wenn ich aber am Morgen wieder aufwachte, dann begannen auch sogleich von neuem die Spöttereien und Verachtungsbezeigungen der anderen Knaben; einer von ihnen hatte es sich geradezu zur Regel gemacht, mich zu prügeln, und zwang mich, ihm beim Anziehen der Stiefel behilflich zu sein; er belegte mich mit den häßlichsten Schimpfnamen und bemühte sich besonders, mir meine Herkunft klar zu machen, zum großen Amüsement aller Zuhörer. Wenn aber endlich Touchard selbst erschien, dann wurde mir unerträglich weh ums Herz. Ich fühlte, daß mir hier nie Verzeihung zuteil werden würde, – oh, ich begann schon allmählich zu begreifen, was man mir nicht verzieh, und worin eigentlich mein Verschulden bestand! Und da kam ich schließlich auf den Gedanken zu fliehen. Ganze zwei Monate beschäftigte ich mich mit diesem Gedanken; endlich faßte ich einen Entschluß, das war im September.

Ich wartete die Zeit ab, wo am Sonnabend alle meine Mitschüler für den Sonntag weggefahren waren, und packte unterdessen heimlich und sorgsam die notwendigsten Sachen in ein Bündelchen; an Geld besaß ich zwei Rubel. Ich wollte warten, bis es dunkel sein würde: ‚ich steige die Treppe hinunter', dachte ich, ‚und gehe aus dem Hause, und dann gehe ich davon.' Wohin? Ich wußte, daß Andronikow schon nach Petersburg versetzt war, und beschloß, Frau Fanariotowas Haus in der Arbat-Straße aufzusuchen; ‚die Nacht über werde ich umhergehen oder irgendwo sitzen; am Morgen aber werde ich jemanden auf dem Hofe des Hauses fragen, wo Andrei Petrowitsch jetzt ist, und wenn er nicht in Moskau ist, in welcher Stadt oder in welchem Lande er sich befindet. Das wird man mir gewiß sagen. Ich werde weggehen und dann irgendwo an einer andern Stelle wieder jemand fragen, nach welchem Schlagbaum ich gehen muß, wenn ich nach der und der Stadt will. Dann werde ich aus der Stadt hinausgehen und immer weiter und weiter wandern. Ich werde immerzu gehen; übernachten werde ich irgendwo im Gesträuch, und essen werde ich nur Brot; zwei Rubel werden zum Brotkaufen lange reichen.' Am Sonnabend aber wollte es mir auf keine Weise gelingen zu entschlüpfen; ich mußte bis zum nächsten Tage, dem Sonntag, warten. Es traf sich gut, daß am Sonntage auch Touchard mit seiner Frau irgendwohin fuhr, so daß im ganzen Hause niemand zurückblieb als ich und Agafja. Ich wartete, wie ich mich erinnere, mit schrecklicher Ungeduld auf den Anbruch der Nacht: ich saß in unserem Saal am Fenster und blickte hinaus auf die staubige Straße mit den kleinen Holzhäusern und den spärlichen Passanten. Touchard wohnte in einer abgelegenen Gegend, und man konnte aus dem Fenster einen Schlagbaum sehen;

‚ob das wohl der richtige ist?‘ schoß es mir durch den Kopf. Die Sonne ging ganz rot unter; der Himmel sah recht kalt aus, und ein scharfer Wind wirbelte, gerade wie heute, den Staub auf. Endlich war es ganz dunkel geworden; ich trat vor das Heiligenbild und begann zu beten, aber ganz schnell, denn ich hatte es sehr eilig: ich nahm mein Bündelchen und ging auf den Zehen unsere knarrende Treppe hinab, in großer Angst, Agafja könne mich von der Küche aus hören. Der Schlüssel steckte in der Tür; ich öffnete sie, und plötzlich lag die rabenschwarze Nacht vor mir wie ein endloses, von Gefahren erfülltes, unbekanntes Land, und der Wind riß mir beinahe die Mütze vom Kopfe. Ich trat einen Schritt hinaus; auf dem gegenüberliegenden Trottoir ließ sich das heisere Gebrüll und Geschimpfe eines vorübergehenden Betrunkenen vernehmen; ich blieb stehen, blickte um mich und kehrte leise um, ging wieder leise nach oben, zog mich leise aus, tat mein Bündel beiseite und legte mich ins Bett mit dem Gesichte nach unten, ohne Tränen und ohne Gedanken; und von diesem selben Augenblicke an begann ich zu denken, Andrei Petrowitsch! Von diesem selben Augenblicke an, in dem ich mir bewußt wurde, daß ich nicht nur ein Bedienter, sondern obendrein auch noch ein Feigling war, von diesem Augenblicke an begann meine richtige, reguläre Entwicklung!“

„Und jetzt, von dieser Minute an, habe ich dich fürs ganze Leben durchschaut!“ rief auf einmal Tatjana Pawlowna, von ihrem Platze aufspringend, und zwar so unerwartet, daß ich in keiner Weise darauf vorbereitet war. „Ja, du warst nicht nur damals ein Bedienter, sondern du bist es auch jetzt noch; in dir steckt eine Bedientenseele! Andrei Petrowitsch hätte dich ja doch ebensogut zu einem Schuster in die Lehre geben können. Er hätte dir sogar

eine Wohltat damit erwiesen, wenn er dich hätte ein Handwerk erlernen lassen! Wer hätte von ihm mehr für dich verlangen oder fordern können? Dein Vater Makar Iwanowitsch hat ihn nicht nur gebeten, sondern beinahe von ihm gefordert, er möchte euch, seine Kinder, nicht aus der unteren Volksschicht herausheben. Nein, du weißt das nicht zu schätzen, daß er dich bis zur Universität gebracht hat, und daß du durch ihn schöne Vorrechte erlangt hast. Nun sehe mal einer an, die andern Jungen haben ihn gehänselt, und da hat er geschworen, sich an der Menschheit zu rächen ... So ein unwürdiges Subjekt!"

Ich muß gestehen, ich war durch diese heftigen Worte ganz überrascht. Ich stand auf und sah eine Weile vor mich hin, ohne zu wissen, was ich sagen sollte.

„Da hat mir ja Tatjana Pawlowna wirklich etwas Neues gesagt," wandte ich mich endlich in festem Tone an Wersilow; „ich bin offenbar wirklich in hohem Grade eine Bedientenseele. Denn nicht zufrieden damit, daß Wersilow mich nicht zu einem Schuster in die Lehre gegeben hat, habe ich mich nicht einmal durch die ‚schönen Vorrechte' rühren lassen; ‚nein', habe ich gesagt, ‚gib mir den ganzen Wersilow, gib mir einen Vater!' ... das ist's, was ich verlangt habe, – wie sollte ich da nicht eine Bedientennatur haben? Mama, es liegt mir schon seit acht Jahren schwer auf dem Gewissen, wie ich Sie damals empfangen habe, als Sie allein zu Touchard kamen, um mich zu besuchen; aber jetzt habe ich keine Zeit, davon zu reden; Tatjana Pawlowna wird mich nicht erzählen lassen. Lassen wir es bis morgen, Mama; vielleicht sehe ich Sie morgen noch. Tatjana Pawlowna! Und was sagen Sie dazu: ich bin sogar in so hohem Grade eine Bedientennatur, daß ich es nicht einmal für zulässig halte, wenn jemand bei Lebzeiten

seiner Frau noch eine andere heiraten will. Und das hätte ja doch Andrei Petrowitsch in Ems beinahe getan! Mama, wenn Sie nicht mehr bei einem Manne bleiben mögen, der es fertig bringt, morgen eine andere zu heiraten, so denken Sie daran, daß Sie einen Sohn haben, der Ihnen verspricht, Ihnen ein respektvoller Sohn zu sein; denken Sie daran, und kommen Sie zu mir; ich stelle nur die eine Bedingung: ‚entweder er oder ich', – wollen Sie? Ich verlange ja keine sofortige Antwort; ich weiß, daß man auf solche Fragen nicht sofort eine Antwort geben kann ..."

Aber ich konnte nicht zu Ende reden, weil meine Aufregung gar zu groß war und ich mich verwirrte. Meine Mutter war ganz blaß geworden, und die Stimme schien ihr den Dienst zu versagen: sie konnte kein Wort herausbringen. Tatjana Pawlowna redete etwas, sehr laut und sehr lange, ohne daß ich sie ordentlich verstehen konnte, und ein paarmal stieß sie mich mit der Faust gegen die Schulter. Ich besinne mich nur, daß sie schrie, was ich gesagt hätte, sei „unwahr, das Produkt einer niedrigen Gesinnung, nichts als ausgetiftelter Unsinn". Wersilow saß da, ohne sich zu rühren; er machte ein sehr ernstes Gesicht und lächelte nicht. Ich ging nach meinem Stübchen hinauf. Der letzte Blick, der mich aus dem Zimmer begleitete, war ein vorwurfsvoller Blick meiner Schwester; sie schüttelte mit sehr ernster Miene den Kopf hinter mir her.

## Siebentes Kapitel

### I

Ich schildere alle diese Szenen, ohne mich selbst zu schonen, um mir alles klar ins Gedächtnis zurückzurufen

und mir jene Empfindungen wieder lebendig zu machen. Als ich nach oben in mein Zimmerchen kam, wußte ich schlechterdings nicht, ob ich mich schämen oder wie nach Erfüllung einer Pflicht triumphieren sollte. Wenn ich auch nur ein bißchen erfahrener gewesen wäre, so hätte ich mir gesagt, daß der geringste Zweifel in einer derartigen Sache den Ausschlag nach der schlechten Seite hin gibt. Aber ein anderer Umstand machte mich irre: ich begreife zwar nicht, worüber ich mich freute; ich freute mich aber in der Tat gewaltig, trotzdem ich zweifelte oder vielmehr deutlich einsah, daß ich mich unten blamiert hatte. Sogar daß Tatjana Pawlowna mich so arg ausgeschimpft hatte, erschien mir nur komisch und amüsant, ohne mich irgendwie ärgerlich zu machen. Wahrscheinlich kam das alles daher, daß ich nun doch die Kette zerrissen hatte und mich zum ersten Male frei fühlte.

Ich fühlte auch, daß ich meine Stellung verdorben hatte: es war mir jetzt noch viel dunkler, wie ich mich in betreff des Briefes über die Erbschaft zu verhalten hätte. Jetzt würde man bestimmt glauben, ich wolle mich an Wersilow rächen. Aber schon unten, während all dieser Wortgefechte, hatte ich mir vorgenommen, die Angelegenheit mit dem Briefe über die Erbschaft einem Schiedsrichter vorzulegen und mich zu diesem Zwecke an Wasin zu wenden und, wenn es mir mit Wasin nicht glückte, noch wieder an jemand anders; ich wußte auch schon, an wen. Ein einziges Mal, nur zu diesem Zwecke, will ich zu Wasin hingehen, dachte ich bei mir; dann aber, dann will ich für alle auf lange Zeit verschwinden, auf mehrere Monate, und für Wasin sogar ganz besonders; nur mit meiner Mutter und mit meiner Schwester werde ich vielleicht ab und zu zusammenkommen. Mein ganzes Verhalten war nicht

ordnungsmäßig; ich fühlte, daß ich etwas getan hatte, es aber nicht so getan hatte, wie es das Richtige gewesen wäre, und – und ich war dennoch zufrieden; ich wiederhole: ich freute mich dennoch über irgend etwas.

Ich beabsichtigte, mich früh schlafen zu legen, da ich vorhersah, daß ich am nächsten Tage viel Lauferei haben würde. Abgesehen von dem Mieten einer Wohnung und dem Umzuge hatte ich noch mehrere Entschlüsse gefaßt, die ich auf die eine oder andere Weise auszuführen beabsichtigte. Aber der Abend sollte nicht ohne ein merkwürdiges Ereignis zu Ende gehen, und Wersilow verstand es, mich in das größte Erstaunen zu versetzen. Er war noch nie in mein Giebelstübchen gekommen; aber plötzlich (ich war noch nicht eine Stunde oben gewesen) hörte ich seine Schritte oben auf der Treppe: er rief mich, ich möchte ihm leuchten. Ich ging mit der Kerze hinaus, streckte ihm nach unten die Hand entgegen, die er denn auch ergriff, und half ihm beim Heraufsteigen.

„Merci, mein Freund," sagte er; „ich bin noch nie hier heraufgekommen, nicht einmal als ich die Wohnung mietete. Ich dachte mir schon, was das hier für eine Art von Zimmer sein würde; aber eine solche Hundehütte hatte ich mir denn doch nicht vorgestellt." Er stellte sich in die Mitte meines Stübchens und sah sich neugierig rings um. „Aber das ist ja ein Sarg, ein richtiger Sarg."

In der Tat hatte das Zimmer einige Ähnlichkeit mit dem Innern eines Sarges, und ich war sogar überrascht, wie richtig er es mit einem einzigen Worte charakterisiert hatte. Es war ein enges, schmales Kämmerchen; in der Höhe meiner Schulter, nicht höher, begann der Winkel, den die Wand und das Dach miteinander bildeten; den obersten Teil des Daches konnte ich mit der Hand berühren.

Wersilow hielt sich im ersten Augenblick unwillkürlich gebückt, aus Furcht, mit dem Kopfe gegen die Wand zu stoßen; er stieß indessen nicht daran und setzte sich schließlich ganz ruhig auf mein Sofa, auf dem bereits mein Bett zurechtgemacht war. Was mich anlangt, so setzte ich mich nicht hin und blickte ihn höchst verwundert an.

„Deine Mutter sagt," begann er, „sie habe nicht gewußt, ob sie von dir das Geld annehmen sollte, das du ihr vorhin für deinen einmonatigen Unterhalt angeboten hast. Im Hinblick auf einen solchen Sarg können wir das Geld nicht nehmen; vielmehr müßtest du eigentlich von uns noch etwas herausbekommen! Ich bin niemals hier gewesen und . . . kann mir gar nicht vorstellen, daß hier jemand wohnen kann."

„Ich habe mich daran gewöhnt. Aber Sie hier bei mir zu sehen, daran kann ich mich nach alledem, was unten vorgegangen ist, absolut nicht gewöhnen."

„Nun ja, du warst unten reichlich grob; aber . . . ich habe ebenfalls meine besonderen Absichten, die ich dir auch erklären werde, wiewohl übrigens an meinem Kommen nichts Ungewöhnliches zu finden ist; selbst das, was sich unten zugetragen hat, liegt ebenfalls durchaus in der natürlichen Entwicklung der Dinge. Aber ich bitte dich um alles in der Welt, erkläre mir nur eines: war denn das, was du da unten erzählt hast, und worauf du uns so feierlich vorbereitet hast, und was du dann mit solchem Aplomb in Angriff nahmst, war denn das wirklich alles, was du uns zu entdecken oder mitzuteilen beabsichtigtest, und hattest du weiter gar nichts in petto?"

„Es war alles. Das heißt, nehmen wir an, daß es alles war."

„Das war herzlich wenig, mein Freund. Ich muß ge-

stehen, nach deinen vorhergehenden Anstalten zu urteilen, und wie du uns zum Lachen auffordertest, kurz gesagt, wenn ich bedenke, was du für große Lust hattest, zu erzählen, – da hatte ich doch mehr erwartet."

„Sollte das nicht gerade Ihnen ganz gleichgültig sein?"

„Was mich zu dieser Bemerkung veranlaßt, ist auch eigentlich nur mein Gefühl für das rechte Maß: die Sache war nicht ein solches vorgängiges Geprassel wert, und es wurde dadurch das richtige Größenverhältnis zerstört. Einen ganzen Monat lang hast du geschwiegen und Kraft gesammelt, und was dann auf einmal zutage kommt, ist nicht der Rede wert."

„Ich wollte noch vieles erzählen; aber ich schäme mich schon, daß ich auch nur dies erzählt habe. Nicht alles kann man mit Worten erzählen, und manches erzählt man am besten nie. Ich meinerseits habe übrigens genug gesagt; aber Sie haben es ja nicht verstanden."

„Ah, also auch du leidest manchmal darunter, daß ein Gedanke sich nicht recht in Worte kleiden lassen will! Das ist ein wohlanständiges Leiden, mein Freund, das nur Auserwählten beschieden ist; ein Dummkopf ist immer mit dem, was er gesagt hat, zufrieden und spricht zudem immer mehr, als nötig ist, sozusagen in Vorrat."

„So wie zum Beispiel ich unten; ich habe auch mehr gesprochen, als nötig war: ich verlangte ‚den ganzen Wersilow'; das war weit mehr, als nötig war; ich habe Wersilow überhaupt nicht nötig."

„Mein Freund, du möchtest, wie ich sehe, das, was du unten verloren hast, wieder einbringen. Du bereust offenbar dein Vorgehen, und da bereuen bei uns soviel bedeutet als sofort von neuem über den Gegner herfallen, so möchtest du nicht zum zweiten Male einen Fehlangriff auf

mich machen. Ich bin zu früh hergekommen; du hast dich noch nicht abgekühlt und kannst überdies keine Kritik vertragen. Aber bitte, setz dich doch; ich bin hergekommen, um dir etwas mitzuteilen; danke, so ist's recht. Nach dem, was du unten beim Fortgehen zu deiner Mutter gesagt hast, ist es nur zu deutlich, daß wir jedenfalls am besten tun, wenn wir uns trennen. Ich bin nun zu dir gekommen, um dich zu bitten, dies in möglichst milder Form und ohne einen Skandal auszuführen, damit deine Mutter sich nicht noch mehr grämt und ängstigt. Schon daß ich selbst zu dir ging, ist für sie eine Ermutigung gewesen: sie glaubt so halb und halb, wir würden uns noch versöhnen, na, und dann werde alles weitergehen wie bisher. Ich meine, wenn du und ich jetzt hier ein- oder zweimal recht laut lachten, so würden wir die schüchternen Herzen der Frauenspersonen da unten in Entzücken versetzen. Mögen es auch nur schlichte Herzen sein, so sind sie doch von aufrichtiger, ehrlicher Liebe erfüllt, warum sollte man ihnen da bei sich bietender Gelegenheit nicht eine Freundlichkeit erweisen? Nun also, das wäre das eine. Zweitens: warum sollen wir uns denn durchaus mit Rachedurst, mit Zähneknirschen, mit Verwünschungen usw. voneinander trennen? Ohne Zweifel haben wir keinen Anlaß, einander um den Hals zu fallen; aber man kann doch sozusagen mit gegenseitiger Hochachtung voneinander scheiden, nicht wahr?"

„Das ist alles Unsinn! Ich verspreche, daß ich ohne einen Skandal ausziehen werde; also genug davon! Geben Sie sich denn diese Mühe im Interesse meiner Mutter? Mir scheint vielmehr, daß die Gemütsruhe meiner Mutter Ihnen ganz gleichgültig ist und Sie aus andern Gründen so reden."

„Du glaubst mir nicht?"

„Sie sprechen mit mir geradezu wie mit einem kleinen Kinde!"

„Mein Freund, ich bin bereit, dich tausendmal für alles um Verzeihung zu bitten, was du da auf meine Rechnung setzt, für all diese Jahre deiner Kindheit usw.; aber, cher enfant, was würde denn dabei herauskommen? Du bist so verständig, daß du dich nicht selbst wirst in eine so dumme Situation bringen wollen. Ich will gar nicht einmal davon reden, daß ich sogar bis zu diesem Augenblicke den Sinn deiner Vorwürfe nicht ganz verstehe: in der Tat, was gibst du mir eigentlich schuld? Daß du nicht als ein Wersilow geboren bist? Oder ist es das nicht? Ah, du lachst verächtlich und wehrst mit den Händen ab; also das ist es nicht?"

„Sie können mir glauben, daß es das nicht ist. Und Sie können mir auch glauben, daß es mir gar nicht als eine Ehre erscheint, den Namen Wersilow zu führen."

„Ob das eine Ehre ist, wollen wir beiseite lassen; zudem mußte ja deine Antwort mit Notwendigkeit demokratisch sein; aber wenn es so steht, was machst du mir denn dann eigentlich zum Vorwurf?"

„Tatjana Pawlowna hat vorhin alles gesagt, was mir zum Verständnis gebracht werden mußte, und was ich vorher nie hatte begreifen können: daß Sie mich nicht haben Schuster werden lassen, und ich Ihnen folglich noch zu Dank verpflichtet bin. Es ist mir unbegreiflich, woher ich so undankbar bin, selbst jetzt noch, nachdem ich belehrt worden bin. Ob da nicht etwa Ihr stolzes Blut aus mir spricht, Andrei Petrowitsch?"

„Wahrscheinlich nicht. Und außerdem wirst du selbst zugeben müssen, daß du mit allen deinen heftigen Äuße-

rungen unten, statt mich zu treffen, wie du es beabsichtigtest, nur deine Mutter gequält und gepeinigt hast. Und doch steht es, sollte man meinen, dir nicht zu, über sie zu Gericht zu sitzen. Und was hat sie denn gegen dich verschuldet? Bei dieser Gelegenheit könntest du mir noch etwas anderes erklären, mein Freund: warum und zu welchem Zwecke hast du denn in der Vorschule und auf dem Gymnasium und in deinem ganzen Leben allen Leuten, sogar, wie ich gehört habe, dem ersten besten, mit dem du zusammenkamst, von deiner illegitimen Herkunft erzählt? Ich habe gehört, du hättest das mit einer besonderen Passion getan. Und doch ist das alles dummes Zeug und häßliche Verleumdung; du bist ein legitimes Kind, ein Dolgoruki, ein Sohn Makar Iwanowitsch Dolgorukis, eines achtbaren Mannes von vortrefflichem Verstande und Charakter. Wenn du aber eine höhere Bildung empfangen hast, so verdankst du das in der Tat deinem früheren Gutsherrn Wersilow; aber was folgt daraus? Das Wichtigste aber ist dies: dadurch, daß du überall von deiner illegitimen Herkunft geredet hast, was selbstverständlich schon an sich eine Verleumdung ist, hast du das Geheimnis deiner Mutter preisgegeben und aus falschem Stolze deine Mutter vor den Richterstuhl jedes beliebigen Lumpenkerls geschleppt. Das ist sehr unedel gehandelt, mein Freund, um so mehr, da deine Mutter persönlich an nichts schuld trägt: sie ist von Charakter das reinste Wesen, das man sich nur denken kann, und wenn sie nicht Frau Wersilowa ist, so liegt das nur daran, daß sie bis jetzt noch verheiratet ist."

„Lassen Sie es genug sein; ich bin mit Ihnen völlig einer Meinung, und im Vertrauen auf Ihre Klugheit hoffe ich bestimmt, daß Sie diese schon zu lange Moralpredigt abbrechen werden. Sie lieben ja so sehr das rechte

Maß; nun, in allen Dingen muß das rechte Maß innegehalten werden, sogar in Ihrer plötzlichen Liebe zu meiner Mutter. Ich will Ihnen etwas anderes vorschlagen: da Sie sich nun einmal dazu entschlossen haben, zu mir heraufzukommen und bei mir eine Viertel- oder eine halbe Stunde zu sitzen (ich weiß allerdings immer noch nicht, wozu eigentlich; nun, nehmen wir an, zur Beruhigung meiner Mutter), und da es Ihnen überdies ein solcher Genuß ist, mit mir zu reden, trotz allem, was unten vorgefallen ist, so erzählen Sie mir doch lieber etwas von meinem Vater, von diesem Makar Iwanowitsch, dem Pilger. Gerade aus Ihrem Munde würde ich gern etwas über ihn hören; ich hatte schon längst vor, Sie danach zu fragen. Und da wir uns nun voneinander trennen, und vielleicht für lange Zeit, so würde ich gern von Ihnen auch noch auf eine andere Frage eine Antwort erhalten: haben Sie denn während dieser ganzen zwanzig Jahre nicht so weit auf die beschränkte Anschauungsweise meiner Mutter (und jetzt auch meiner Schwester) einwirken können, um durch Ihren zivilisierenden Einfluß das geistige Dunkel zu verscheuchen, in welchem sie infolge ihrer früheren Umgebung befangen war? O, ich rede nicht von ihrer Reinheit! Sie hat ohnehin in moralischer Hinsicht immer unendlich weit über Ihnen gestanden (entschuldigen Sie!); aber sie ist doch nur eine unendlich hoch stehende Leiche. Leben, wirklich leben tut nur Wersilow; alles übrige, was ihn umgibt und mit ihm verbunden ist, vegetiert nur unter der strikten Bedingung, daß es die Ehre hat, ihn mit seinen Kräften und Lebenssäften zu ernähren. Aber früher einmal muß doch auch sie lebendig gewesen sein? Sie haben doch irgend etwas an ihr liebgewonnen? Sie ist doch auch einmal ein Weib gewesen?“

„Mein Freund, genau besehen, ist sie das niemals gewesen," antwortete er mir, indem er sofort wieder in seine ursprüngliche damalige Manier, mit mir zu verkehren, hineingeriet, in diese Manier, die ich noch so gut im Gedächtnisse habe, und die mich damals in Wut versetzte; nämlich anscheinend war er die Aufrichtigkeit und Gutherzigkeit selbst; sah man aber näher hin, so war alles an ihm der vollendetste Spott, so daß ich manchmal aus seinem Gesichte gar nicht klug werden konnte. „Sie ist niemals ein Weib gewesen! Die Russin ist niemals ein Weib."

„Aber die Polin, die Französin, die sind es? Oder die Italienerin, die leidenschaftliche Italienerin; das ist etwas, was einen zivilisierten Russen der höheren Stände, einen Mann wie Wersilow, zu fesseln vermag?"

„Na, konnte ich etwa erwarten, hier auf einen Slawophilen zu stoßen?" rief Wersilow lachend.

Ich habe das, was er sagte, Wort für Wort im Gedächtnis: er redete sogar mit großem Genusse und sichtlichem Vergnügen. Es war mir völlig klar, daß er weder um nur zu plaudern, noch um meine Mutter zu beruhigen, zu mir gekommen war, sondern daß er dabei sicherlich andere Zwecke verfolgte.

## II

„Wir beide, deine Mutter und ich, haben diese ganzen zwanzig Jahre vollständig schweigend verlebt," begann er sein Geplauder (es kam im höchsten Grade gekünstelt und unnatürlich heraus), „und alles, was bei uns geschah, ging schweigend vor sich. Der hauptsächlichste Charakterzug unseres ganzen zwanzigjährigen Zusammenlebens war die Schweigsamkeit. Ich glaube, wir haben uns sogar nicht ein einziges Mal miteinander gestritten. Allerdings bin

ich oft fortgereist und habe sie allein gelassen; aber schließlich bin ich doch immer wieder zu ihr zurückgekehrt. Nous revenons toujours, das ist eben eine fundamentale Eigenschaft der Männer, die aus ihrer Großmut entspringt. Wenn das eheliche Verhältnis nur von den Frauen abhinge, würde keine einzige Ehe Bestand haben. Demut, Nachgiebigkeit, Unterwürfigkeit und gleichzeitig Festigkeit, Kraft, richtige Kraft, – das ist der Charakter deiner Mutter. Notabene, sie ist die beste von allen Frauen, die ich auf der Welt kennen gelernt habe. Und daß sie Kraft besitzt, das kann ich bezeugen: ich habe gesehen, wie diese Kraft sie aufrecht erhielt. Handelt es sich, ich will nicht sagen um Überzeugungen (denn von eigentlichen Überzeugungen kann da keine Rede sein), sondern um das, was diese Leute für ihre Überzeugung halten, und was ihnen folglich heilig ist, dann lassen sie sich geradezu auf die Folter spannen. Na, und das kannst du dir wohl selbst sagen: habe ich Ähnlichkeit mit einem Folterknechte? Das ist der Grund, weshalb ich es vorgezogen habe, zu allem zu schweigen; ich habe es nicht bloß deswegen getan, weil es bequemer ist, und ich muß gestehen, ich bereue es nicht. Auf diese Weise machte sich alles ganz von selbst, mit Wohlwollen und Humanität, so daß ich mir nicht einmal ein Verdienst zuschreibe. Ich bemerke beiläufig in Parenthese, daß ich Grund zu der Vermutung habe, daß sie an meine Humanität nie geglaubt und daher immer gezittert hat; aber trotz dieses Zitterns fügte sie sich doch keiner geistigen Einwirkung. Diese Leute wissen in ihrem Gedankenkreise Bescheid, wir aber verstehen da manches nicht; und überhaupt verstehen sie es besser als unsereiner, mit ihren Angelegenheiten fertig zu werden. Sie vermögen es, in Lagen, die ihnen ganz unnatürlich sind, auf ihre Art

weiterzuleben und in ganz fremdartigen Lagen unverändert zu bleiben. Wir verstehen das nicht so."

„Wer sind ‚diese Leute'? Ich verstehe Sie nicht ganz."

„Das gewöhnliche Volk, mein Freund; ich spreche von dem gewöhnlichen Volke. Es hat seine große Lebenskraft und seine historische Tüchtigkeit in sittlicher und politischer Hinsicht bewiesen. Aber um auf unsern Gegenstand zurückzukommen, so möchte ich über deine Mutter bemerken, daß sie denn doch nicht immer schweigt, deine Mutter redet auch manchmal, aber sie redet so, daß man ohne weiteres sieht, daß man mit allem, was man vorher gesagt hat, nur seine Zeit verloren hat, und wenn man selbst fünf Jahre lang allmählich auf sie einzuwirken versucht hat. Außerdem sind ihre Erwiderungen von höchst überraschender Art. Wieder notabene: ich nenne sie durchaus nicht dumm; im Gegenteil, sie besitzt in ihrer Art Verstand und sogar sehr bemerkenswerten Verstand; aber du glaubst vielleicht nicht an ihren Verstand ..."

„Warum nicht? Ich glaube nur nicht, daß Sie selbst an ihren Verstand wirklich und ohne Verstellung glauben."

„Hm! Du hältst mich für eine Art Chamäleon? Mein Freund, ich erlaube dir als einem verwöhnten Sohne ein bißchen sehr viel ... aber mag es diesmal so bleiben."

„Erzählen Sie mir etwas von meinem Vater, und, wenn Sie das können, die Wahrheit!"

„Über Makar Iwanowitsch? Makar Iwanowitsch gehörte, wie du schon weißt, zum Gutsgesinde und trachtete sozusagen nach einer Art von Ruhm ..."

„Ich möchte wetten, daß Sie ihn in diesem Augenblicke um irgend etwas beneiden!"

„Im Gegenteil, mein Freund, im Gegenteil; aber ich sehe mit großer Freude, daß du in der Stimmung bist,

deinen Scharfsinn zu üben; ich versichere dir, daß ich mich gerade jetzt in einer höchst reuevollen Gemütsverfassung befinde und gerade jetzt, in diesem Augenblicke, vielleicht zum tausendsten Male machtlos all das bedaure, was vor zwanzig Jahren geschehen ist. Gott weiß, daß sich alles damals im höchsten Grade zufällig zutrug ... nun, und dann habe ich so human gehandelt, wie es nur in meiner Macht lag; wenigstens wie ich mir damals eine Handlung der Humanität vorstellte. O, wir brannten damals alle vor Eifer, Gutes zu tun, dem Gemeinwohl, der höchsten Idee zu dienen; wir verwarfen die Rangstufen, die Vorrechte unserer Geburt, die Stellung des Gutsherrn und sogar die Hypothekenbank; wenigstens taten das manche von uns ... Mein Ehrenwort darauf. Wir waren unser nicht viele; aber wir redeten gut und, ich versichere dich, handelten sogar manchmal gut."

„Zum Beispiel damals, als Sie an seiner Schulter schluchzten?"

„Mein Freund, ich bin mit dir im voraus in allen Stücken einer Meinung; apropos, das von der Schulter hast du von mir selbst gehört; du mißbrauchst also in diesem Augenblicke meine eigene Offenherzigkeit und Vertraulichkeit; aber du mußt doch selbst zugeben, daß diese Schultergeschichte wirklich nicht so schlecht war, wie sie auf den ersten Blick scheint, namentlich für jene Zeit; wir hatten ja damals eben erst angefangen. Natürlich schauspielerte ich, aber ich wußte ja damals noch nicht, daß ich schauspielerte. Schauspielerst du zum Beispiel niemals in Fällen wirklichen Gefühls?"

„Ich bin vorhin unten ein bißchen zu gefühlvoll gewesen, und als ich hier nach oben kam, schämte ich mich sehr bei dem Gedanken, Sie könnten denken, daß ich geschauspielert

hätte. Das ist richtig, daß man sich manchmal trotz aller Aufrichtigkeit des Gefühls doch verstellt; aber vorhin unten war mein Benehmen durchaus natürlich, das kann ich beschwören."

„Genau so ist es; du hast es mit wenigen Worten sehr treffend ausgedrückt: ‚trotz aller Aufrichtigkeit des Gefühls verstellt man sich doch'; nun, ganz ebenso ging es auch mir: ich verstellte mich zwar, aber mein Schluchzen war vollkommen aufrichtig. Ich bestreite nicht, daß Makar Iwanowitsch diese Schultergeschichte noch als eine Steigerung des Hohnes hätte auffassen können, wenn er scharfsinniger gewesen wäre; aber seine Ehrlichkeit ließ ihn damals nicht scharfblickend sein. Ich weiß nur nicht, ob ich ihm damals leid tat; ich erinnere mich aber, daß ich damals sehr wünschte, ihm leid zu tun."

„Wissen Sie," unterbrach ich ihn, „auch jetzt, während Sie das sagen, spotten Sie. Und überhaupt haben Sie die ganze Zeit her, diesen ganzen Monat, wenn Sie mit mir gesprochen haben, immer gespottet. Warum haben Sie das immer getan, wenn Sie mit mir sprachen?"

„Glaubst du das?" antwortete er in sanftem Tone. „Du bist sehr mißtrauisch; übrigens, auch wenn ich wirklich spotte, so spotte ich nicht über dich oder wenigstens nicht über dich allein; da kannst du beruhigt sein. Aber ich spotte jetzt nicht, und damals – kurz, ich habe damals alles getan, was ich konnte, und glaube mir: ohne Rücksicht auf meinen Vorteil. Wir, das heißt die Vornehmeren im Gegensatze zum gewöhnlichen Volke, verstanden damals gar nicht, zu unserm Vorteil zu handeln; im Gegenteil, wir fügten uns selbst soviel Schaden wie möglich zu, und ich vermute, daß wir das damals für einen ‚höheren, eigenen Vorteil' hielten, natürlich im höheren Sinne. Die jetzige Generation der

geistigen Vorkämpfer ist unvergleichlich viel raffiger, als wir es waren. Ich teilte damals, noch ehe wir die Sünde begingen, Makar Iwanowitsch alles mit der größten Offenherzigkeit mit. Ich gebe jetzt zu, daß ich ihm vieles davon überhaupt nicht hätte mitteilen sollen, und am wenigsten mit solcher Offenherzigkeit; um gar nicht von der Humanität zu reden, wäre es sogar höflicher gewesen; aber probier's mal und halte plötzlich inne, wenn du so recht ins Tanzen hineingekommen bist und gerade noch einen schönen Pas machen möchtest! Aber vielleicht sind die Forderungen, die das Schöne und das Edle an uns stellen, wirklich gerade von dieser Art; ich habe mein ganzes Leben lang darüber nicht ins klare kommen können. Indes ist das ein zu tiefsinniges Thema für unser oberflächliches Gespräch; aber ich versichere dir, daß ich mich noch jetzt bei der Erinnerung manchmal halb tot schäme. Ich bot ihm damals dreitausend Rubel an, und ich erinnere mich, daß er immerzu schwieg und ich allein redete. Denke dir, ich hatte die Vorstellung, daß er sich vor mir fürchte, das heißt vor meinem Rechte als Gutsherr, und ich erinnere mich, daß ich mich aus aller Kraft bemühte, ihn zu ermutigen; ich redete ihm zu, er möchte ohne jede Besorgnis alle seine Wünsche aussprechen und auch freimütig Kritik üben. Als Bürgschaft gab ich ihm mein Wort, wenn er auf meine Bedingungen nicht eingehen wolle, das heißt dreitausend Rubel, Freilassung (für ihn und seine Frau, selbstverständlich) und Wegziehen in die weite Welt (ohne die Frau, selbstverständlich), dann möge er es offen sagen, und ich würde ihn sofort freilassen, ihm seine Frau zurückschicken, ihnen beiden eine Entschädigung zahlen (wohl eben jene dreitausend Rubel), und dann sollten nicht sie von mir irgendwohin wegziehen, sondern ich selbst würde von ihnen

auf drei Jahre wegreisen und ganz allein nach Italien gehen. Mon ami, Mademoiselle Saposchkowa hätte ich nicht nach Italien mitgenommen, da kannst du sicher sein: meine Gefühle waren in jenen Augenblicken überaus rein. Und was geschah? Dieser Makar begriff sehr wohl, daß ich meine Versprechungen erfüllen würde; aber er fuhr fort zu schweigen, und erst als ich schon zum drittenmal ansetzte, wich er zurück, wehrte mit der Hand ab und verließ das Zimmer, und zwar (ich versichere dich) in einer formlosen Manier, die mich damals geradezu in Erstaunen versetzte. Ich sah mich damals flüchtig im Spiegel und kann meinen Gesichtsausdruck nicht vergessen. Überhaupt, wenn solche Leute schweigen, so ist das das Allerschlimmste; dieser Mann aber hatte einen finsteren Charakter, und ich muß gestehen, als ich ihn in mein Zimmer rufen ließ, hegte ich nicht nur Mißtrauen gegen ihn, sondern fürchtete mich sogar vor ihm gewaltig: in dieser Volksschicht gibt es Charaktere (und sogar sehr viele), die sozusagen eine Personifikation der Unmanierlichkeit darstellen; und davor fürchtet man sich mehr als vor dem Durchgeprügeltwerden. Sic. Und wie riskant war die Geschichte für mich, wie riskant! Wenn er es nun über den ganzen Hof ausgeschrien, ausgebrüllt hätte, dieser ländliche Uria, – na, was wäre dann aus mir geworden, so einem kleinen David, und was hätte ich dann tun können? Aus diesem Grunde brachte ich zu allererst die dreitausend Rubel in Aktion; das tat ich ganz instinktiv, aber ich hatte mich zum Glück geirrt: dieser Makar Iwanowitsch war eine ganz andere Art von Mensch ..."

„Sagen Sie, war denn die Sünde damals schon geschehen? Sie sagten soeben, Sie hätten den Mann noch vor Begehung der Sünde rufen lassen?"

„Das heißt, siehst du, das ist so zu verstehen . . .“

„Also sie war begangen. Sie sagten soeben, Sie hätten sich in ihm geirrt; er sei eine ganz andere Art von Mensch gewesen; was denn für eine?“

„Ja, was er eigentlich für ein Mensch war, das weiß ich bis heute noch nicht. Aber eine andere Art von Mensch war er und, weißt du, sogar ein sehr anständiger Mensch; ich schließe das daraus, daß ich mich zuletzt dreimal so sehr vor ihm schämte als anfangs. Gleich am nächsten Tage erklärte er sich ohne viele Worte bereit, wegzuziehen; selbstverständlich vergaß er dabei keine der ihm angebotenen Entschädigungen.“

„Er hat das Geld angenommen?“

„Und wie! Weißt du, mein Freund, er hat mich in diesem Punkte sogar in Erstaunen versetzt. Dreitausend Rubel hatte ich damals selbstverständlich nicht in der Tasche; aber ich brachte siebenhundert zusammen und händigte sie ihm als erste Rate ein; und was tat er? Er verlangte von mir über die übrigen zweitausenddreihundert Rubel einen Schuldschein, zur Sicherheit mit der Bürgschaft eines Kaufmanns. Dann nach zwei Jahren trieb er auf Grund dieses Schuldscheines das Geld von mir auf gerichtlichem Wege ein, mitsamt den Zinsen, so daß er mich wieder in Erstaunen versetzte, um so mehr, als er im Umherziehen milde Gaben zum Bau einer Kirche sammelte, wie er denn seitdem nun schon zwanzig Jahre umherwandert. Ich begreife nicht, wozu ein Pilger soviel eigenes Geld nötig hat. Geld ist doch eine so weltliche Sache. Ich hatte es ihm in jenem Augenblicke allerdings aufrichtig und sozusagen in der ersten Hitze angeboten; aber dann, im Verlaufe so langer Zeit, hatte ich mir die Sache natürlich überlegt . . . und rechnete darauf, daß er

wenigstens Nachsicht mit mir haben werde ... oder sozusagen mit uns, mit mir und ihr, daß er sich wenigstens gedulden werde. Aber er geduldete sich nicht einmal ..."

(Ich füge hier eine notwendige Zwischenbemerkung ein: wäre der Fall eingetreten, daß meine Mutter Herrn Wersilow überlebt hätte, so wäre sie buchstäblich ohne einen Groschen für ihre alten Tage zurückgeblieben, wenn sie nicht diese dreitausend Rubel von Makar Iwanowitsch gehabt hätte, die sich durch die Zinsen längst verdoppelt hatten, und die er ihr völlig unangerührt bis auf den letzten Rubel im vorigen Jahre testamentarisch hinterlassen hat. Er hatte Wersilow schon damals richtig beurteilt.)

„Sie sagten einmal, Makar Iwanowitsch sei mehrmals zu Ihnen zu Besuch gekommen und immer in Mamas Wohnung eingekehrt?"

„Ja, mein Freund; und ich muß gestehen, daß ich anfangs vor diesen Besuchen große Angst hatte. In dieser ganzen Zeit von zwanzig Jahren ist er im ganzen sechs- oder siebenmal gekommen, und die ersten Male habe ich, wenn ich zu Hause war, mich versteckt gehalten. Ich begriff anfangs nicht einmal, was das zu bedeuten hätte, und warum er sich zeigte. Aber nachdem ich dann ordentlich nachgedacht hatte, schien es mir, daß das von seiner Seite gar nicht so dumm war. Und bei einer späteren Gelegenheit überkam mich eine gewisse Neugier, und ich ging herein, um ihn mir anzusehen, und ich versichere dich, ich gewann von ihm einen höchst eigenartigen Eindruck. Das war, als er schon zum dritten oder vierten Male gekommen war, gerade zu der Zeit, wo ich Friedensrichter geworden war und mich natürlich mit dem größten Eifer daranmachte, Rußland zu studieren. Ich hörte von ihm sogar außerordentlich viel Neues. Außerdem fand ich bei ihm

gerade etwas, was ich in keiner Weise zu finden erwartet hatte: Herzensgüte, Gleichmut und, was das Erstaunlichste war, beinahe eine gewisse Heiterkeit. Er erlaubte sich nicht die geringste Anspielung ‚darauf‘ (tu comprends?) und besaß im höchsten Grade die Fähigkeit, über geschäftliche Dinge zu sprechen und gut zu sprechen, das heißt ohne den bei solchen Leuten häufigen bäuerischen Tiefsinn, den ich, wie ich dir bekennen muß, trotz all meiner demokratischen Gesinnung nicht leiden kann, und ohne all diese forcierten Russizismen, mit denen bei uns in Romanen und auf der Bühne die ‚echten Russen‘ ihre Rede zu verbrämen pflegen. Dabei redete er sehr wenig von Religion, wenn man nicht selbst das Gespräch darauf brachte; aber er erzählte, wenn man selbst ein Interesse dafür bekundete, Geschichten über die Klöster und das Klosterleben, die in ihrer Art allerliebst waren. Die Hauptsache aber war seine achtungsvolle Gesinnung, diese bescheidene, achtungsvolle Gesinnung, die zur Gleichheit im höheren Sinne unumgänglich notwendig ist, ja ohne die man meiner Ansicht nach auch keinen Vorrang vor andern erlangen kann. Gerade durch das Fehlen auch nur des geringsten Eigendünkels wird die Vornehmheit im höheren Sinne erreicht, und man sieht einen Menschen vor sich, der sich ohne zu zweifeln seines eigenen Wertes bewußt ist, welche Stellung auch immer das Schicksal ihm angewiesen hat. Diese Fähigkeit, gerade in seiner eigenen Lage sich seines Wertes bewußt zu sein, ist auf der Welt außerordentlich selten, wenigstens ebenso selten wie die wahre eigene Würde. Das wirst du selbst erkennen, wenn du länger lebst. Aber am meisten überraschte mich, allerdings erst später, nicht gleich zu Anfang," fügte Wersilow hinzu, „der Umstand, daß dieser Makar Iwanowitsch außerordentlich wohlgestaltet und, ich versichere dich,

außerordentlich hübsch war. Freilich war er schon alt, aber

‚Gebräunt, von hohem Wuchs, gerade,‘

schlicht und würdevoll; ich wunderte mich sogar über meine arme Sofja, daß sie mich damals ihm hatte vorziehen können; er hatte damals im Alter von fünfzig Jahren gestanden, war aber immer noch frisch und kräftig gewesen und ich gegen ihn nur ein windiges Bürschchen. Übrigens war er, wie ich mich erinnere, auch damals schon auffällig grau gewesen, muß sie also auch mit demselben grauen Haare geheiratet haben. Vielleicht hat das dabei mitgewirkt."

Dieser Wersilow hatte eine sehr häßliche, dem höheren Tone entlehnte Manier an sich: er äußerte manchmal (wenn es nicht anders ging) ein paar recht verständige, hübsche Gedanken, schloß dann aber plötzlich absichtlich mit einer Dummheit von der Art wie diese Vermutung über die Wirkung, welche Makar Iwanowitschs graues Haar auf meine Mutter ausgeübt habe. Er tat das absichtlich und wahrscheinlich, ohne zu wissen warum, aus einer recht dummen gesellschaftlichen Angewöhnung. Wenn man ihm zuhörte, konnte man glauben, er spräche in vollem Ernst, und dabei spottete er innerlich nur oder machte sich lustig.

## III

Ich begreife nicht, warum mich damals auf einmal ein so schrecklicher Ingrimm überkam. Überhaupt erinnere ich mich mit großem Mißbehagen an die arge Heftigkeit, zu der ich mich bei diesem Zusammensein mehrmals hinreißen ließ; ich stand plötzlich vom Stuhle auf.

„Wissen Sie was," sagte ich, „Sie sagten, Sie seien hauptsächlich hergekommen, damit meine Mutter denken

möchte, wir hätten uns miteinander ausgesöhnt. Es ist nun genug Zeit vergangen, so daß sie das denken kann; ist es Ihnen also nicht gefällig, mich nun allein zu lassen?"

Er wurde ein wenig rot und erhob sich von seinem Platze.

„Mein Lieber, du bist gegen mich recht unhöflich. Also auf Wiedersehen; mit Gewalt kann ich dich nicht liebenswürdig machen. Ich möchte mir nur eine Frage erlauben: willst du wirklich die Beziehungen zum Fürsten abbrechen?"

„Aha! Das wußte ich doch, daß Sie Ihre besondere Absicht hatten . . ."

„Das heißt, du vermutest, ich sei hergekommen, um dich zu überreden, beim Fürsten zu bleiben, weil ich selbst davon Vorteil hätte. Aber, mein Freund, dann denkst du wohl am Ende auch, ich hätte dich aus Moskau herkommen lassen, weil ich dabei irgendwelchen Vorteil für mich selbst im Auge gehabt hätte? Oh, wie mißtrauisch bist du! Ich wünsche dir ganz im Gegenteil alles Gute. Und gerade jetzt, wo sich meine Vermögensverhältnisse so gebessert haben, würde ich wünschen, daß du wenigstens manchmal mir und deiner Mutter erlauben möchtest, dir behilflich zu sein."

„Ich kann Sie nicht leiden, Wersilow."

„Auch noch ‚Wersilow'! Apropos, ich bedauere es sehr, daß ich dir nicht habe diesen Namen verleihen können; denn im Grunde besteht darin meine ganze Schuld, wenn eine solche überhaupt vorhanden ist, nicht wahr? Aber noch einmal: ich konnte doch eine verheiratete Frau nicht heiraten, das mußt du doch selbst sagen."

„Das war wahrscheinlich der Grund, weshalb Sie eine Unverheiratete heiraten wollten."

Ein leichtes Zucken lief über sein Gesicht hin.

„Du redest von Ems. Hör mal, Arkadi, du hast dir

schon unten in Gegenwart deiner Mutter diesen selben Angriff erlaubt und dabei mit dem Finger auf mich gewiesen. So wisse denn, daß du gerade hierin arg vorbeigeschossen hast. Von der Geschichte mit der verstorbenen Lidija Achmakowa weißt du geradezu nichts. Du weißt auch nicht, inwiefern deine Mutter selbst bei dieser Geschichte beteiligt gewesen ist, jawohl, trotzdem sie damals nicht bei mir war; und wenn ich jemals eine herzensgute Frau gesehen habe, so war es damals deine Mutter. Aber genug davon, das alles ist vorläufig noch Geheimnis; du aber sprichst ohne eigene Kenntnis nur nach, was du von anderen gehört hast."

„Der Fürst hat mir gerade heute gesagt, Sie seien ein Liebhaber halbflügger Mädelchen."

„Das hat der Fürst gesagt?"

„Ja. Und hören Sie: wenn Sie wollen, werde ich Ihnen ganz genau sagen, weshalb Sie jetzt zu mir gekommen sind. Ich habe diese ganze Zeit dagesessen und mich gefragt, welches wohl der geheime Zweck dieses Besuches sein möge, und jetzt glaube ich es endlich erraten zu haben."

Er war schon im Begriff hinauszugehen, blieb aber nun stehen und wandte mir erwartungsvoll das Gesicht zu.

„Vorhin habe ich beiläufig erwähnt, daß Touchards Brief an Tatjana Pawlowna, der unter Andronikows Papiere gekommen war, sich nach dessen Tode in Moskau in Marja Iwanownas Händen befunden habe. Ich sah, wie dabei plötzlich in Ihrem Gesichte etwas zuckte, und habe erst jetzt, als soeben noch einmal ein ganz ebensolches Zucken über Ihr Gesicht ging, den Grund erraten: es schoß Ihnen damals unten der Gedanke durch den Kopf, wenn sich ein Brief aus Andronikows Nachlaß in Marja Iwanownas

Händen befindet, warum könne das nicht auch mit einem andern der Fall sein? Und Andronikow konnte doch viele wichtige Briefe hinterlassen haben, nicht wahr?"

„Und wenn ich jetzt zu dir kam, so wollte ich dich dazu bringen, daß du dich über irgend etwas verplappertest?"

„Das werden Sie selbst am besten wissen."

Er wurde sehr blaß.

„Auf diese Vermutung bist du nicht allein verfallen; da spürt man die Einwirkung einer Frau. Und wieviel Haß in deinen Worten, in deiner unhöflichen Vermutung liegt!"

„Die Einwirkung einer Frau? Und diese Frau habe ich gerade heute gesehen! Sie wünschen vielleicht eben deswegen, daß ich beim Fürsten bleibe, damit Sie ihr nachspionieren können?"

„Ich sehe jedenfalls, daß du auf deinem neuen Wege sehr weit gehst. Ist das am Ende ‚deine Idee'? Fahre so fort, mein Freund; du besitzt zweifellos Anlagen zum Detektiv. Wem ein Talent verliehen ist, der muß es zur höchsten Vollendung ausbilden."

Er hielt inne, um Atem zu schöpfen.

„Nehmen Sie sich in acht, Wersilow; machen Sie mich nicht zu Ihrem Feinde!"

„Mein Freund, seine letzten Gedanken spricht in solchen Fällen niemand aus, die behält jeder für sich. Und nun bitte ich dich, mir zu leuchten. Du bist zwar mein Feind, aber doch wohl nicht in dem Grade, daß du wünschen solltest, ich möchte mir das Genick brechen. Tiens, mon ami," fuhr er fort, während er die Treppe hinunterstieg, „stelle dir vor, ich habe dich diesen ganzen Monat lang für einen guten Kerl gehalten. Du hast eine solche Be-

gierde, einen solchen Durst zu leben, daß, wenn dir ein Leben von dreifacher Länge bewilligt würde, du auch daran noch nicht genug hättest: das steht dir auf dem Gesichte geschrieben; na, und solche Menschen sind meistens gute Kerle. Und nun sieh mal an, wie ich mich geirrt habe!"

## IV

Ich kann gar nicht beschreiben, wie sich mein Herz zusammenkrampfte, als ich allein geblieben war: gerade als hätte ich mir bei lebendigem Leibe ein Stück von meinem eigenen Fleische herausgeschnitten! Warum ich auf einmal so wütend geworden war, und warum ich ihn so beleidigt hatte, so gewaltsam und so absichtlich, das könnte ich jetzt nicht sagen und damals natürlich ebenfalls nicht. Und wie blaß er geworden war! Und wie hing es zusammen? Dieses Erblassen war vielleicht der Ausdruck des aufrichtigsten, reinsten Gefühles, des tiefsten Kummers und nicht des Zornes und der Kränkung. Es hat mir immer geschienen, daß es Augenblicke gab, in denen er mich sehr liebte. Warum, warum soll ich jetzt nicht daran glauben, zumal da schon so vieles seine vollständige Aufklärung gefunden hat?

Aber ich war auf einmal wütend geworden und hatte ihn tatsächlich hinausgewiesen, vielleicht infolge des mir plötzlich aufgestiegenen Verdachtes, er sei zu mir gekommen, weil er gehofft habe zu erfahren, ob sich nicht noch andere von Andronikow hinterlassene Briefe in Marja Iwanownas Händen befänden. Daß er diese Briefe suchen mußte und sie suchte, das wußte ich. Aber wer weiß, vielleicht irrte ich mich damals, gerade in jenem Augenblicke, gewaltig! Und wer weiß, vielleicht habe ich selbst durch eben diesen Irrtum ihn in der Folge erst auf den Gedanken

gebracht, daß Marja Iwanowna möglicherweise Briefe in ihrem Gewahrsam habe.

Und schließlich noch ein sonderbarer Umstand: wieder hatte er Wort für Wort meinen Gedanken (inbetreff des Lebens von dreifacher Länge) wiederholt, den ich kurz vorher Krafft gegenüber ausgesprochen hatte, und, was die Hauptsache war, mit meinen eigenen Worten. Die Übereinstimmung der Worte war ja zwar wieder nur ein Zufall; aber dennoch: wie gut kannte er das innerste Wesen meiner Natur, was besaß er für einen scharfen Blick, was für ein Ahnungsvermögen! Aber wenn er das eine so gut verstand, warum verstand er dann das andere so gar nicht? Und hatte er wirklich nicht geschauspielert, sondern war er tatsächlich unfähig, zu begreifen, daß ich nicht nach dem Wersilowschen Adel trachtete, daß das, was ich ihm nicht verzeihen konnte, nicht meine Geburt war, sondern daß es mich mein ganzes Leben lang nach Wersilow selbst verlangt hatte, nach dem ganzen Menschen, dem Vater, und daß dieser Gedanke schon in mein Blut übergegangen war? Konnte ein so feinfühliger Mensch wirklich so stumpf und verständnislos sein? Wenn das aber nicht zutraf, warum versetzte er mich dann in Wut, warum verstellte er sich?

## Achtes Kapitel

### I

Am nächsten Morgen gab ich mir Mühe, möglichst früh aufzustehen. Gewöhnlich standen wir gegen acht Uhr auf, das heißt ich, meine Mutter und meine Schwester; Wersilow gönnte es sich, bis halb zehn im Bett zu bleiben. Punkt halb neun brachte mir meine Mutter immer den Kaffee.

Aber diesmal schlüpfte ich, ohne auf den Kaffee zu warten, Punkt acht Uhr aus dem Hause. Ich hatte mir schon am vorhergehenden Abend einen allgemeinen Operationsplan für diesen ganzen Tag zurechtgelegt. Trotz meiner leidenschaftlichen Entschlossenheit, unverzüglich an die Ausführung dieses Planes zu gehen, fühlte ich doch schon, daß er gerade in den wichtigsten Punkten sehr viel Unsicheres und Unbestimmtes enthielt; dies war der Grund, weswegen ich mich fast die ganze Nacht in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen befunden, geradezu phantasiert, sehr viel geträumt und fast nie richtig geschlafen hatte. Trotzdem war ich beim Aufstehen munterer und frischer als jemals. Besonders war ich darauf bedacht, ein Zusammentreffen mit meiner Mutter zu vermeiden. Ich hätte mit ihr doch über nichts anderes reden können als über ein gewisses Thema und fürchtete, irgendeine neue, unerwartete Empfindung könne mich von den ins Auge gefaßten Zielen ablenken.

Der Morgen war kalt, und auf allem lag ein feuchter, milchiger Nebel. Ich weiß nicht warum, aber der frühe, geschäftige Petersburger Morgen gefällt mir immer trotz seines häßlichen Aussehens, und dieser ganze an sein Tagewerk eilende, egoistische, stets nachdenkliche Menschenschwarm hat für mich um acht Uhr morgens etwas besonders Anziehendes. Besonders liebe ich es, unterwegs in der Eile entweder selbst jemanden nach etwas Sachlichem zu fragen oder von ihm gefragt zu werden: sowohl die Frage als auch die Antwort sind immer kurz, deutlich, anständig; sie werden gewechselt, ohne daß man stehen bleibt, und fast immer in freundlichem Tone, und die Bereitwilligkeit zum Antworten ist größer als zu irgendeiner andern Tageszeit. Der Petersburger wird um

Mittag und gegen Abend weniger mitteilsam und neigt dann gegebenenfalls sogar dazu, einen auszuschimpfen oder auszulachen; ganz anders ist er früh morgens, noch vor der Arbeit, in der nüchternsten, ernsthaftesten Tageszeit. Das habe ich beobachtet.

Ich begab mich wieder nach der Peterburgskaja. Da ich zwischen elf und zwölf unter allen Umständen wieder an der Fontanka bei Wasin sein mußte (der am häufigsten um zwölf Uhr zu Hause zu treffen war), so beeilte ich mich und hielt mich nirgends auf, obgleich ich die größte Lust hatte, irgendwo Kaffee zu trinken. Zudem mußte ich auch Jefim Swjerjew unbedingt noch zu Hause treffen; ich ging wieder zu ihm und wäre in der Tat beinahe zu spät gekommen; er hatte seinen Kaffee schon ausgetrunken und schickte sich an, auszugehen.

„Was führt dich denn so oft zu mir?" sagte er zur Begrüßung, ohne aufzustehen.

„Das werde ich dir sogleich erklären."

Jeder frühe Morgen, und so auch der Petersburger, übt auf die menschliche Natur eine ernüchternde Wirkung aus. Mancher flammende, phantastische Nachtgedanke verflüchtigt sich beim Morgenlichte und in der Morgenkälte vollständig, und es ist mir selbst manchmal begegnet, daß ich morgens mit Selbstvorwürfen und Scham mich meiner soeben erst vergangenen nächtlichen Phantastereien (mitunter waren es sogar Taten gewesen) erinnerte. Aber im Vorbeigehen möchte ich doch bemerken, daß ich den Petersburger Morgen, mag er auch der prosaischste auf dem ganzen Erdball zu sein scheinen, doch beinahe für den phantastischsten auf der Welt halte. Das ist meine persönliche Anschauung oder, richtiger gesagt, meine persönliche Empfindung, aber ich stehe dafür ein. An einem solchen modrigen, feuchten, neb-

ligen Petersburger Morgen muß, wie ich meinen möchte, der wilde Gedanke so eines Puschkinschen Hermann aus der Pique-Dame noch stärker und kräftiger werden *) (beiläufig: eine kolossale Persönlichkeit, dieser Hermann, ein ungewöhnlicher, echt Petersburger Typus, ein Typus aus der Petersburger Periode!). Hundertmal ist mir inmitten dieses Nebels der seltsame, zudringliche Gedanke gekommen: „Wie, wenn dieser Nebel sich zerteilt und in die Höhe steigt? Wird dann vielleicht mit ihm zugleich auch diese ganze modrige, glitschige Stadt davongehen, sich in die Höhe heben und wie ein Rauch verschwinden und der frühere finnische Sumpf zurückbleiben, und mitten darin vielleicht zum Schmuck das eherne Standbild Peters des Großen auf dem heiß atmenden, abgehetzten Pferde?" Kurz, ich kann meine Empfindungen nicht ausdrücken, weil das alles Phantasie ist oder Poesie, also Unsinn; aber doch trat und tritt mir oft eine völlig sinnlose Frage entgegen: „Da hasten und rennen sie nun alle; aber woher kann man's wissen, vielleicht ist das alles nur ein Traum jemandes, und es gibt hier überhaupt keinen einzigen wirklichen, richtigen Menschen und keine einzige wirkliche Handlung? Und der Betreffende, dem das alles träumt, erwacht plötzlich, und alles verschwindet." Aber ich bin von meinem Gegenstande abgeirrt.

Ich will im voraus sagen: es kommen in dem Leben eines jeden Projekte und Pläne vor, die scheinbar so exzentrisch sind, daß man sie auf den ersten Blick unbedenklich für Wahnsinn halten kann. Mit einem solchen phantastischen

*) Hermann dringt bei Nacht in das Schlafzimmer einer alten Gräfin ein, die in dem Rufe steht, drei nacheinander gewinnende Karten erraten zu können, und verlangt von ihr mit der Pistole in der Hand, sie solle ihm drei solche Karten bezeichnen. Anmerkung des Übersetzers.

Einfall kam ich an diesem Morgen zu Swjerjew, – zu Swjerjew, weil ich sonst niemand in Petersburg hatte, an den ich mich mit dieser Angelegenheit hätte wenden können. Aber dabei war gerade Jefim eine Persönlichkeit, an die ich mich, wenn ich die Wahl gehabt hätte, mit einem solchen Anliegen zu allerletzt gewendet haben würde. Als ich mich ihm gegenübergesetzt hatte, schien es mir sogar selbst, daß ich, der personifizierte Fieberwahn, der personifizierten goldenen Mittelmäßigkeit und Prosa gegenüber säße. Aber auf meiner Seite war die Idee und das richtige Gefühl, auf der seinigen nur die praktische Erwägung, daß man nie so handle. Kurz gesagt, ich erklärte ihm mit wenigen, deutlichen Worten, daß ich außer ihm in Petersburg absolut niemanden hätte, den ich in einer ungewöhnlichen Ehrensache als Sekundanten schicken könne; er sei ein alter Schulkamerad von mir und daher nicht einmal berechtigt, sich zu weigern; fordern wolle ich den Gardeleutnant Fürsten Sokolski, weil er vor mehr als einem Jahre in Ems meinem Vater Wersilow eine Ohrfeige gegeben habe. Ich bemerke hierbei, daß Jefim über alle meine Familienverhältnisse, über meine Beziehungen zu Wersilow und beinahe über alles, was ich selbst von Wersilows Vorleben wußte, sehr genaue Kenntnisse besaß; ich hatte es ihm zu verschiedenen Zeiten selbst mitgeteilt, natürlich mit Ausnahme gewisser Geheimnisse. Er saß da und hörte zu, schweigsam und ernsthaft; mit seinem struppigen, weißen Haar sah er aus wie ein Sperling, der im Käfig sein Gefieder sträubt. Ein unbewegliches, spöttisches Lächeln wich nicht von seinen Lippen. Dieses Lächeln war um so häßlicher anzusehen, da es ganz unbeabsichtigt, unwillkürlich war; man sah, daß er sich wirklich und wahrhaftig mir in diesem Augenblicke an Verstand und Charakter weit überlegen vorkam. Auch hatte ich den Verdacht, daß

er mich außerdem wegen der gestrigen Szene bei Dergatschew verachte; das konnte ja auch nicht anders sein: Jefim gehörte zur großen Masse, zur Gasse, und diese beugt sich nur vor dem Erfolge.

„Und Wersilow weiß nichts davon?" fragte er.

„Selbstverständlich nicht."

„Was hast du dann also für ein Recht, dich in seine Angelegenheiten hineinzumischen? Das ist das eine. Und zweitens: was willst du denn damit beweisen?"

Ich hatte diese Einwände vorhergesehen und setzte ihm sofort auseinander, daß mein Verfahren durchaus nicht so dumm sei, wie er meine. Erstens werde diesem frechen Fürsten dadurch der Beweis geliefert werden, daß es auch in unserem Stande noch Menschen gebe, die ein Gefühl für Ehre hätten; und zweitens werde Wersilow beschämt werden und eine gute Lektion erhalten. Drittens aber (und das sei die Hauptsache), selbst wenn Wersilow recht daran getan haben sollte, daß er auf Grund irgendwelcher moralischen Anschauungen den Fürsten nicht gefordert und sich dafür entschieden habe, die Ohrfeige einzustecken, so werde er doch wenigstens einsehen, daß es ein Wesen gebe, das die ihm (Wersilow) zugefügte Beleidigung so stark wie eine eigene empfinde und für seine (Wersilows) Interessen sogar das Leben hinzugeben bereit sei ... trotzdem es sich von ihm für immer trennen werde.

„Warte mal, schrei nicht so! Meine Tante mag das nicht. Sag mal, mit diesem selben Fürsten Sokolski prozessiert Wersilow ja wohl wegen einer Erbschaft? Wenn das zutrifft, dann wäre es ja ein neues, originelles Mittel, einen Prozeß zu gewinnen: man tötet den Prozeßgegner im Duell."

Ich erklärte ihm en toutes lettres, daß er ein Dummkopf und ein Frechling sei; wenn sein spöttisches Lächeln

immer ärger werde, so beweise das nur seine Selbstgefälligkeit und seine ordinäre Denkweise; er könne doch nicht annehmen, daß der Gedanke an den Prozeß nicht auch mir gekommen sei, und zwar gleich zu Anfang, sondern nur in seinem geistvollen Kopfe aufgeblitzt sei. Darauf setzte ich ihm auseinander, daß der Prozeß bereits gewonnen sei; überdies sei er nicht mit dem einen Fürsten Sokolski, sondern mit mehreren Fürsten dieses Namens geführt, so daß, wenn der eine Fürst im Duell falle, die andern übrig blieben; aber ohne Zweifel werde es notwendig sein, die Forderung bis zum Ablauf der Appellationsfrist zu verschieben, wiewohl die Fürsten wohl nicht appellieren würden, aber einzig und allein um des Anstandes willen. Nach Ablauf der Frist werde dann das Duell stattfinden; ich sei jetzt auch mit dem Gedanken zu ihm gekommen, daß das Duell nicht gleich stattfinden solle, aber ich müsse mich doch sichern, da ich keinen Sekundanten hätte, ich sei mit niemand bekannt; so würde ich doch wenigstens noch Zeit haben, einen zu finden, falls er, Jefim, ablehne. Das sei der Grund, weswegen ich gekommen sei.

„Na, komm doch nachher, wenn's soweit ist, und sag es mir dann; so bist du zehn Werst vergebens gelaufen."

Er stand auf und griff nach seiner Mütze.

„Wirst du denn nachher einwilligen?"

„Nein, ich werde nicht einwilligen, selbstverständlich nicht."

„Warum nicht?"

„Jetzt sage ich schon allein darum nicht ja, weil du sonst während der ganzen Appellationsfrist alle Tage würdest zu mir gelaufen kommen. Und vor allen Dingen: die ganze Geschichte ist dummes Zeug, weiter nichts. Soll ich mir etwa deinetwegen meine Karriere verderben? Der Fürst

wird mich fragen: ‚Wer hat Sie geschickt?‘ – ‚Dolgoruki.‘ – ‚Was hat denn Dolgoruki mit Wersilow zu tun?‘ Dann muß ich ihm ja wohl deinen Stammbaum erklären, nicht wahr? Er wird mir ins Gesicht lachen!“

„Dann hau ihm eins in die Fresse!“

„Ach, dummes Zeug!“

„Hast du Angst? Du bist doch so ein großer Kerl; du warst auf dem Gymnasium der Stärkste.“

„Ich habe Angst, natürlich habe ich Angst. Und der Fürst wird sich mit dir schon deshalb nicht schlagen, weil man sich nur mit seinesgleichen schlägt.“

„Ich bin meiner Bildung nach ebenfalls ein Gentleman; ich gehöre zu den bevorrechtigten Ständen; ich bin seinesgleichen ... im Gegenteil, er ist nicht meinesgleichen.“

„Nein, du bist ein Kleiner.“

„Wieso ein Kleiner?“

„Na, eben ein Kleiner; wir beide sind Kleine, und er ist ein Großer.“

„Du Schafskopf! Nach dem Gesetz kann ich schon seit einem Jahre heiraten.“

„Na, dann heirate; aber du bist doch noch ein grüner Junge: du wächst ja noch!“

Ich merkte natürlich, daß er sich über mich lustig machen wollte. Ohne Zweifel hätte ich diese ganze dumme Geschichte hier nicht zu erzählen brauchen, und es wäre sogar besser gewesen, wenn sie der Vergessenheit anheimgefallen wäre; überdies macht sie in ihrer Kleinlichkeit und Überflüssigkeit einen widerwärtigen Eindruck, wiewohl sie ziemlich ernste Folgen hatte.

Aber um mich noch mehr zu bestrafen, will ich sie ganz zu Ende erzählen. Als ich durchschaut hatte, daß Jefim sich über mich lustig machte, erlaubte ich mir, ihn mit der rechten

Hand gegen die Schulter zu stoßen oder, richtiger gesagt, mit der rechten Faust. Da faßte er mich bei den Schultern, drehte mich mit dem Gesichte nach dem Fußboden zu und – bewies mir durch die Tat, daß er wirklich bei uns auf dem Gymnasium der Stärkste gewesen war.

## II

Der Leser denkt gewiß, ich hätte mich, als ich aus Jefims Wohnung herauskam, in der schrecklichsten Gemütsverfassung befunden; aber er irrt sich. Ich begriff sehr wohl, daß das nur ein Vorgang gewesen war, wie er zwischen Gymnasiasten nicht selten ist, daß aber der Ernst der Sache dadurch nicht berührt wurde. Meinen Kaffee trank ich erst auf der Wasili-Insel; ich vermied absichtlich mein gestriges Restaurant in der Peterburgskaja; dieses Restaurant und die Nachtigall waren mir doppelt verhaßt geworden. Ich besitze eine sonderbare Eigenheit: ich bin imstande, Orte und Gegenstände ebenso zu hassen, wie wenn sie Personen wären. Dafür habe ich in Petersburg auch einige glückliche Orte, das heißt solche, wo ich aus irgendwelchem Grunde einmal glücklich gewesen bin, – und was tue ich? ich spare mir diese Orte auf und vermeide sie absichtlich möglichst lange, um später, wenn ich ganz allein und unglücklich sein werde, hinzugehen, dort zu trauern und mich meinen Erinnerungen zu überlassen. Während des Kaffeetrinkens ließ ich Jefim und seinem gesunden Menschenverstande volle Gerechtigkeit widerfahren. Ja, er war praktischer als ich, aber schwerlich realistischer. Ein Realismus, der nicht über die eigene Nasenspitze hinausreicht, ist gefährlicher als die unverständigste Phantasterei, weil er blind ist. Aber obgleich ich Jefim alle Gerechtigkeit widerfahren ließ (er dachte wahrscheinlich in diesem Augen-

blicke, ich ginge auf der Straße und schimpfte auf ihn), so gab ich darum doch nicht das geringste von meinen Überzeugungen preis, so wie ich es auch heute nicht tue. Ich habe Menschen kennen gelernt, die bei dem ersten Eimer kalten Wassers, den sie über den Kopf bekamen, nicht nur von ihren Unternehmungen, sondern auch von ihren Ideen zurücktraten und selbst über das zu lachen anfingen, was sie eine Stunde vorher für heilig gehalten hatten; o wie leicht geht ein solcher Meinungswechsel bei ihnen vor! Mochte auch Jefim sogar im Kern der Sache mehr recht gehabt haben als ich, und mochte ich auch dümmer als dumm gewesen sein und nur geschauspielert haben, so befand sich doch in der tiefsten Tiefe der Sache ein Punkt, in welchem auch ich recht hatte; in gewisser Hinsicht war die Gerechtigkeit auch auf meiner Seite, und vor allen Dingen war auf meiner Seite etwas, was diese Menschen niemals begreifen konnten.

Bei Wasin, an der Fontanka, bei der Semjonowski-Brücke, war ich beinahe Punkt zwölf Uhr, traf ihn aber nicht zu Hause. Seine Beschäftigung hatte er auf der Wasili-Insel; nach Hause aber pflegte er zu genau festgesetzten Stunden zu kommen, unter anderm fast immer um zwölf. Da überdies noch irgendein Feiertag war, so hatte ich geglaubt, ich würde ihn bestimmt zu Hause finden; nun war dies aber nicht der Fall, und so beschloß ich, auf ihn zu warten, obwohl ich zum erstenmal bei ihm war.

Meine Erwägungen waren folgende. Die Sache mit dem Brief über die Erbschaft war eine Gewissenssache, und wenn ich Wasin zum Richter darüber erwählte, so bewies ich ihm eben dadurch die ganze Größe meiner Hochachtung, was ihm natürlich schmeicheln mußte. Selbstverständlich machte mir dieser Brief wirklich schwere Sorgen,

und ich war in der Tat der Ansicht, daß die Entscheidung seitens eines unbeteiligten Dritten erforderlich sei; aber doch vermute ich, daß ich auch damals ohne jede fremde Hilfe mich hätte aus der Klemme ziehen können. Und die Hauptsache war: ich wußte das selbst; ich brauchte ja den Brief nur Wersilow einzuhändigen, dann konnte er tun, was er wollte, das war die Lösung der Frage. Daß ich selbst in einer solchen Sache als höchster Richter aufträte und die Entscheidung träfe, war sogar absolut nicht in der Ordnung. Wenn ich durch die schweigende Einhändigung des Briefes für meine Person aus der Sache ausschied, so hatte ich schon allein dadurch sofort gewonnenes Spiel, daß ich mich auf einen Standpunkt stellte, der den Wersilowschen bedeutend überragte; denn indem ich, soweit es mich anging, auf alle Vorteile aus der Erbschaft verzichtete (da mir als dem Sohne Wersilows sicherlich etwas von diesem Gelde zugefallen wäre, wenn nicht sogleich, so doch später), sicherte ich mir für das ganze Leben das Recht, Wersilows künftige Handlungen von einem höheren moralischen Gesichtspunkte aus zu beurteilen. Mir aber einen Vorwurf zu machen, als hätte ich die Fürsten zugrunde gerichtet, dazu würde auch wieder niemand berechtigt sein, da das Schriftstück keine entscheidende juristische Bedeutung hatte. Das alles überlegte ich mir und machte ich mir vollkommen klar, während ich in Wasins Abwesenheit in seinem Zimmer saß, und es kam mir sogar auf einmal der Gedanke in den Kopf, ich, der ich anscheinend so begierig sei, mir von ihm Ratschläge für mein Verhalten geben zu lassen, sei einzig und allein in der Absicht zu ihm gekommen, damit er dabei sähe, was für ein edler, selbstloser Mensch ich selbst sei, und damit ich auf diese Weise die Selbsterniedrigung, die

ich tags zuvor ihm gegenüber begangen hatte, wieder quitt machte.

Als mir das alles zum Bewußtsein kam, empfand ich einen starken Ärger; trotzdem aber ging ich nicht fort, sondern blieb da, obgleich ich mit Sicherheit wußte, daß mein Ärger von Minute zu Minute wachsen werde.

Zunächst begann mir Wasins Zimmer sehr zu mißfallen. „Zeige mir dein Zimmer, und ich kenne deinen Charakter," könnte man wirklich sagen. Wasin wohnte in einem möblierten Zimmer als Untermieter bei Leuten, die offenbar arm waren, aus dem Vermieten ein Geschäft machten und außer ihm noch andere Untermieter hatten. Ich kenne diese engen, nur notdürftig möblierten Zimmerchen, die doch komfortabel scheinen möchten; da steht regelmäßig ein gepolstertes Sofa vom Trödelmarkt, das von der Stelle zu rücken bei seiner Gebrechlichkeit gefährlich ist; ferner hinter einem Wandschirm ein Waschtisch und ein eisernes Bett. Wasin war offenbar der beste, zuverlässigste Untermieter: einen solchen „besten" Untermieter hat jede Wirtin unfehlbar, und dafür wird er auch besonders gut behandelt: es wird bei ihm mit besonderer Sorgfalt ausgefegt und aufgeräumt, eine Lithographie über das Sofa gehängt, ein schwindsüchtiger kleiner Teppich unter den Tisch gelegt. Menschen, die diese muffige Sauberkeit und vor allem diesen respektvollen Diensteifer der Wirtinnen lieben, sind von vornherein verdächtig. Ich war überzeugt, daß Wasin selbst sich durch den Ruf, der beste Untermieter zu sein, geschmeichelt fühlte. Ich weiß nicht warum, aber der Anblick dieser beiden mit Büchern bepackten Tische versetzte mich allmählich in Wut. Die Bücher, die Papiere, das Tintenfaß, alles befand sich in der widerwärtigsten Ordnung, deren Ideal mit der Weltanschauung der deutschen Wirtin

und ihres Dienstmädchens zusammenfiel. Bücher waren in Menge vorhanden, und nicht etwa Zeitungen und Journale, sondern richtige Bücher, – und er las sie augenscheinlich und machte wahrscheinlich, wenn er sich zum Lesen hinsetzte oder sich anschickte zu schreiben, eine höchst wichtige, eifrige Miene. Ich weiß nicht, aber ich habe es lieber, wenn die Bücher unordentlich umhergeworfen sind; da sieht man wenigstens, daß ihr Besitzer aus der Beschäftigung mit ihnen nicht eine gottesdienstliche Handlung macht. Wahrscheinlich war dieser Wasin gegen einen Besucher außerordentlich höflich; aber gewiß sagte jede seiner Bewegungen zu dem Besucher: „Ich will also jetzt so ein anderthalb Stunden mit dir zusammensitzen und reden; aber dann, wenn du gegangen sein wirst, werde ich mich wieder an meine Arbeit machen." Sicherlich konnte man mit ihm ein höchst interessantes Gespräch führen und von ihm viel Neues hören; aber – „ich unterhalte mich jetzt mit dir und will schon dein lebhaftes Interesse erwecken; aber wenn du gegangen sein wirst, dann werde ich Dinge vornehmen, die für mich interessanter sind ..." Und trotzdem ging ich nicht fort, sondern blieb sitzen. Daß ich seines Rates eigentlich gar nicht bedurfte, davon war ich bereits endgültig überzeugt.

Ich saß schon ungefähr eine Stunde und länger, und zwar am Fenster auf einem der beiden dort stehenden Rohrstühle. Wütend machte mich auch der Umstand, daß die Zeit verging und ich mir noch vor dem Abend eine Wohnung suchen mußte. Ich wollte schon vor Langerweile ein Buch in die Hand nehmen, tat es aber doch nicht: bei dem bloßen Gedanken an eine Zerstreuung verdoppelte sich bei mir das Gefühl des Widerwillens. Über eine Stunde hatte schon die tiefe Stille gedauert; da vernahm ich plötzlich irgendwo

ganz in der Nähe hinter der Tür, die durch das Sofa verstellt war, unwillkürlich ein allmählich immer lauter werdendes Geflüster. Es sprachen zwei Stimmen, offenbar Frauenstimmen, das war zu hören; aber die Worte zu verstehen war ganz unmöglich, trotzdem jedoch begann ich vor Langerweile hinzuhorchen. Es war klar, daß sie lebhaft und leidenschaftlich redeten, und daß es sich nicht um Schnittmuster handelte; sie suchten sich über etwas zu einigen oder stritten miteinander, oder die eine Stimme redete zu und bat, die andere aber wollte nicht darauf hören und widersprach. Jedenfalls waren es andere Untermieter. Bald wurde mir die Geschichte langweilig, und mein Ohr gewöhnte sich daran, so daß ich zwar noch weiter danach hinhörte, aber nur mechanisch, und manchmal ganz vergaß, daß ich etwas hörte; da begab sich plötzlich etwas Ungewöhnliches: es klang, als sei jemand mit beiden Beinen von einem Stuhle herabgesprungen, oder als sei er auf einmal von seinem Platze aufgesprungen und stampfe mit den Füßen. Dann ertönte ein Stöhnen und auf einmal ein Schreien, oder vielmehr nicht ein Schreien, sondern ein tierisches, wütendes Kreischen, wie wenn es der betreffenden Person schon ganz gleichgültig wäre, ob Fremde es hörten oder nicht. Ich stürzte zur Tür und öffnete sie; gleichzeitig mit meiner Tür wurde auch eine andere Tür am Ende des Flures geöffnet, die Tür der Wirtin, wie ich später erfuhr, und zwei neugierige Köpfe blickten heraus. Das Schreien verstummte jedoch sogleich wieder, und plötzlich öffnete sich die Tür der Nachbarinnen neben der meinigen, und eine, wie es mir schien, noch junge Frauensperson stürzte schnell heraus und lief die Treppe hinunter. Eine andere, ältere Frau wollte sie zurückhalten; aber es gelang ihr nicht, und sie stöhnte nur hinter ihr her:

„Olga, Olga, wo willst du hin? Ach mein Gott!“

Aber als sie unsere beiden Türen offen sah, machte sie die ihrige eilig wieder zu, ließ jedoch eine Ritze offen stehen und horchte durch diese hindurch nach der Treppe hin, bis die Schritte der hinunterlaufenden Olga ganz verstummt waren. Ich kehrte zu meinem Fenster zurück. Alles war wieder still geworden. Ein bedeutungsloser, vielleicht auch lächerlicher Vorfall; ich hörte bald auf, an ihn zu denken.

Ungefähr eine Viertelstunde darauf erscholl auf dem Flur dicht vor Wasins Tür recht laut und ungezwungen eine Männerstimme. Jemand faßte die Türklinke und öffnete die Tür so weit, daß ich auf dem Flur einen hochgewachsenen Mann erkennen konnte, der offenbar auch mich erblickt hatte und mich sogar musterte, aber noch nicht ins Zimmer hereinkam, sondern sich, die Klinke in der Hand haltend, über den ganzen Flur hin mit der Wirtin unterhielt. Die Wirtin rief ihm lustig mit ihrer Diskantstimme ihre Antworten zurück, und es war schon an ihrem Tone zu hören, daß sie den Besucher bereits lange kannte, schätzte und verehrte, sowohl als soliden Gast wie als lustigen Herrn. Der lustige Herr rief ihr seine Scherze zu; aber es handelte sich nur darum, daß Wasin nicht zu Hause sei, daß er ihn nie antreffen könne, daß ihm das schon bei der Geburt so beschieden sei, und daß er wieder wie das letztemal warten wolle; alles das schien die Wirtin für das Nonplusultra von Witz zu halten. Endlich kam der Gast herein und riß dabei die Tür sperrangelweit auf.

Es war ein Herr, der offenbar bei einem recht guten Schneider arbeiten ließ und daher gut, was man „herrschaftlich“ nennt, gekleidet war; aber dabei hatte er doch absolut nichts Herrschaftliches in seiner Erscheinung, wie-

wohl das entschieden sein Wunsch war. Wodurch er sich auszeichnete, das war nicht sowohl Ungezwungenheit als vielmehr eine natürliche Unverschämtheit, die aber doch weniger Beleidigendes hat als diejenige Unverschämtheit, die sich jemand vor dem Spiegel einübt. Sein dunkelblondes, leicht angegrautes Haar, die schwarzen Brauen, der große Bart und die großen Augen verliehen ihm nichts Charakteristisches, sondern gaben seiner Physiognomie vielmehr einen allgemein üblichen Ausdruck, wie man ihn bei sehr vielen Menschen ähnlich findet. Ein solcher Mensch ist lachlustig und lacht: aber merkwürdigerweise wird man in seiner Gesellschaft nie vergnügt. Von der komischen Miene geht er schnell zu einer ernsten über, von der ernsten wieder zu einer spaßigen oder lustig zwinkernden, aber alles ohne Zusammenhang und Anlaß . . . Übrigens hat es keinen rechten Sinn, ihn im voraus zu schildern. Ich habe diesen Herrn später weit genauer und näher kennen gelernt, und daher schildere ich ihn jetzt unwillkürlich auf Grund einer eingehenderen Kenntnis, als ich sie damals hatte, wo er die Tür öffnete und ins Zimmer trat. Aber auch jetzt würde es mir schwer fallen, etwas Genaues und Bestimmtes über ihn zu sagen, weil das Hauptcharakteristikum dieser Menschen gerade der Mangel an Regelmäßigkeit, Konsequenz und Bestimmtheit ist.

Er hatte sich noch nicht hingesetzt, als mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf fuhr, daß dies gewiß Wasins Stiefvater sei, ein gewisser Herr Stebelkow, über den ich schon etwas gehört hatte, aber nur so flüchtig, daß ich schlechterdings nicht sagen konnte, was es eigentlich gewesen war: ich erinnerte mich nur, daß es nicht gerade zu seiner Empfehlung gereicht hatte. Ich wußte, daß Wasin lange als Waise unter seiner Vormundschaft gestanden,

sich aber schon längst von seinem Einflusse frei gemacht hatte, daß ihre Ziele und Interessen ganz verschieden waren und daß sie in jeder Hinsicht voneinander getrennt lebten. Ich erinnerte mich auch, daß dieser Stebelkow einiges Kapital besaß und ein Spekulant und Hans in allen Gassen war; kurz, ich hatte über ihn wohl schon allerlei Details gewußt, sie aber wieder vergessen. Er maß mich mit einem Blicke, übrigens ohne mir eine Verbeugung zu machen, stellte seinen Zylinderhut auf den Sofatisch, den er mit dem Fuße energisch wegschob; dann setzte er sich nicht eigentlich, sondern flegelte sich geradezu auf das Sofa hin, auf das ich mich nicht zu setzen gewagt hatte, so daß dasselbe nur so krachte, streckte die Beine aus, hob die Spitze seines rechten Lackstiefels in die Höhe und begann sie wohlgefällig zu betrachten. Natürlich wandte er sich dann sogleich zu mir hin und maß mich mit seinen großen, etwas starren Augen.

„Ich treffe ihn nie zu Hause!“ sagte er und nickte mir flüchtig mit dem Kopfe zu.

Ich schwieg.

„Er ist unpünktlich! Hat seine eigenen Ansichten über Geschäftsangelegenheiten. Von der Peterburgskaja?“

„Das heißt, Sie sind von der Peterburgskaja gekommen?“ fragte ich zurück.

„Nein, das frage ich Sie.“

„Ich ... ich bin von der Peterburgskaja gekommen; aber wie haben Sie das erfahren?“

„Wie ich es erfahren habe? Hm! ...“

Er zwinkerte mit den Augen, ließ sich aber nicht dazu herbei, mir eine Erklärung zu geben.

„Das heißt, ich wohne nicht in der Peterburgskaja, sondern war jetzt nur dort und bin von da hierher gekommen.“

Er fuhr fort, schweigend in einer bedeutsamen Weise zu

lächeln; dieses Lächeln mißfiel mir außerordentlich. In diesem Zuzwinkern lag etwas Dummes.

„Bei Herrn Dergatschew?" sagte er endlich.

„Was ist bei Dergatschew?" fragte ich, die Augen aufreißend.

Er sah mich triumphierend an.

„Ich kenne ihn gar nicht."

„Hm! . . ."

„Wie es Ihnen beliebt!" antwortete ich.

Er wurde mir geradezu widerwärtig.

„Hm! . . . ja. Nein, erlauben Sie; Sie kaufen in einem Laden eine Ware; in einem andern Laden nebenan kauft ein anderer Käufer eine andere Ware; was meinen Sie, was das für eine Ware ist? Sie kaufen Geld bei einem Kaufmann, den man einen Darleiher nennt . . . denn das Geld ist ebenfalls eine Ware, und ein Darleiher ist ebenfalls ein Kaufmann . . . Folgen Sie meiner Darlegung?"

„Meinetwegen, ich folge."

„Ein dritter Käufer geht vorbei, zeigt auf den einen der beiden Läden und sagt: ‚Das ist ein gediegenes Geschäft', und dann zeigt er auf den andern Laden und sagt: ‚Das ist kein gediegenes Geschäft'. Was kann ich daraus in bezug auf diesen Käufer für einen Schluß ziehen?"

„Wie soll ich das wissen?"

„Nein, erlauben Sie! Ich will Ihnen ein Beispiel anführen; es geht nichts über ein gutes Beispiel. Ich gehe auf dem Newski-Prospekte und bemerke, daß auf der anderen Seite der Straße auf dem Trottoir ein Herr geht, über dessen Charakter ich gern ins klare kommen möchte. Wir gehen auf den gegenüberliegenden Seiten bis dicht an die Kreuzung mit der Morskaja-Straße, und gerade da, wo sich das Englische Magazin befindet, bemerken wir einen

dritten Fußgänger, der soeben von einem Wagen überfahren worden ist. Nun passen Sie einmal recht auf: es geht ein vierter Herr vorüber und wünscht über den Charakter von uns allen dreien, mit Einschluß des Überfahrenen, ins klare zu kommen, was praktische Tüchtigkeit und Gediegenheit anlangt ... Folgen Sie auch?"

„Entschuldigen Sie, nur mit großer Mühe."

„Gut; das hatte ich mir auch gedacht. Ich wechsle jetzt das Thema. Ich bin in einem deutschen Badeorte, mit Mineralquellen; ich bin schon wiederholt dagewesen; wie der Ort heißt, das ist ganz egal. Ich gehe in dem Badeorte umher und sehe Engländer. Mit einem Engländer läßt sich, wie Sie wissen, nur schwer Bekanntschaft anknüpfen; aber siehe da, nach zwei Monaten haben wir unsere Kur beendet und befinden uns alle in den Bergen; wir steigen in größerer Gesellschaft hinauf, mit spitzen Bergstöcken, auf irgendeinen Berg; wie er heißt, das ist ganz egal. An einem Kreuzwege, das heißt an einem Rastorte, gerade da, wo die Mönche den Chartreuse fabrizieren (beachten Sie das wohl!), treffe ich einen Einheimischen, der allein dasteht und schweigend vor sich hinblickt. Ich möchte etwas über seine Solidität erfahren: was meinen Sie, könnte ich mich wohl um Auskunft an den Trupp Engländer wenden, mit dem ich zusammen gehe, einzig und allein deswegen, weil ich in dem Badeorte nicht verstanden habe, mit ihnen ein Gespräch anzuknüpfen?"

„Wie soll ich das wissen? Entschuldigen Sie, es fällt mir sehr schwer, Ihnen zu folgen."

„Es fällt Ihnen schwer?"

„Ja, Sie ermüden mich."

„Hm." Er zwinkerte mir zu und machte mit der Hand eine Bewegung, die wahrscheinlich zum Ausdruck bringen

sollte, daß er sich als triumphierenden Sieger fühle; dann zog er sehr ernst und ruhig aus der Tasche eine Zeitung, die er offenbar erst gekauft hatte, faltete sie auseinander und begann die letzte Seite zu lesen; mich schien er nun vollständig in Ruhe lassen zu wollen. Etwa fünf Minuten lang sah er nicht nach mir hin.

„Brest-Grajewo sind ja nicht gefallen, was? Sie sind ja gestiegen; sie steigen ja! Ich kenne viele Leute, die dadurch hereingefallen sind."

Er sah mich mit lebhaftem Interesse an.

„Ich verstehe vorläufig von diesen Börsengeschäften nur sehr wenig," antwortete ich.

„Sie machen sich nichts daraus?"

„Woraus?"

„Aus dem Gelde."

„Nicht, daß ich mir nichts aus dem Gelde machte; aber ... aber meines Erachtens muß zuerst eine Idee da sein, dann findet sich auch das Geld."

„Das heißt, erlauben Sie ... da ist zum Beispiel ein Mensch, der sozusagen ein eigenes Kapital besitzt ..."

„Zuerst muß eine höhere Idee da sein, dann findet sich das Geld; aber ohne eine höhere Idee geht die menschliche Gesellschaft mitsamt dem Gelde zugrunde."

Ich weiß nicht, warum ich anfing, hitzig zu werden. Er sah mich in einer etwas stumpfsinnigen Weise, als ob er nicht daraus klug werden könne, an; aber auf einmal überzog ein sehr vergnügtes, listiges Lächeln sein ganzes Gesicht.

„Aber Wersilow, wie ist's mit dem? Der hat's ja gekriegt, der hat's gekriegt! Gestern hat das Gericht es ihm zuerkannt, wie?"

Ich sah auf einmal zu meiner Überraschung, daß er schon

längst wußte, wer ich war, und vielleicht auch sonst noch sehr vieles wußte. Ich verstehe nur nicht, warum ich plötzlich errötete und ihn höchst dumm anblickte, ohne die Augen von ihm abzuwenden. Er triumphierte offenbar und schaute mich vergnügt an, als ob er mich auf eine recht schlaue Weise ertappt und überführt hätte.

„Nein,“ sagte er und zog beide Augenbrauen in die Höhe; „wenn Sie etwas über Herrn Wersilow wissen wollen, da müssen Sie mich fragen! Was habe ich Ihnen jetzt eben über Gediegenheit gesagt? Vor anderthalb Jahren hätte er mit diesem kleinen Kinde ein kolossales Geschäft machen können – jawohl; aber er griff es falsch an, jawohl.“

„Mit was für einem kleinen Kinde?“

„Mit dem Säugling, den er jetzt heimlich aufzieht; aber er profitiert dadurch nichts ... denn ...“

„Was ist das für ein Säugling? Was heißt das?“

„Natürlich sein Kind, sein eigenes Kind, das ihm Mademoiselle Lidija Achmakowa geboren hat ... ‚Es hatte eine schöne Maid in Liebe mir ihr Herz geweiht‘ ... Phosphorzündhölzchen, – wie?“

„Was ist das für dummes Zeug, was für ein Unsinn! Fräulein Achmakowa hat nie ein Kind von ihm gehabt!“

„Oho! Als ob ich bei der Geschichte nicht dabei gewesen wäre! Ich bin ja doch Arzt und Geburtshelfer. Mein Name ist Stebelkow; haben Sie nicht von mir gehört? Praktiziert habe ich allerdings schon damals längst nicht mehr, aber einen praktischen Rat in einem praktischen Falle zu geben, dazu war ich imstande.“

„Sie sind Geburtshelfer ... haben Sie denn Fräulein Achmakowa entbunden?“

„Nein, das habe ich nicht getan. Es wohnte da in der

Vorstadt ein Doktor Granz, der eine große Familie hatte; einen halben Taler bezahlte man ihm für einen Besuch, das ist da so die Taxe bei den Ärzten, und außerdem rief ihn noch nicht einmal jemand; der tat es denn an meiner Statt ... Ich hatte ihn empfohlen, damit die Sache im Dunkel des Geheimnisses bliebe. Folgen Sie auch? Ich aber gab nur auf eine Frage Wersilows, auf eine Frage Andrei Petrowitschs, einen praktischen Rat; es war eine ganz geheime Frage, unter vier Augen. Aber Andrei Petrowitsch zog es vor, auf zwei Hasen Jagd zu machen."

Ich hörte mit dem größten Erstaunen zu.

„‚Wer zwei Hasen zugleich jagt, bekommt keinen,' sagen die Leute oder richtiger die gewöhnlichen Leute. Ich aber sage so: Ausnahmen, die sich fortwährend wiederholen, verwandeln sich in eine allgemeine Regel. Er machte noch auf einen andern Hasen Jagd, das heißt, ins Russische übersetzt, noch auf eine andere Dame, – und er erreichte gar nichts. Wenn man etwas gegriffen hat, dann muß man es auch festhalten. Wo schnelles Handeln nötig ist, da zaudert er. ‚Wersilow ist ein Weiberprophet,' so hat ihn der junge Fürst Sokolski damals in meiner Gegenwart sehr hübsch charakterisiert. Nein, zu mir müssen Sie kommen! Wenn Sie viel über Wersilow erfahren wollen, dann müssen Sie zu mir kommen!"

Es machte ihm augenscheinlich das größte Vergnügen zu sehen, wie ich vor Erstaunen den Mund aufriß. Von einem Säugling hatte ich bisher noch nie etwas gehört. Und gerade in diesem Augenblicke wurde bei den Nachbarinnen plötzlich die Tür heftig zugeschlagen, und es trat jemand schnell in ihr Zimmer.

„Wersilow wohnt im Semjonowski-Polk, in der Moschaiskaja-Straße, im Hause der Frau Litwinowa, Woh-

nung Nr. 13; ich bin selbst auf dem Adreßbureau gewesen!" schrie eine Frauenstimme laut im Tone höchster Aufregung; wir konnten jedes Wort verstehen; Stebelkow zog die Augenbrauen in die Höhe und hob einen Finger über seinen Kopf.

„Wir reden hier von ihm, und da ist auch etwas mit ihm los ... Da haben wir die Ausnahmen, die sich fortwährend wiederholen! Quand on parle d'une corde ..."

Mit einem schnellen Sprunge kniete er sich auf das Sofa und horchte an der Tür, an der es stand. Auch ich war aufs äußerste überrascht. Ich sagte mir, daß diejenige, die da so laut gesprochen hatte, wahrscheinlich dasselbe junge weibliche Wesen sei, das vorher in solcher Aufregung weggelaufen war. Aber in welcher Weise war Wersilow auch hierbei beteiligt? Auf einmal erscholl wieder ein ebensolches Kreischen wie vorher, das Kreischen eines vor Wut ganz sinnlos gewordenen Menschen, dem man etwas nicht gibt, oder den man von etwas zurückhält. Der Unterschied gegen vorhin war nur der, daß das Geschrei und Gekreisch noch länger dauerte. Es war ein Kampf hörbar, sowie hastig wiederholte Worte: „Ich will es nicht, ich will es nicht; geben Sie es wieder her, geben Sie es gleich wieder her!" oder so ähnlich; ich kann mich nicht genau darauf besinnen. Darauf lief, ebenso wie vorher, jemand eilig zur Tür und öffnete sie. Beide Nachbarinnen liefen auf den Flur hinaus; die eine suchte, wie vorher, offenbar die andere zurückzuhalten. Stebelkow, der schon längst vom Sofa heruntergesprungen war und mit Genuß lauschte, stürzte nur so zur Tür hin und rannte ganz ungeniert auf den Flur, gerade auf die Nachbarinnen los. Selbstverständlich lief ich ebenfalls zur Tür. Aber sein Erscheinen auf dem Flur wirkte wie ein Guß mit kaltem Wasser: die Nachbarinnen verschwanden schleunigst wieder und schlugen

die Tür geräuschvoll hinter sich zu. Stebelkow wollte ihnen nachstürzen, blieb aber dann doch stehen, hob einen Finger in die Höhe, lächelte und überlegte; diesmal bemerkte ich in seinem Lächeln einen außerordentlich häßlichen, hinterlistigen, boshaften Ausdruck. Als er die Wirtin erblickte, die wieder an ihrer Tür stand, lief er schnell auf den Zehen den Flur entlang zu ihr; nachdem er dann ein paar Minuten mit ihr geflüstert und offenbar die gewünschte Auskunft erhalten hatte, kehrte er, nunmehr in würdevoller, entschlossener Haltung, in das Zimmer zurück, nahm seinen Zylinderhut vom Tische, warf einen kurzen Blick in den Spiegel, strich sich das Haar in die Höhe und begab sich mit selbstbewußter Würde, ohne mich auch nur noch anzusehen, zu den Nachbarinnen. Einen Augenblick lauschte er an der Tür, indem er das Ohr heranhielt und siegesgewiß über den Flur hin der Wirtin zublinzelte, die ihm mit dem Finger drohte und den Kopf schüttelte, als ob sie sagen wollte: „O Sie Schwerenöter, Sie Schwerenöter!" Endlich machte er eine höchst liebenswürdige Miene, ja, er krümmte sich sogar zusammen vor Liebenswürdigkeit, und klopfte dann mit den Knöcheln bei den Nachbarinnen an. Eine Stimme rief:

„Wer ist da?"

„Möchten Sie mir nicht gestatten, in einer sehr wichtigen Angelegenheit einzutreten?" sagte Stebelkow laut und würdevoll.

Die Nachbarinnen zauderten, öffneten dann aber doch, anfangs nur ein klein wenig, etwa zu einem Viertel; aber Stebelkow faßte sofort mit kräftigem Griff die Klinke und verhinderte, daß die Tür wieder geschlossen würde. Es entspann sich ein Gespräch. Stebelkow sprach laut und suchte dabei immer mehr ins Zimmer einzudringen; ich er-

innere mich nicht mehr der Worte, aber er sprach von Wersilow, er könne ihnen Mitteilungen machen, ihnen alles erklären: „Nein, wenn Sie etwas wissen wollen, dann müssen Sie mich fragen,“ „nein, wenn Sie etwas wissen wollen, dann müssen Sie zu mir kommen,“ in dieser Art. Sie ließen ihn sehr bald herein. Ich kehrte zu dem Sofa zurück und fing an zu horchen; aber ich konnte nicht alles verstehen, ich hörte nur, daß häufig der Name Wersilow vorkam. An dem Tonfalle der Stimme erkannte ich, daß Stebelkow bereits das Gespräch beherrschte, daß er nicht mehr einschmeichelnd sprach, sondern herrisch und lässig, in der Art, wie er vorher zu mir gesagt hatte: „Folgen Sie auch?“ „Nun passen Sie einmal recht auf!“ usw. Übrigens mußte er sich wohl alle Mühe geben, gegen die Frauenspersonen liebenswürdig zu sein. Schon mehrere Male war er in ein lautes Gelächter ausgebrochen, und sicherlich bei ganz unpassender Gelegenheit; denn zugleich mit seiner Stimme und manchmal sogar dieselbe übertönend, waren die beiden weiblichen Stimmen zu vernehmen, die durchaus keinen lustigen Klang hatten, am wenigsten die der jungen Frauensperson, derjenigen, die vorher so gekreischt hatte. Sie sprach viel, nervös und hastig; offenbar erhob sie gegen jemand irgendwelche Beschuldigung und Anklage und suchte Recht und Gericht. Aber Stebelkow gab nicht nach; er erhob seine Stimme immer lauter und lauter und lachte immer öfter und öfter; Menschen von diesem Schlage verstehen es nicht, andere anzuhören. Ich ging bald vom Sofa wieder weg, weil ich mich des Horchens zu schämen anfing, und setzte mich wieder auf meinen alten Platz am Fenster, auf den Rohrstuhl. Ich war davon überzeugt, daß Wasin diesen Herrn geringschätzte, daß er aber, wenn ich dieselbe Meinung ausspräche,

sofort mit würdevollem Ernste für ihn eintreten und belehrend bemerken würde, das sei eben ein Mann der Praxis, einer der jetzigen Geschäftsleute, den dürfe man nicht von unseren allgemeinen, abstrakten Gesichtspunkten aus beurteilen. In diesem Augenblicke fühlte ich mich übrigens, wie ich mich erinnere, seelisch ganz zerschlagen; das Herz klopfte mir heftig, und ich erwartete mit Bestimmtheit etwas Ungewöhnliches. Es vergingen ungefähr zehn Minuten, und auf einmal, mitten in einem schmetternden Gelächter Stebelkows, sprang jemand gerade wie vorher vom Stuhle auf, dann ertönte Geschrei der beiden Frauenspersonen; es war zu hören, daß auch Stebelkow aufsprang, daß er etwas in jetzt ganz anders klingendem Tone sagte, wie wenn er sich rechtfertigte und bäte, ihn zu Ende anzuhören. Aber sie hörten ihn nicht zu Ende an, sondern schrien zornig: „Hinaus! Sie sind ein Schurke, ein schamloser Mensch!" Kurz, es war klar, daß er hinausgeworfen wurde. Ich öffnete die Tür gerade in dem Augenblick, als er aus dem Zimmer der Nachbarinnen auf den Flur hinaussprang; es machte sogar den Eindruck, als ob sie ihn buchstäblich mit den Händen hinausstießen. Als er mich erblickte, schrie er auf einmal los, indem er auf mich zeigte:

„Da ist ein Sohn Wersilows! Wenn Sie mir nicht glauben, da ist ein Sohn von ihm, sein eigener Sohn! Bitte sehr!" Er packte mich ohne weiteres an den Arm. „Das ist ein Sohn von ihm, sein leiblicher Sohn!" wiederholte er, indem er mich zu den Damen hinzog, ohne übrigens ein Wort zur Erklärung für mich hinzuzufügen.

Die Junge stand auf dem Flur, die Ältere einen Schritt hinter ihr in der Tür. Ich erinnere mich nur, daß dieses arme Mädchen ungefähr zwanzig Jahre alt, ganz hübsch, aber mager und von kränklichem Aussehen war; sie hatte

rötliches Haar und im Gesicht eine ziemliche Ähnlichkeit mit meiner Schwester; diesen letzteren Umstand bemerkte ich gleich beim ersten flüchtigen Blick, und er ist in meinem Gedächtnis haften geblieben; nur hat sich Lisa niemals in einer solchen zornigen Wut befunden (und das war auch bei ihrem Charakter vollständig ausgeschlossen) wie das junge Mädchen, das vor mir stand: ihre Lippen waren weiß, die hellgrauen Augen funkelten, und sie zitterte am ganzen Leibe vor Empörung. Ich erinnere mich auch noch, daß ich meine eigene Lage als recht dumm und unwürdig empfand, da ich schlechterdings nicht wußte, was ich sagen sollte. Das verdankte ich diesem unverschämten Menschen!

„Was geht mich das an, daß er ein Sohn von ihm ist! Wenn er mit Ihnen zusammen ist, so ist er ein Schurke. Wenn Sie ein Sohn Wersilows sind," wandte sie sich plötzlich an mich, „so bestellen Sie Ihrem Vater von mir, daß er ein Schurke ist, ein gemeiner, schamloser Mensch, und daß ich sein Geld nicht will ... Da, da, da, geben Sie ihm dieses Geld zurück!"

Sie zog schnell einige Banknoten aus der Tasche; aber die Ältere (d. h. ihre Mutter, wie sich später herausstellte) faßte sie an der Hand.

„Olga, aber vielleicht ist es gar nicht wahr; vielleicht ist er gar nicht sein Sohn!"

Olga sah sie schnell an, überlegte einen Augenblick lang, warf mir einen verächtlichen Blick zu und wendete sich nach dem Zimmer zurück; aber bevor sie die Tür zuschlug, schrie sie, auf der Schwelle stehend, noch einmal wütend Stebelkow zu:

„Machen Sie, daß Sie wegkommen!"

Sie stampfte dabei sogar mit dem Fuße. Dann wurde die Tür zugeschlagen und von innen verschlossen. Stebel-

kow, der mich immer noch an der Schulter gefaßt hielt, hob einen Finger in die Höhe, zog den Mund zu einem langen, nachdenklichen Lächeln auseinander und richtete einen starren, fragenden Blick auf mich.

„Ich finde Ihr Benehmen mir gegenüber lächerlich und unpassend," murmelte ich entrüstet.

Aber er hörte gar nicht, was ich sagte, obgleich er mich unverwandt ansah.

„Das müßte man un-ter-su-chen!" sagte er nachdenklich.

„Aber wie konnten Sie sich erdreisten, mich herbeizuziehen? Wer war denn das? Was war das für eine Frauensperson? Sie haben mich an der Schulter gefaßt und herangeholt; was soll denn das vorstellen?"

„Ach, hol's der Teufel! Das ist so ein Mädchen, dem die Unschuld geraubt ist ... eine sich oft wiederholende Ausnahme. Sie folgen doch?"

Er setzte mir den Finger auf die Brust.

„Donnerwetter!" rief ich und stieß seinen Finger weg.

Aber plötzlich und ganz unerwartet begann er zu lachen, leise, unhörbar, lange und vergnügt. Endlich setzte er seinen Hut auf und bemerkte mit schnell verändertem, jetzt finster aussehendem Gesichtsausdrucke und zusammengezogenen Brauen:

„Man müßte der Wirtin Mitteilung machen ... sie müßten hinausgesetzt werden; – das müßte geschehen, und zwar so schnell wie möglich, sonst werden sie hier noch ... Na, Sie werden sehen! Denken Sie an das, was ich gesagt habe; Sie werden sehen! Donnerwetter, ja!" fuhr er, auf einmal wieder heiter werdend, fort. „Sie wollen ja wohl auf Grigori warten?"

„Nein, ich werde nicht länger auf ihn warten," antwortete ich in bestimmtem Tone.

„Na, es ist ja auch ganz egal ...“

Und ohne einen Laut weiter hinzuzufügen, wandte er sich um, ging hinaus und stieg die Treppe hinunter; auch die Wirtin, die offenbar Erklärungen und Mitteilungen von ihm erwartete, würdigte er keines Blickes. Ich nahm ebenfalls meinen Hut, bat die Wirtin, zu bestellen, daß ich, Dolgoruki, dagewesen sei, und lief die Treppe hinab.

### III

Ich hatte mit diesem Besuche nur meine Zeit verloren. Als ich aus dem Hause heraustrat, machte ich mich sofort daran, mir eine Wohnung zu suchen; aber ich war zerstreut, lief ein paar Stunden lang durch die Straßen, und obgleich ich nach fünf oder sechs möblierten Zimmern herangging, um sie mir anzusehen, so bin ich doch überzeugt, daß ich an zwanzig anderen vorbeilief, ohne sie zu bemerken. Mein Ärger war um so größer, als ich mir gar nicht vorgestellt hatte, daß es so schwer sei, eine Wohnung zu finden. Überall Zimmer wie das Wasinsche, ja sogar noch weit schlechter, und dabei kolossale Preise, d. h. für mein Portemonnaie. Ich forderte geradezu ein Kämmerchen, nur so groß, daß ich mich darin umdrehen könnte, und man gab mir geringschätzig zu verstehen, dann müsse ich mich an Vermieter von Schlafstellen wenden. Außerdem fand sich überall eine Menge von sonderbaren Untermietern, mit denen ich mich, schon allein nach ihrem Äußern zu urteilen, nie hätte einleben können, – ich hätte sogar noch etwas zugezahlt, um nicht neben ihnen wohnen zu müssen. Da waren Herren ohne Röcke, in bloßen Westen, mit ungekämmten Bärten und mit sehr zwanglosem, neugierigem Benehmen. In einem winzigen Zimmerchen saßen ihrer zehn beim Kartenspiel und beim Bier, und daneben wurde

mir ein Zimmer angeboten. An anderen Stellen gab ich selbst auf die Fragen der Vermieter so ungeschickte Antworten, daß sie mich verwundert ansahen, und in einer Wohnung geriet ich mit ihnen sogar in Streit. Übrigens hat es keinen Zweck, alle diese unbedeutenden Vorgänge zu schildern; ich will nur sagen, daß ich furchtbar müde wurde und, als es schon ganz dunkel geworden war, in einem Restaurant etwas aß. Ich war nun endgültig dazu entschlossen, sogleich hinzugehen und den Brief über die Erbschaft Wersilow in eigener Person und allein, ohne alle Erklärungen, zu übergeben; dann wollte ich oben meine Sachen in einen Koffer und in ein Bündel packen und für die Nacht meinetwegen in ein Gasthaus gehen. Ich wußte, daß es am Ende des Obuchowski-Prospektes beim Triumphbogen Herbergen gab, wo man für dreißig Kopeken sogar ein besonderes Zimmer bekommen konnte; für eine Nacht wollte ich diese Summe opfern, um nur nicht länger bei Wersilow übernachten zu müssen. Aber als ich schon beim Technologischen Institut vorbeiging, kam mir auf einmal, ich weiß nicht woher, der Einfall, zu Tatjana Pawlowna heranzugehen, die dort, dem Institute gegenüber, wohnte. Als Vorwand für diesen Besuch bei ihr benutzte ich mir selbst gegenüber wieder denselben Brief über die Erbschaft; aber mein unbezwingliches Verlangen, zu ihr heranzugehen, hatte natürlich andere Gründe, die ich übrigens auch jetzt nicht klarzulegen vermag: es ging in meinem Kopfe allerlei bunt durcheinander, von einem „Säugling“, von „Ausnahmen, die zur allgemeinen Regel werden“. Ob ich Lust hatte, mich auszusprechen oder wichtig zu tun oder mich herumzustreiten oder gar zu weinen, – ich weiß es nicht; jedenfalls stieg ich zu Tatjana Pawlowna hinauf. Ich war bisher nur ein einziges Mal bei ihr gewesen, bald nach meiner

Ankunft aus Moskau, und zwar mit einem Auftrage von meiner Mutter, und ich erinnere mich noch, daß, nachdem ich hingekommen war und meinen Auftrag ausgerichtet hatte, ich sogleich wieder weggegangen war, ohne mich hingesetzt zu haben, wozu sie mich übrigens auch nicht aufgefordert hatte.

Ich klingelte, und die Köchin öffnete mir sogleich und ließ mich schweigend in die Wohnung herein. Die Erwähnung all dieser Einzelheiten ist nämlich notwendig, damit man verstehen kann, auf welche Weise sich ein so verrücktes Ereignis zutragen konnte, das einen so gewaltigen Einfluß auf alles Folgende hatte. Erstens also über die Köchin. Dies war eine boshafte, stupsnäsige Finnländerin, die, wie ich glaube, einen argen Haß auf ihre Herrin Tatjana Pawlowna hatte; diese dagegen konnte sich gar nicht von ihr trennen, wohl infolge einer Leidenschaft, wie alte Jungfern sie für alte feuchtnasige Möpse oder immerzu schlafende Katzen empfinden. Die Finnländerin führte entweder wütende, grobe Reden, oder sie schwieg nach einem Zanke wochenlang, um ihre Herrin damit zu bestrafen. Ich mußte wohl einen solchen schweigsamen Tag getroffen haben; denn auf meine Frage, ob das Fräulein zu Hause sei (daß ich diese Frage an sie richtete, darauf besinne ich mich ganz genau), antwortete sie überhaupt nicht und ging schweigend wieder in ihre Küche. Ich nahm infolgedessen natürlich an, daß das Fräulein zu Hause sei, ging in das Zimmer, und da ich dort niemanden fand, so wartete ich, in der Voraussetzung, Tatjana Pawlowna werde sogleich aus ihrer Schlafstube hereinkommen; denn warum hätte mich sonst die Köchin hereingelassen? Ohne mich hinzusetzen, wartete ich zwei, drei Minuten lang; es war schon stark dämmerig, und Tatjana Pawlownas kleine dunkle Woh-

nung erschien noch unfreundlicher durch die endlose Menge von Kattun, der überall umherhing. Zwei Worte über diese häßliche, kleine Wohnung, damit man die Örtlichkeit kennt, in der sich die Sache abspielte. Infolge ihres eigensinnigen, befehlshaberischen Charakters und der alten, als Gutsbesitzerin angenommenen Neigungen konnte Tatjana Pawlowna das Wohnen in möblierten Zimmern nicht leiden und hatte sich diese Parodie auf eine Wohnung gemietet, um nur für sich allein zu leben und ihre eigene Herrin zu sein. Diese zwei Zimmer hatten die größte Ähnlichkeit mit zwei aneinandergerückten Kanarienvogelbauern; eines war noch enger als das andere; sie lagen im dritten Stock, und die Fenster gingen auf den Hof. Beim Eintreten in die Wohnung kam man zuerst auf einen kleinen, engen Flur, anderthalb Ellen breit; links davon lagen die beiden oben genannten Kanarienvogelbauer, und geradeaus, am Ende des Flures, befand sich der Eingang zu der winzigen Küche. Der Kubikraum Luft, den ein Mensch für zwölf Stunden notwendig gebraucht, war in diesen Zimmerchen vielleicht vorhanden, aber kaum mehr. Sie waren schauderhaft niedrig; aber was das Allerdümmste war, die Fenster, die Türen, die Möbel, alles, alles war mit Kattun, mit schönem französischem Kattun, behangen oder überzogen und mit Festons verziert; aber davon erschien das Zimmer noch einmal so dunkel und glich dem Innern eines Reisewagens. In demjenigen Zimmer, in welchem ich wartete, konnte man sich noch allenfalls umdrehen, obgleich alles von Möbeln vollgestellt war (beiläufig bemerkt: es waren sehr schöne Möbel; da waren allerlei Tischchen mit eingelegter Arbeit und Bronzeverzierungen, hübsche Schatullen, ein eleganter, kostbarer Toilettentisch). Aber das folgende Zimmerchen, aus dem sie, wie ich meinte, herauskommen mußte, das

Schlafzimmer, das von diesem Zimmer durch einen dichten Vorhang abgetrennt war, wurde, wie sich nachher herausstellte, vollständig durch ein Bett ausgefüllt. Alle diese Einzelheiten sind zu wissen notwendig, damit man die Dummheit verstehen kann, die ich nun machte.

Ich wartete also, ohne daß mir irgendwelcher Zweifel gekommen wäre; da ertönte die Klingel. Ich hörte, wie die Köchin mit langsamen Schritten über den Flur ging und schweigend, gerade wie vorher mich, die Ankömmlinge hereinließ. Dies waren zwei Damen, die laut miteinander sprachen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich an den Stimmen in der einen Tatjana Pawlowna erkannte und in der andern eben jene Frau, der jetzt zu begegnen ich am allerwenigsten vorbereitet war, und noch dazu unter solchen Umständen! Ein Irrtum war nicht möglich: ich hatte diese klangreiche, kräftige, metallische Stimme am vorhergehenden Tage allerdings nur drei Minuten lang gehört; aber der Ton derselben haftete in meiner Seele. Ja, das war „die Dame von gestern". Was sollte ich tun? Ich lege diese Frage keineswegs dem Leser vor; ich vergegenwärtige mir nur den damaligen Augenblick und bin auch jetzt absolut nicht imstande, zu erklären, wie es zuging, daß ich auf einmal hinter den Vorhang sprang und mich in Tatjana Pawlownas Schlafzimmer befand. Kurz gesagt, ich versteckte mich und hatte das Zimmer kaum verlassen, als die beiden Damen eintraten. Warum ich ihnen nicht entgegenging, sondern mich versteckte, das weiß ich nicht; alles begab sich von ungefähr und ohne die geringste Überlegung.

Als ich in das Schlafzimmer gesprungen und gegen das Bett angerannt war, merkte ich sofort, daß von dem Schlafzimmer eine Tür nach der Küche führte; es gab

also noch einen Ausweg aus der peinlichen Lage, und ich hatte die Möglichkeit, mich ganz und gar davonzumachen; aber – o Schrecken! Die Tür war verschlossen, und der Schlüssel steckte nicht. Voller Verzweiflung sank ich auf das Bett, es stand mir klar vor Augen, daß ich jetzt würde den Horcher spielen müssen; aber schon aus den ersten Worten, aus den ersten Sätzen des Gespräches konnte ich entnehmen, daß es sich um einen geheimen, heiklen Gegenstand handelte. O natürlich, ein ehrenhafter, anständig denkender Mensch mußte auch jetzt noch aufstehen, hinaustreten, laut sagen: „Ich bin hier, halten Sie ein!" und trotz seiner komischen Situation an ihnen vorbei und davongehen; aber ich stand nicht auf und trat nicht hinaus, ich wagte es nicht; ich benahm mich in schmählichster Weise feige.

„Meine liebe Katerina Nikolajewna, Sie betrüben mich wirklich sehr," sagte Tatjana Pawlowna in bittendem Tone. „Beruhigen Sie sich doch ein für allemal; das paßt ja auch gar nicht zu Ihrem ganzen Wesen. Überall, wo Sie sind, da herrscht Freude, und nun auf einmal ... Aber mir, denke ich, werden Sie auch weiter Vertrauen schenken; Sie wissen ja doch, wie sehr ich Ihnen ergeben bin. Ich hänge an Ihnen nicht weniger als an Andrei Petrowitsch; denn daß ich dem lebenslänglich ergeben sein werde, das verheimliche ich nicht ... Na, also glauben Sie mir, ich gebe Ihnen mein Wort darauf, dieses Schriftstück befindet sich nicht in seinen Händen, und vielleicht in niemandes Händen; er ist auch solcher Intrigen gar nicht fähig, es ist eine Sünde von Ihnen, ihn im Verdacht zu haben. Diese Feindschaft ist weiter nichts als ein Hirngespinst, das Sie sich beide selbst ersonnen haben ..."

„Das Schriftstück ist vorhanden, und er ist zu allem

fähig. Und was sagen Sie dazu: gestern komme ich herein, und das erste, was ich sehe, ist ce petit espion, den er dem Fürsten angehängt hat."

„Ach was, ce petit espion! Erstens ist er überhaupt kein Spion; denn ich, ich selbst habe darauf gedrungen, daß er die Anstellung beim Fürsten bekam, sonst wäre er in Moskau übergeschnappt oder verhungert, so ist uns von dort aus über ihn berichtet worden; und was die Hauptsache ist: dieser unartige Junge ist ein vollständiger kleiner Dummkopf; wie kann der ein Spion sein?"

„Ja, ein kleiner Dummkopf ist er, was ihn aber nicht hindern würde, ein Schurke zu sein. Ich war gestern nur zu ärgerlich, sonst hätte ich mich totgelacht: er wurde ganz blaß, kam herangelaufen, machte Verbeugungen und fing an, französisch zu sprechen. Und in Moskau hatte mir Marja Iwanowna versichert, er sei ein Genie! Daß aber der unselige Brief noch existiert und sich irgendwo an einer sehr gefährlichen Stelle befindet, das habe ich aus Marja Iwanownas Gesichtsausdruck geschlossen."

„Meine Liebe, Gute! Sie sagen ja selbst, daß sie nichts in Händen hat!"

„Das ist es eben, daß es doch der Fall ist; sie lügt nur, und ich kann Ihnen sagen: mit der größten Meisterschaft! Bevor ich nach Moskau fuhr, hatte ich immer noch die Hoffnung, daß sich vielleicht keine Papiere in der Hinterlassenschaft befunden hätten; aber nun, nun ..."

„Ach, meine Liebe, man sagt ja doch ganz im Gegenteil, sie sei ein gutes, anständiges Wesen, und der Verstorbene habe sie mehr geschätzt als alle seine anderen Nichten. Ich kenne sie allerdings nicht näher; aber – Sie hätten sie bezaubern sollen, meine Beste! Jemanden auf Ihre Seite zu bringen, das ist ja für Sie eine Kleinigkeit; sehen Sie, ich

bin eine alte Person, aber ich bin ganz verliebt in Sie und möchte Sie am liebsten gleich küssen ... Na, das wäre doch für Sie eine Kleinigkeit gewesen, sie zu bezaubern!"

„Ich habe es versucht, Tatjana Pawlowna, ich habe es versucht, und ich habe sie sogar wirklich in Entzücken versetzt; aber sie ist sehr schlau ... Nein, sie hat einen sehr festen Charakter, so einen besonderen Moskauer Charakter ... Und denken Sie sich, sie riet mir, mich hier an einen Herrn Krafft zu wenden, der Andronikows Gehilfe gewesen sei und vielleicht etwas wisse. Von diesem Herrn Krafft hatte ich schon gehört und erinnere mich seiner sogar flüchtig; aber als sie mir von diesem Herrn Krafft sprach, gerade da gelangte ich zu der bestimmten Überzeugung, daß ihr die Sache nicht einfach unbekannt ist, sondern daß sie lügt und alles weiß."

„Aber warum denn, warum denn? Aber immerhin, man könnte sich bei ihm erkundigen! Dieser Deutsche, dieser Krafft, ist kein Schwätzer und, wie ich mich erinnere, ein sehr anständiger Mensch; – wirklich, man sollte ihn befragen! Nur ist er wohl jetzt nicht in Petersburg ..."

„Oh, er ist schon gestern zurückgekehrt, und ich bin soeben bei ihm gewesen ... Eben darum bin ich in solcher Aufregung zu Ihnen gekommen (mir zittern noch die Arme und Beine); ich wollte Sie fragen, meine teuerste Tatjana Pawlowna, da Sie doch alle Menschen kennen, ob man nicht wenigstens etwas über seine Papiere erfahren könnte (denn Papiere hat er doch hinterlassen), in wessen Hände die jetzt übergehen. Ob sie am Ende wieder in gefährliche Hände gelangen? Ich bin hergeeilt, um Sie um Ihren Rat zu bitten."

„Aber von was für Papieren reden Sie denn?" fragte

Tatjana Pawlowna verständnislos. „Sie sagen ja doch, Sie seien soeben selbst bei Krafft gewesen?"

„Ja, ja, ich bin soeben dagewesen; aber er hat sich erschossen! Schon gestern abend."

Ich sprang vom Bette auf. Ich hatte es fertig gebracht, sitzen zu bleiben, als ich ein Spion und Idiot genannt wurde, und je weiter sie in ihrem Gespräche kamen, um so mehr erschien es mir ein Ding der Unmöglichkeit, mich zu zeigen. Das war undenkbar! Ich hatte bei mir beschlossen, still sitzen zu bleiben, bis Tatjana Pawlowna ihren Gast hinausbegleiten würde (wenn das Schicksal zu meinem Glücke wollte, daß sie nicht vorher selbst aus irgendwelchem Grunde in das Schlafzimmer käme); und dann, wenn Frau Achmakowa weggegangen sein würde, dann mochte meinetwegen der Kampf zwischen mir und Tatjana Pawlowna losgehen!... Aber als ich jetzt diese Mitteilung über Krafft hörte, da ging es mir wie ein Krampf durch den ganzen Leib, und ich sprang vom Bette in die Höhe. Ohne an etwas zu denken, ohne etwas zu überlegen und zu erwägen, tat ich einen Schritt vorwärts, hob die Portiere auf und stand nun vor den beiden Damen. Es war noch hell genug, daß sie mich erkennen konnten; ich war blaß und zitterte... Beide schrien auf. Und wie hätten sie auch nicht aufschreien sollen?

„Krafft?" murmelte ich, zu Frau Achmakowa gewendet. „Er hat sich erschossen? Gestern? Bei Sonnenuntergang?"

„Wo bist du gewesen? Wo kommst du her?" kreischte Tatjana Pawlowna und krallte sich geradezu an meiner Schulter fest. „Du hast spioniert? Du hast gelauscht?"

„Was habe ich Ihnen eben gesagt?" rief Katerina Nikolajewna, indem sie vom Sofa aufstand und auf mich zeigte.

Ich geriet ganz außer mir.

„Lüge, Unsinn!“ unterbrach ich sie wütend. „Sie haben mich eben einen Spion genannt, o Gott! Lohnt es etwa der Mühe, um solche Menschen, wie Sie, herumzuspionieren oder überhaupt neben ihnen zu leben? Ein hochherziger Mensch endet durch Selbstmord; Krafft hat sich erschossen, um der Idee willen, um Hekubas willen ... Aber was können Sie von Hekuba wissen! ... Und hier soll man nun weiterleben zwischen Ihren Intrigen, umherwanken zwischen Ihren Lügen und Betrügereien und Fallgruben ... Genug davon, genug davon!“

„Geben Sie ihm eine Maulschelle! Geben Sie ihm eine Maulschelle!“ schrie Tatjana Pawlowna; da jedoch Katerina Nikolajewna mich zwar unverwandt ansah (ich habe das alles bis auf die kleinsten Nebenumstände im Gedächtnis), sich aber nicht vom Flecke rührte, so hätte Tatjana Pawlowna sicherlich im nächsten Augenblicke selbst ihren Rat zur Ausführung gebracht, so daß ich unwillkürlich den Arm in die Höhe hob, um mein Gesicht zu schützen. Sie aber faßte diese Bewegung so auf, als ob ich selbst ausholte.

„Schlag nur zu, schlag nur zu! Beweise es nur, daß du von deiner Geburt an ein Knecht bist: du bist stärker als wir Frauen, warum genierst du dich da noch?“

„Nun lassen Sie es genug sein mit Ihren Verleumdungen!“ rief ich. „Ich habe noch nie die Hand gegen ein Weib erhoben! Sie sind unverschämt gegen mich, Tatjana Pawlowna; Sie haben mich immer gering geachtet. Oh, man muß mit den Menschen verkehren, ohne ihnen irgendwelche Achtung zu zollen! Sie lachen, Katerina Nikolajewna; wahrscheinlich über meine Gestalt; ja, Gott hat mir keine solche Gestalt gegeben, wie Ihre Adjutanten sie haben.

Und dennoch fühle ich mich Ihnen gegenüber nicht als ein niedrigeres Wesen, sondern ganz im Gegenteil als höher stehend... Nun, ganz gleich, wie man sich darüber ausdrücken mag; jedenfalls trifft mich keine Schuld! Ich bin nur zufällig hierher geraten, Tatjana Pawlowna; Schuld trägt einzig und allein Ihre Finnländerin oder, richtiger gesagt, Ihre wunderliche Passion für dieses Frauenzimmer: warum hat sie mir auf meine Frage nicht geantwortet, sondern mich einfach hier eintreten lassen? Und nachher (darin werden Sie mir selbst recht geben müssen) erschien es mir dermaßen monströs, aus dem Schlafzimmer einer Frau herauszuspringen, daß ich mich lieber dazu entschloß, Ihre schändlichen Beleidigungen schweigend zu ertragen als mich zu zeigen... Sie lachen schon wieder, Katerina Nikolajewna?"

„Mach, daß du hinaus kommst; mach, daß du hinaus kommst, hinaus mit dir!" schrie Tatjana Pawlowna und versetzte mir beinahe Stöße. „Achten Sie nicht auf sein Geschwätz, Katerina Nikolajewna; ich habe Ihnen ja gesagt, daß ihm schon von dort aus das Zeugnis der Verrücktheit ausgestellt ist!"

„Das Zeugnis der Verrücktheit? Von wo ist Ihnen das geschrieben? Wer hätte Ihnen das schreiben können und von wo? Aber es ist ja ganz egal; genug davon, Katerina Nikolajewna! Ich schwöre Ihnen bei allem, was heilig ist, dieses Gespräch und alles, was ich gehört habe, wird unter uns bleiben... Was kann ich dafür, daß ich Ihre Geheimnisse erfahren habe? Das wird um so weniger bedenklich sein, da ich schon morgen meine Tätigkeit bei Ihrem Vater einstelle, so daß Sie in betreff des Schriftstücks, das Sie suchen, beruhigt sein können!"

„Was heißt das?... Von was für einem Schriftstücke

reden Sie?" fragte Katerina Nikolajewna erschrocken, und zwar so erschrocken, daß sie ganz blaß wurde; oder vielleicht kam es mir nur so vor. Ich merkte, daß ich schon zu viel gesagt hatte.

Ich ging schnell hinaus; sie verfolgten mich schweigend mit den Augen, und in ihren Blicken drückte sich der höchste Grad des Erstaunens aus. Kurz, ich hatte ihnen ein Rätsel aufgegeben.

## Neuntes Kapitel

### I

Ich eilte nach Hause und war wunderbarerweise mit mir sehr zufrieden. Natürlich spricht man so nicht mit Damen, und nun gar mit solchen Damen, – richtiger gesagt, mit einer solchen Dame; denn Tatjana Pawlowna rechnete ich nicht mit. Vielleicht darf man einer Dame dieser Art nie ins Gesicht sagen, daß man ihre Intrigen verachte; aber ich hatte es gesagt und war gerade damit sehr zufrieden. Von anderem ganz zu schweigen, hatte ich, wenigstens nach meiner Überzeugung, durch diesen Ton alles Lächerliche ausgewischt, das in meiner Situation gelegen hatte. Aber sehr viel darüber nachzudenken, dazu hatte ich keine Zeit: die Geschichte mit Krafft ging mir im Kopfe herum. Nicht, daß dieser Gedanke mich so ganz besonders gequält hätte; aber ich fühlte mich doch tief erschüttert, und sogar so sehr, daß die allgemein menschliche Empfindung eines gewissen Vergnügens bei fremdem Unglück, wenn zum Beispiel jemand ein Bein bricht, seine Ehre verliert, eines geliebten Wesens beraubt wird, daß selbst diese allgemein menschliche Empfindung einer unwürdigen Befriedigung völlig einem andern, sehr inten-

siven Gefühle Platz machte: dem Kummer, dem Mitleide mit Krafft; das heißt, ob es wirklich gerade Mitleid war, das weiß ich nicht, aber jedenfalls war es ein sehr starkes, gutes Gefühl. Und damit war ich zufrieden. Es ist erstaunlich, wie viele nebensächliche Gedanken einem durch den Kopf gehen können, gerade wenn man durch eine gewaltige Nachricht ganz erschüttert ist, die, wie man meinen möchte, in Wirklichkeit die anderen Gefühle erdrücken und alle fremden Gedanken herausjagen müßte, besonders die unwichtigen; aber gerade die unwichtigen Gedanken drängen sich einem auf. Ich erinnere mich noch, daß ein recht unangenehmes nervöses Zittern allmählich meinen ganzen Körper ergriff, das mehrere Minuten dauerte und sogar die ganze Zeit über anhielt, während ich zu Hause war und ein Gespräch mit Wersilow hatte.

Dieses Gespräch fand unter seltsamen und ungewöhnlichen Umständen statt. Ich habe schon erwähnt, daß wir in einem besonderen Nebengebäude auf dem Hofe wohnten; diese Wohnung trug die Nummer dreizehn. Noch ehe ich in das Hoftor trat, hörte ich eine weibliche Stimme, welche jemanden laut in ungeduldigem, gereiztem Tone fragte, wo denn die Wohnung Nr. 13 sei. Die Fragende war eine Dame, die ganz in der Nähe des Tores die Tür eines kleinen Ladengeschäftes geöffnet hatte; aber man schien ihr dort keine Auskunft gegeben oder sie sogar hinausgewiesen zu haben, und sie stieg eilig und aufgebracht die Stufen vor der Ladentür wieder hinunter.

„Wo ist denn hier der Hausknecht?" rief sie und stampfte dabei mit dem Fuße. Ich hatte diese Stimme schon längst erkannt.

„Ich gehe nach der Wohnung Nr. 13," sagte ich, an sie herantretend. „Zu wem wollen Sie?"

„Ich suche schon eine ganze Stunde lang den Hausknecht; alle Leute habe ich gefragt, alle Treppen bin ich hinaufgelaufen.“

„Die Wohnung ist auf dem Hofe. Erkennen Sie mich nicht wieder?“

Aber sie hatte mich bereits erkannt.

„Sie wollen zu Wersilow; Sie haben etwas mit ihm abzumachen, und ich ebenfalls,“ fuhr ich fort. „Ich bin gekommen, um von ihm für immer Abschied zu nehmen. Kommen Sie mit!“

„Sie sind sein Sohn?“

„Das tut nichts zur Sache. Übrigens bin ich allerdings sein Sohn, obgleich ich Dolgoruki heiße; ich bin ein illegitimes Kind. Dieser Herr hat eine Unmenge illegitimer Kinder. Wenn Gewissen und Ehre es verlangen, geht sogar ein leiblicher Sohn aus dem Hause. Das steht schon in der Bibel. Außerdem hat er eine Erbschaft gemacht; aber ich will an ihr keinen Anteil haben, sondern gehe weg, um von meiner Hände Arbeit zu leben. Wenn es notwendig ist, bringt ein hochherziger Mensch sogar sein Leben zum Opfer; Krafft hat sich erschossen, Krafft, um einer Idee willen, stellen Sie sich das vor, ein junger Mensch, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte ... Hierher, hierher! Wir wohnen in einem besonderen Nebengebäude. Das steht schon in der Bibel, daß die Kinder von den Vätern fortgehen und sich ein eigenes Nest bauen ... Wenn eine Idee einen treibt ... wenn man eine Idee hat! Die Idee ist die Hauptsache; in der Idee ist alles beschlossen ...“

In solchen Reden erging ich mich die ganze Zeit über, während wir nach unserer Wohnung hingingen. Der Leser bemerkt wahrscheinlich, daß ich mich nicht besonders

schone und mich, wo es nötig ist, auch ernstlich tadle: ich will lernen, die Wahrheit zu sagen. Wersilow war zu Hause. Ich ging hinein, ohne den Überzieher abgelegt zu haben, und sie machte es ebenso. Gekleidet war sie furchtbar dürftig: über einem dunklen Kleidchen hing so ein Stück Zeug, das einen Mantel oder eine Mantille vorstellen sollte; auf dem Kopfe hatte sie ein altes, schäbiges Matrosenhütchen, das sehr wenig zu ihrer Verschönerung beitrug. Als wir in das Wohnzimmer eintraten, saß meine Mutter mit einer Arbeit an ihrem gewohnten Platze, und meine Schwester kam aus ihrem Zimmer herbei, um zu sehen, wer gekommen sei, und blieb in der Tür stehen. Wersilow, der nach seiner Gewohnheit nichts tat, erhob sich bei unserm Eintritt und richtete einen ernsten, fragenden Blick auf mich.

„Ich habe hiermit nichts zu schaffen," sagte ich, eilig abwehrend, und trat dann beiseite; „ich habe diese Dame eben erst am Tor getroffen; sie suchte Sie, und niemand konnte ihr Auskunft geben. Ich aber bin in einer eigenen Angelegenheit gekommen, die ich nach der Dame das Vergnügen haben werde Ihnen auseinanderzusetzen."

Wersilow fuhr indes fort, mich prüfend anzusehen.

„Erlauben Sie," begann das junge Mädchen ungeduldig.

Wersilow wandte sich ihr zu.

„Ich habe lange darüber nachgedacht, in welcher Absicht Sie mir wohl das Geld gestern dagelassen haben ... Ich ... mit einem Worte ... Da ist Ihr Geld!" rief sie beinahe ebenso kreischend wie vor kurzem, und warf ein Päckchen Banknoten auf den Tisch. „Ich habe mich erst auf dem Adreßbureau erkundigen müssen, wo Sie wohnten, sonst hätte ich es Ihnen früher zurückgebracht. Hören Sie,

Sie!" wandte sie sich auf einmal an meine Mutter, die ganz blaß geworden war, „ich will Sie nicht kränken, Sie sehen rechtschaffen aus, und vielleicht ist das sogar Ihre Tochter. Ich weiß nicht, ob Sie seine Frau sind; aber ich möchte Ihnen sagen, daß dieser Herr aus der Zeitung Annoncen ausschneidet, in denen Gouvernanten und Lehrerinnen sich für ihr letztes Geld anbieten, und dann zu diesen Unglücklichen hingeht, um ehrlose Zwecke zu erreichen und sie durch sein Geld ins Unglück zu ziehen. Ich verstehe nicht, wie ich das Geld gestern habe von ihm annehmen können: er machte ein so ehrliches Gesicht! . . . Schweigen Sie, kein Wort! Sie sind ein Schurke, mein Herr! Und selbst wenn Sie mit ehrenhaften Absichten zu uns gekommen sein sollten, so will ich doch kein Almosen von Ihnen haben. Kein Wort, kein Wort! Oh, wie freue ich mich, daß ich Sie jetzt vor Ihrer Familie habe entlarven können. Seien Sie verflucht!"

Sie lief schnell hinaus; aber an der Schwelle drehte sie sich noch für einen Augenblick um, nur um zu schreien:

„Sie sollen ja eine Erbschaft gemacht haben!"

Und dann verschwand sie wie ein Schatten. Ich bemerke noch einmal: sie war eine Rasende. Wersilow war höchst betroffen: er stand da, wie wenn er nachdächte und etwas überlegte; endlich wandte er sich plötzlich zu mir:

„Du kennst sie gar nicht?"

„Ich habe sie vorhin zufällig gesehen, als sie auf dem Flur bei Wasin tobte, kreischte und Verwünschungen gegen Sie ausstieß; aber ins Gespräch bin ich mit ihr nicht gekommen und weiß nichts; jetzt aber traf ich sie am Tore. Wahrscheinlich ist das eben jene Lehrerin von gestern, die Rechenunterricht geben wollte?"

„Ja, die ist es. Einmal im Leben habe ich ein gutes

Werk getan, und da ... Übrigens, was hattest du denn noch?"

„Hier ist ein Brief," antwortete ich. „Eine Erklärung halte ich für überflüssig: er kommt von Krafft, und der hatte ihn von dem verstorbenen Andronikow erhalten. Sie werden ja aus dem Inhalte alles ersehen. Ich füge hinzu, daß von diesem Briefe jetzt niemand in der ganzen Welt etwas weiß außer mir; denn Krafft hat sich, nachdem er mir gestern diesen Brief übergeben hatte, gleich nach meinem Fortgehen erschossen."

Während ich das aufgeregt und hastig sagte, nahm er den Brief hin und hörte, ihn in der ausgestreckten linken Hand haltend, aufmerksam zu. Als ich von Kraffts Selbstmord sprach, betrachtete ich sein Gesicht mit besonderer Aufmerksamkeit, um die Wirkung zu beobachten. Und was geschah? Die Nachricht brachte nicht die geringste Wirkung hervor: nicht einmal, daß er die Augenbrauen in die Höhe gezogen hätte! Sondern als er sah, daß ich innehielt, zog er seine Lorgnette heraus, die er immer, an einem schwarzen Bande hängend, bei sich hatte, ging mit dem Briefe näher an die Kerze heran, warf einen Blick auf die Unterschrift und begann, ihn aufmerksam zu lesen. Ich kann gar nicht sagen, wie sehr ich mich durch diese hochmütige Gefühllosigkeit verletzt fühlte. Er mußte Krafft sehr gut gekannt haben; und dabei war es doch eine so ungewöhnliche Nachricht! Schließlich hatte ich natürlich auch gewünscht, daß sie einen gewissen Effekt machen möchte. Ich wartete etwa eine Minute lang; aber da ich wußte, daß der Brief lang war, wandte ich mich dann um und ging hinaus. Mein Koffer war schon längst bereit, ich brauchte nur noch ein paar Sachen in ein Bündel zu packen. Ich dachte an meine Mutter, und daß ich auf diese Weise nicht richtig

Abschied von ihr genommen hatte. Nach zehn Minuten, als ich schon ganz fertig war und mir gerade eine Droschke holen wollte, kam meine Schwester zu mir in mein Giebelzimmer.

„Da schickt dir Mama deine sechzig Rubel und bittet dich nochmals um Entschuldigung dafür, daß sie zu Andrei Petrowitsch etwas davon gesagt hat, und außerdem noch zwanzig Rubel. Du hast ihr gestern für deinen Unterhalt fünfzig Rubel gegeben; Mama sagt, mehr als dreißig könne sie von dir unter keinen Umständen annehmen, weil fünfzig Rubel nicht für dich ausgegeben seien, und schickt dir zwanzig wieder zurück."

„Na, dann danke ich schön, wenn sie nur die Wahrheit sagt. Lebe wohl, Schwester, ich verlasse das Haus!"

„Wo willst du denn jetzt hin?"

„Vorläufig in eine Herberge, damit ich nur nicht noch einmal hier zu übernachten brauche. Sage zu Mama, daß ich sie liebe."

„Das weiß sie. Sie weiß, daß du auch Andrei Petrowitsch liebst. Schämst du dich denn gar nicht, daß du diese unglückliche Person hergebracht hast?"

„Ich schwöre dir, daß ich es nicht getan habe; ich habe sie am Tor getroffen."

„Nein, du hast sie hergebracht."

„Ich versichere dich ..."

„Denk mal nach, frage dich auf dein Gewissen, und du wirst sehen, daß auch du mit die Veranlassung dazu warst."

„Ich habe mich sehr darüber gefreut, daß Wersilow an den Pranger gestellt wurde. Kannst du dir das vorstellen: er zieht da ein kleines Kind auf, das ihm Lidija Achmakowa geboren hat ... übrigens, was rede ich da zu dir!"

„Er zieht ein kleines Kind auf? Aber das ist nicht sein Kind! Woher hast du denn diese Unwahrheit gehört?"

„Na, wie kannst du darüber Bescheid wissen?"

„Ich sollte nicht darüber Bescheid wissen? Aber ich habe ja dieses Kind selbst in Luga gepflegt. Hör mal, Bruder: ich sehe schon lange, daß du von all diesen Sachen nicht das geringste weißt, aber dabei doch Andrei Petrowitsch beleidigst. Nun, und Mama beleidigst du ebenfalls."

„Wenn er nichts Schlechtes getan hat, werde ich um Entschuldigung bitten, ganz einfach; euch aber werde ich darum nicht weniger lieben. Warum bist du denn so rot geworden, Schwester? Na sieh mal, jetzt noch mehr! Nun gut, aber diesen jungen Fürsten werde ich doch zum Duell fordern, wegen der Ohrfeige, die er Wersilow in Ems gegeben hat. Wenn Wersilow gegen Fräulein Achmakowa sich nichts hat zuschulden kommen lassen, dann erst recht."

„Bruder, komm zur Besinnung! Was redest du da?"

„Zum Glück ist jetzt der Prozeß beim Gericht beendet ... Na, aber jetzt bist du ja ganz blaß geworden!"

„Aber der Fürst wird sich nicht mit dir schlagen," sagte Lisa, über deren blasses Gesicht trotz ihres Schreckens ein Lächeln hinzog.

„Dann werde ich ihn öffentlich beschimpfen. Was ist dir, Lisa?"

Sie war so erblaßt, daß sie nicht auf den Beinen stehen konnte und auf das Sofa sank.

„Lisa!" hörten wir die Mutter von unten rufen.

Sie raffte sich zusammen und stand auf; sie lächelte mir freundlich zu.

„Bruder, laß diese Torheiten oder warte vorläufig noch, bis du mehr über diese Dinge erfahren haben wirst; jetzt weißt du noch furchtbar wenig darüber."

„Ich werde es nicht vergessen, Lisa, daß du blaß geworden bist, als du hörtest, daß ich mich duellieren wolle."

„Ja, ja, denk auch daran!" erwiderte sie, lächelte mir noch einmal zum Abschied zu und ging nach unten.

Ich holte mir eine Droschke und trug mit Hilfe des Kutschers meine Sachen aus der Wohnung. Keiner meiner Angehörigen sagte ein Wort dagegen oder suchte mich zurückzuhalten. Ich ging nicht in die Stube, um von meiner Mutter Abschied zu nehmen, weil ich nicht noch einmal mit Wersilow zusammenkommen wollte. Als ich bereits in der Droschke saß, schoß mir auf einmal ein Gedanke durch den Kopf:

„Nach der Fontanka, zur Semjonowski-Brücke!" befahl ich und fuhr wieder zu Wasin.

## II

Ich hatte mir auf einmal die Vorstellung gebildet, Wasin werde gewiß schon von Kraffts Selbstmord wissen, und vielleicht hundertmal mehr als ich; und so stellte es sich denn auch heraus. Wasin teilte mir sofort bereitwillig alle möglichen Einzelheiten mit, indes ohne besondere Erregung; ich schloß daraus, daß er wohl sehr ermüdet sei, und so war es auch wirklich. Er war selbst am Vormittag bei Krafft gewesen. Krafft hatte sich mit einem Revolver erschossen (mit eben dem, von welchem ich oben gesprochen habe), am Abend, als es schon ganz dämmrig geworden war, was sich aus seinem Tagebuche ergab. Die letzte Eintragung war in dem Tagebuche unmittelbar vor dem Schusse gemacht worden, und er hatte darin bemerkt, er schreibe beinahe im Dunkeln und könne kaum noch die Buchstaben erkennen; eine Kerze wolle er aber nicht anzünden, aus Furcht, es könne nach seinem Tode ein Brand

entstehen. „Sie aber anzünden, um sie vor dem Schusse ebenso wie mein Leben auszulöschen, das will ich nicht,“ hatte er merkwürdigerweise in einer der letzten Zeilen hinzugefügt. Dieses vor dem Tode abgefaßte Tagebuch hatte er schon vor zwei Tagen begonnen, unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Petersburg, noch vor dem Besuche bei Dergatschew; nachdem ich von ihm weggegangen war, hatte er alle Viertelstunden Eintragungen gemacht; die allerletzten drei oder vier Notizen hatte er in Zwischenräumen von fünf Minuten niedergeschrieben. Ich sprach meine Verwunderung darüber aus, daß Wasin, der doch dieses Tagebuch so lange vor Augen gehabt hatte (man hatte es ihm zu lesen gegeben), keine Abschrift davon hatte machen mögen, um so mehr, da es nur einen Bogen füllte und die Bemerkungen nur ganz kurz waren. „Sie hätten doch wenigstens die letzte Seite abschreiben sollen!“ sagte ich. Wasin erwiderte mir lächelnd, er werde den Inhalt auch so nicht vergessen; außerdem seien die Bemerkungen ganz ungeordnet und handelten über alles mögliche, was ihm in den Sinn gekommen sei. Ich wollte ihm auseinandersetzen, daß das in einem solchen Falle ganz besonders wertvoll sei, ließ aber diesen Gegenstand dann doch fallen und drang in ihn, mir einiges aus dem Gedächtnisse mitzuteilen, und so zitierte er mir denn auch einige Zeilen, z. B. eine, die eine Stunde vor dem Schusse geschrieben war und besagte, daß ihn friere; er habe, um sich zu erwärmen, schon daran gedacht, ein Glas Branntwein zu trinken; aber der Gedanke, daß infolgedessen vielleicht der Bluterguß größer werden könne, habe ihn davon abgehalten. „In dieser Art war fast alles,“ schloß Wasin.

„Und das nennen Sie Torheiten!“ rief ich.

„Wann hätte ich diesen Ausdruck gebraucht? Ich habe nur keine Abschrift davon nehmen mögen. Aber wenn es auch keine Torheiten sind, so ist der Inhalt des Tagebuches doch ein recht gewöhnlicher oder, richtiger gesagt, ein sehr natürlicher, das heißt eben ein solcher, wie er in einem solchen Falle sein muß . . ."

„Aber es sind doch seine letzten Gedanken, seine letzten Gedanken!"

„Die letzten Gedanken sind manchmal herzlich unbedeutend. Ein ebensolcher Selbstmörder beklagt sich geradezu in einem ebensolchen Tagebuche darüber, daß in einer so wichtigen Stunde ihm auch nicht ein einziger ‚höherer Gedanke' aufsteige, sondern nur lauter solche kleinlichen und unbedeutenden."

„Und daß ihn friert, ist das auch ein unbedeutender Gedanke?"

„Meinen Sie speziell das vom Frieren oder das vom Bluterguß? Es ist aber eine bekannte Tatsache, daß sehr viele von denjenigen, die imstande sind, an ihren bevorstehenden freiwilligen oder unfreiwilligen Tod zu denken, dazu neigen, sich um die schöne äußere Gestalt, in der ihr Leichnam zurückbleiben wird, Sorgen zu machen. In diesem Sinne fürchtete auch Krafft einen allzugroßen Bluterguß."

„Ich weiß nicht, ob das eine bekannte Tatsache ist . . . und ob sich das so verhält," murmelte ich; „aber ich wundere mich, daß Sie das alles für so natürlich halten, und dabei ist es doch erst ganz kurze Zeit her, daß Krafft mit uns zusammen saß und redete und sich aufregte. Tut er Ihnen denn gar nicht leid?"

„O gewiß, er tut mir leid; aber das ist etwas ganz anderes. Jedenfalls hat Krafft jedoch selbst seinem Tode

die Form des Resultates einer logischen Schlußfolgerung gegeben. Es stellt sich heraus, daß alles, was gestern bei Dergatschew über ihn gesagt wurde, seine Richtigkeit hatte: er hat ein ganzes Heft voll gelehrter Schlußfolgerungen hinterlassen, aus denen auf Grund der Phrenologie, der Kraniologie und sogar der Mathematik hervorgehen soll, daß die Russen eine Rasse zweiten Ranges seien und es sich somit für einen Russen überhaupt nicht lohne zu leben. Das Charakteristischste ist dabei wohl dies: man kann zwar mit Leichtigkeit jede beliebige logische Schlußfolgerung aufstellen; aber daß sich jemand auf Grund einer Schlußfolgerung ohne weiteres erschießt, das kommt natürlich nicht immer vor."

„Wenigstens muß man doch seinem Charakter Anerkennung zuteil werden lassen."

„Vielleicht auch nicht diesem allein," bemerkte Wasin mit verstecktem Nebensinne; aber es war klar, daß er dabei an Dummheit oder an Schwäche der Denkkraft dachte. Alles das hatte die Wirkung, mich zu reizen.

„Sie haben selbst gestern von Gefühlen gesprochen, Wasin."

„Ich negiere sie auch jetzt nicht; aber angesichts der vollendeten Tat erscheint etwas an ihm so grob fehlerhaft, daß ein strenger Blick auf die Sache unwillkürlich sogar das Mitleid aus der Seele hinausdrängt."

„Wissen Sie was: ich habe es Ihnen schon vorhin an den Augen angesehen, daß Sie Krafft tadeln würden, und um diesen Tadel nicht zu hören, nahm ich mir vor, Sie nicht um Ihre Meinung zu fragen; aber Sie haben sie von selbst ausgesprochen, und ich sehe mich wider meinen Willen genötigt, Ihnen zuzustimmen; aber trotzdem bin ich mit Ihnen unzufrieden! Mir tut Krafft leid."

„Wissen Sie, wir geraten zu tief hinein . . ."

„Ja, ja," unterbrach ich ihn; „aber tröstlich ist wenigstens das eine, daß immer in solchen Fällen die am Leben gebliebenen Richter sich ruhig sagen können: ‚Wenn sich da auch ein Mensch erschossen hat, der jedes Mitleid und jede Nachsicht verdient, so sind doch wir am Leben geblieben, und es ist folglich kein Anlaß, sehr zu trauern.'"

„Ja, natürlich, wenn man es von diesem Gesichtspunkte aus ansieht . . . Ach, aber ich glaube, Sie haben einen Scherz gemacht! Einen sehr verständigen Scherz. Ich pflege um diese Zeit meinen Tee zu trinken und werde ihn sogleich bestellen: Sie leisten mir doch wohl Gesellschaft?"

Er ging hinaus und maß dabei mit seinen Blicken meinen Koffer und mein Bündel.

Ich hatte allerdings etwas recht Boshaftes sagen wollen, um Krafft zu rächen, und ich hatte es gesagt, so gut es mir gelingen wollte; aber interessant war mir, daß er das, was ich von solchen Überlebenden, wie wir, gesagt hatte, anfangs für Ernst hielt. Aber unter allen Umständen hatte er in allen Punkten mehr recht als ich, sogar hinsichtlich der Gefühle. Ich war mir dessen ohne alles Mißvergnügen bewußt; aber ich hatte die entschiedene Empfindung, daß ich ihn nicht liebte.

Als der Tee gebracht war, sagte ich ihm, ich bäte ihn um Gastfreundschaft nur für diese eine Nacht; wenn es nicht ginge, so möge er es offen sagen; ich würde dann in eine Herberge gehen. Darauf legte ich ihm in aller Kürze meine Gründe dar; ich sagte ihm geradeheraus, daß ich mich mit Wersilow für alle Zeit überworfen hätte, ging aber auf Einzelheiten darüber nicht ein. Wasin hörte aufmerksam zu, aber ohne irgendwelche Erregung zu bekunden. Überhaupt antwortete er nur auf meine Fragen;

dies tat er allerdings willig und mit hinreichender Ausführlichkeit. Von dem Briefe aber, über den ich ihn vorher bei meinem ersten Besuche hatte um Rat fragen wollen, schwieg ich vollständig; meinen vorherigen Besuch bezeichnete ich ihm als eine bloße Visite. Da ich Wersilow mein Wort darauf gegeben hatte, daß von diesem Briefe niemand außer mir Kenntnis erlangen solle, hielt ich mich nicht mehr für berechtigt, irgend jemandem etwas darüber zu sagen. Ich hatte (ich wußte nicht, warum) einen Widerwillen dagegen bekommen, von manchen Dingen Wasin Mitteilung zu machen. Von manchen ja, von andern nein: so gelang es mir, durch meine Erzählungen von den Szenen, die sich auf dem Flur und im Zimmer der Nachbarinnen vorher abgespielt und in Wersilows Wohnung ihren Abschluß gefunden hatten, sein Interesse zu erwecken. Er hörte sehr aufmerksam zu, besonders als ich von Stebelkow sprach. Wie Stebelkow mich nach Dergatschew gefragt hatte, das veranlaßte er mich nochmals zu wiederholen und wurde dabei ganz nachdenklich; gegen Ende indes lächelte er dennoch. Ich hatte in diesem Augenblicke plötzlich die Empfindung, daß Wasin sich durch nichts und niemals in Verlegenheit bringen lasse; übrigens hatte dieser Gedanke, als er mir zum ersten Male in den Kopf kam, eine für Wasin sehr schmeichelhafte Gestalt.

„Überhaupt konnte ich aus dem, was Herr Stebelkow sagte, oft nicht recht klug werden,“ schloß ich meine Mitteilungen über Stebelkow; „er redet in einer eigentümlich unklaren Weise . . . und als ob eine gewisse Leichtfertigkeit in ihm stecke . . .“

Wasin machte sogleich eine ernste Miene.

„Er besitzt allerdings nicht die Gabe des Wortes; aber es ist ihm schon manchmal gelungen, gleich auf den ersten

Blick sehr treffende Bemerkungen zu machen, und überhaupt, das sind mehr Männer des praktischen Handelns, des Geschäftslebens als des abstrakten Gedankens; von diesem Gesichtspunkte aus muß man sie beurteilen ..."

Das war genau dasselbe, was ich vorher gedacht hatte.

„Aber er hat bei Ihren Nachbarinnen einen furchtbaren Aufstand hervorgerufen, und Gott weiß, wie das noch hätte enden können."

Über seine Nachbarinnen teilte mir Wasin mit, sie hätten diese Wohnung seit ungefähr drei Wochen inne und seien irgendwoher aus der Provinz gekommen; ihr Zimmerchen sei außerordentlich klein, und aus allem sei zu entnehmen, daß sie sehr arm seien und nun dasäßen und auf etwas warteten. Er wußte nicht, daß die Junge sich in den Zeitungen als Lehrerin angeboten hatte; aber er hatte gehört, daß Wersilow zu ihnen gekommen war; das war in seiner Abwesenheit geschehen, aber die Wirtin hatte es ihm mitgeteilt. Die Nachbarinnen hielten sich vielmehr, wie er sagte, von allen Menschen fern, sogar von der Wirtin. In den allerletzten Tagen habe auch er bemerkt, daß bei ihnen tatsächlich etwas nicht in Ordnung sei; aber solche Szenen wie heute hätten noch nicht stattgefunden. Dieses unser ganzes Gespräch über die Nachbarinnen erwähne ich im Hinblick auf das Folgende; bei den Nachbarinnen selbst, hinter der Tür, herrschte zu dieser Zeit Totenstille. Mit besonderem Interesse hörte Wasin, daß Stebelkow es als unumgänglich notwendig bezeichnet habe, über die Nachbarinnen mit der Wirtin zu sprechen, und zweimal wiederholt habe: „Sie werden sehen, Sie werden sehen!"

„Und Sie werden sehen," fügte Wasin hinzu, „daß ihm

das nicht ohne Grund in den Kopf gekommen ist; er hat in solchen Dingen einen sehr scharfen Blick."

„Also müßte man Ihrer Meinung nach der Wirtin raten, sie hinauszusetzen?"

„Nein, ich meine das nicht in dem Sinne, daß sie hinausgesetzt werden sollten; aber man muß aufpassen, damit da nicht eine üble Geschichte passiert ... Übrigens begeben sich solche Geschichten, auf die eine oder andere Weise, doch immer ... Lassen wir dieses Thema!"

Über Wersilows Besuch bei den Nachbarinnen weigerte er sich entschieden ein Urteil abzugeben.

„Es ist alles möglich; er hat eben Geld in seiner Tasche gefühlt ... Übrigens ist auch das glaublich, daß er einfach ein Almosen gegeben hat; das entspricht seinen Gewohnheiten aus früherer Zeit und vielleicht auch seinen Neigungen."

Ich erzählte ihm, daß Stebelkow vorher von einem Säugling geredet habe.

„Stebelkow irrt sich in diesem Punkte vollständig," sagte Wasin mit besonderem Ernste und mit besonderem Nachdruck (auch das hat sich meinem Gedächtnisse sehr gut eingeprägt). „Stebelkow", fuhr er fort, „vertraut manchmal zu sehr auf seinen praktischen Verstand und zieht dann eilfertig Schlüsse, wie sie seiner, allerdings oft recht scharfsinnigen Logik gemäß sind; indes kann ein Vorgang in Wirklichkeit ein weit phantastischeres und überraschenderes Kolorit haben, wenn man die handelnden Personen in Betracht zieht. So ist es auch hier gegangen; zum Teil kennt er die Sache und hat nun den Schluß gezogen, daß Wersilow der Vater des Kindes sei; und doch ist das nicht der Fall."

Ich setzte ihm mit Bitten zu, und da erfuhr ich zu

meinem größten Erstaunen folgendes: der Vater des Kindes war Fürst Sergei Sokolski. Lidija Achmakowa hatte, sei es infolge ihrer Krankheit oder einfach infolge ihres phantastischen Wesens, manchmal wie eine Irrsinnige gehandelt. Sie hatte sich, noch vor ihren Beziehungen zu Wersilow, in den Fürsten verliebt, und der Fürst „trug kein Bedenken, ihre Liebe anzunehmen," wie Wasin sich ausdrückte. Dieses Verhältnis dauerte nur ganz kurze Zeit; wie schon bekannt ist, entzweiten sie sich, und Lidija wies den Fürsten von sich, „worüber dieser, wie es scheint, froh war". „Sie war ein sehr sonderbares Mädchen," fügte Wasin hinzu; „sehr möglich sogar, daß sie nicht immer ihren vollen Verstand hatte." Aber als der Fürst nach Paris abreiste, hatte er keine Ahnung davon, in welchem Zustande er sein Opfer zurückließ; er blieb darüber bis zum Schluß, bis zu seiner Rückkehr, in Unkenntnis. Wersilow, der der Freund der jungen Person geworden war, bot ihr an, sie zu heiraten, namentlich im Hinblick auf ihren deutlicher werdenden Zustand (von dem, wie es scheint, auch die Eltern fast bis zuletzt nichts ahnten). Das verliebte Mädchen war ganz entzückt von diesem Antrage und „sah darin nicht nur einen Akt der Aufopferung", die sie übrigens ebenfalls zu schätzen wußte. „Übrigens verstand er natürlich, die Sache zurechtzubringen," fügte Wasin hinzu. Das Kind, ein Mädchen, wurde einen Monat oder sechs Wochen vor dem richtigen Termin geboren und zunächst irgendwo in Deutschland untergebracht; dann aber nahm Wersilow es von dort wieder weg, und es befand sich jetzt irgendwo in Rußland, vielleicht in Petersburg.

„Aber die Phosphorzündhölzer?"

„Davon weiß ich nichts," schloß Wasin seinen Bericht.

„Lidija Achmakowa starb ungefähr vierzehn Tage nach ihrer Entbindung; was da vorgegangen ist, weiß ich nicht. Der Fürst, der eben erst aus Paris zurückgekehrt war, erfuhr, daß ein Kind da war, und glaubte, wie es scheint, zuerst nicht, daß es von ihm sei ... Überhaupt wird diese Geschichte sogar heute noch von allen Seiten geheimgehalten."

„Aber was ist dieser Fürst für ein Mensch!" rief ich empört. „Was für ein Benehmen gegen ein krankes Mädchen!"

„Sie ist damals noch nicht so krank gewesen ... Außerdem hatte sie ihn nachher selbst von sich gewiesen ... Allerdings hat er sich vielleicht übermäßig beeilt, von dem ihm erteilten Abschiede Gebrauch zu machen."

„Sie verteidigen einen solchen Schurken noch?"

„Nicht doch; ich nenne ihn nicht einen Schurken. Dabei wirkt noch vieles andere mit, außer der reinen Schurkerei. Überhaupt ist das eine recht gewöhnliche Sache."

„Sagen Sie mal, Wasin, haben Sie ihn näher gekannt? Ich würde sehr gern in betreff eines Punktes, der mich sehr nahe angeht, Ihre Meinung hören und mich auf sie verlassen."

Aber hierauf gab Wasin eine überaus zurückhaltende Antwort. Er sagte, daß er den Fürsten kenne; aber unter welchen Umständen er mit ihm bekannt geworden sei, darüber schwieg er mit offenbarer Absichtlichkeit. Ferner teilte er mir mit, der Fürst verdiene wegen seines Charakters eine etwas nachsichtige Beurteilung. „Er ist voll ehrenhafter Bestrebungen und Gefühle, besitzt aber weder Überlegung noch Willenskraft, um seine Begierden hinreichend zu beherrschen. Er ist ein Mensch ohne Bildung; eine Menge von Ideen und Erscheinungen gehen

über seinen Verstand; aber dennoch stürzt er sich auf sie. Er wird Ihnen zum Beispiel aus freien Stücken einen Gedanken von folgender Art vortragen: ‚Ich bin ein Fürst und stamme von Rurik ab; aber warum soll ich nicht Schustergeselle werden, wenn ich mir mein Brot verdienen muß und zu keiner anderen Arbeit tauge? Auf meinem Aushängeschilde wird dann stehen: „Fürst Soundso, Schuhmacher“, das ist sogar vornehm.‘ Er wird es sagen und, was die Hauptsache ist, es auch tun,“ fügte Wasin hinzu; „aber dabei handelt es sich bei ihm ganz und gar nicht um eine kräftige Überzeugung, sondern nur um die leichtfertigste Impulsivität. Dafür stellt sich später unfehlbar die Reue ein, und dann ist er immer bereit, in das ganz entgegengesetzte Extrem zu verfallen; diese Schwankungen füllen sein ganzes Leben aus. In unserem Zeitalter sind viele Leute auf diese Art in üble Lage geraten,“ schloß Wasin, „eben weil sie in unserem Zeitalter geboren sind.“

Ich wurde unwillkürlich nachdenklich.

„Ist es wahr, daß er seinerzeit aus seinem Regimente ausgestoßen worden ist?“ fragte ich.

„Ich weiß nicht, ob er ausgestoßen wurde; aber er verließ das Regiment tatsächlich, weil er Unannehmlichkeiten gehabt hatte. Ist es Ihnen bekannt, daß er im Herbst vorigen Jahres gleich nach seiner Verabschiedung sich zwei oder drei Monate in Luga aufgehalten hat?“

„Ich ... ich weiß, daß Sie damals in Luga wohnten.“

„Ja, eine Zeitlang wohnte auch ich da. Der Fürst war ebenfalls mit Lisaweta Makarowna bekannt.“

„Ja? Das wußte ich nicht. Ich muß gestehen, ich habe so wenig mit meiner Schwester gesprochen ... Aber hat

er denn wirklich im Hause meiner Mutter verkehrt?" rief ich.

„O nein; es war nur eine entfernte Bekanntschaft, durch eine dritte Familie."

„Ja, was hat mir doch meine Schwester von diesem Kinde gesagt? War dieses Kind etwa auch in Luga?"

„Ja, einige Zeit."

„Und wo ist es jetzt?"

„Sicherlich in Petersburg."

„Nie in meinem Leben werde ich das glauben," rief ich in größter Aufregung, „daß meine Mutter an der Geschichte mit dieser Lidija auch nur im geringsten beteiligt gewesen ist!"

„Bei dieser Geschichte hat, abgesehen von all diesen Intrigen, deren Aufklärung ich nicht unternehme, Wersilows Rolle eigentlich nichts besonders Tadelnswertes gehabt," bemerkte Wasin mit einem nachsichtigen Lächeln. Es schien mir, daß es ihm peinlich war, mit mir zu reden, er es sich aber nicht merken lassen wollte.

„Niemals, niemals werde ich glauben," rief ich wieder, „daß eine Frau es fertig bekommt, ihren Mann einer andern Frau abzutreten; das glaube ich nicht! ... Ich schwöre Ihnen, daß meine Mutter nicht dabei beteiligt gewesen ist!"

„Es scheint aber doch, daß sie nichts dagegen gesagt hat."

„Ich hätte an ihrer Stelle schon aus Stolz nichts dagegen gesagt!"

„Ich meinerseits enthalte mich in einer solchen Sache vollständig des Urteils," schloß Wasin.

In der Tat hatte Wasin bei all seinem Verstande vielleicht kein Verständnis für die Frauen, so daß ihm ein ganzer Kreis von Ideen und Erscheinungen unbekannt blieb. Ich verstummte. Wasin war zur Zeit bei einer

Aktiengesellschaft angestellt, und ich wußte, daß er sich Arbeit nach Hause mitzunehmen pflegte. Auf dringendes Befragen meinerseits gestand er, daß er auch jetzt Arbeit habe, Rechnungen, und ich bat ihn inständig, sich meinetwegen nicht zu genieren. Das schien ihn zu freuen; aber bevor er sich an seine Papiere setzte, machte er sich daran, für mich auf dem Sofa ein Bett herzurichten. Zuerst hatte er mir sein Bett abtreten wollen; aber als ich das nicht annahm, schien er auch damit ganz zufrieden zu sein. Von der Wirtin ließ er sich ein Kissen und ein Deckbett geben; Wasin war außerordentlich höflich und liebenswürdig, aber es war mir einigermaßen peinlich, zu sehen, daß er sich um meinetwillen so viel Mühe machte. Es hatte mir besser gefallen, als ich einmal etwa drei Wochen vorher zufällig in der Peterburgskaja bei Jefim übernachtete. Ich erinnere mich, wie er mir damals ein Bett zurechtmachte, ebenfalls auf dem Sofa und leise, damit es die Tante nicht merken sollte, da er aus irgendwelchem Grunde annahm, sie werde ärgerlich werden, wenn sie erführe, daß seine Freunde bei ihm übernachteten. Wir lachten sehr viel, breiteten statt eines Lakens ein Hemd darüber und ließen einen zusammengelegten Paletot die Stelle des Kissens vertreten. Ich erinnere mich, wie Swjerjew, als die Arbeit beendet war, wohlgefällig auf das Sofa klopfte und zu mir sagte:

„Vous dormirez comme un petit roi."

Sowohl seine dumme Lustigkeit als auch die französische Phrase, die zu ihm paßte wie ein Sattel zur Kuh, bewirkten, daß ich mich damals mit außerordentlichem Vergnügen bei diesem Hanswurst ausschlief. Was aber Wasin anlangt, so war ich recht froh, als er sich endlich, mir den Rücken zuwendend, an seine Arbeit gesetzt hatte. Ich

streckte mich auf dem Sofa aus und dachte, während ich nach seinem Rücken hinblickte, lange und über vieles nach.

III

Und es fehlte mir wahrlich nicht an Stoff zum Nachdenken. In meinem Kopfe war eine große Unklarheit und kein einziger vollständiger Gedanke; aber gewisse Empfindungen traten sehr bestimmt hervor, obgleich infolge ihrer Menge keine einzelne mich völlig zu fesseln vermochte. Alles huschte ohne Zusammenhang und ohne Ordnung an meinem geistigen Auge vorüber, und ich selbst hatte, wie ich mich erinnere, gar keine Lust, bei etwas stehen zu bleiben oder eine bestimmte Reihenfolge herzustellen. Sogar der Gedanke an Krafft trat unvermerkt in die zweite Reihe. Am meisten erregte mich meine eigene Situation, daß ich nun mit allem gebrochen hatte und meinen Koffer bei mir hatte und nicht zu Hause war, und daß jetzt etwas ganz Neues anfing. Ganz als wären bisher alle meine Pläne und Vorbereitungen Spaß gewesen, und als finge erst jetzt und (dies die Hauptsache!) ganz plötzlich alles in Wirklichkeit an. Dieser Gedanke ermutigte mich und stimmte mich fröhlich, so unklar es auch aus vielen Gründen in meinem Geiste aussah. Aber . . . aber es waren auch noch andere Empfindungen vorhanden; eine von ihnen wollte sich ganz besonders vor den übrigen hervordrängen und sich meiner Seele bemächtigen, und merkwürdigerweise ermutigte mich auch diese Empfindung und forderte mich gewissermaßen zu einer gewaltigen Lustigkeit auf. Und doch hatte sie eigentlich von einem Angstgefühl ihren Anfang genommen: ich fürchtete, und zwar schon lange, schon gleich von dem Vorgange selbst an, ich könnte im Eifer und aus Unbesonnenheit zu Frau Achmakowa über das Schriftstück

ein Wort zu viel gesagt haben. „Ja, ich habe zu viel gesagt," dachte ich, „und vielleicht erraten sie nun etwas ... schlimm! Selbstverständlich werden sie mir keine Ruhe lassen, wenn sie erst Verdacht schöpfen; aber ... mögen sie! Vielleicht werden sie mich auch gar nicht finden; denn ich werde mich verstecken! Wie aber, wenn sie in Wirklichkeit anfangen, auf mich Jagd zu machen ..." Und nun erinnerte ich mich bis auf die kleinsten Einzelheiten und mit wachsendem Vergnügen, wie ich kürzlich vor Katerina Nikolajewna gestanden hatte, und wie ihre dreisten, aber höchst erstaunten Augen mich unverwandt angesehen hatten. Auch als ich hinausging, hatte ich sie, wie ich mich erinnerte, in diesem Zustande des Staunens zurückgelassen; „ihre Augen sind aber nicht ganz schwarz; nur die Wimpern sind sehr schwarz, und daher erscheinen auch die Augen so dunkel ..."

Auf einmal aber wurden mir alle diese Erinnerungen höchst widerwärtig, und es bemächtigte sich meiner ein Gefühl des Verdrusses, ja des Ekels über die beiden Frauenspersonen und über mich selbst. Ich machte mir irgend etwas zum Vorwurf und gab mir Mühe, an etwas anderes zu denken. „Warum verspüre ich nicht die geringste Entrüstung über Wersilow wegen der Geschichte mit der Nachbarin?" Dieser Gedanke ging mir auf einmal durch den Kopf. Meinerseits war ich fest davon überzeugt, daß er hier die Rolle eines Liebhabers gespielt hatte und hergekommen war, um sich zu vergnügen; aber das versetzte mich eigentlich nicht in Empörung. Es schien mir sogar, daß man sich ihn gar nicht anders vorstellen könne, und obgleich ich mich wirklich darüber freute, daß er an den Pranger gestellt worden war, so klagte ich ihn doch nicht an. Nicht das war mir wichtig; wichtig war mir,

daß er mich so böse angesehen hatte, als ich mit der Nachbarin hereinkam, mich so angesehen hatte wie noch nie vorher. „Endlich hat auch er mich ernst angesehen!" dachte ich mit stockendem Herzschlage. Oh, wenn ich ihn nicht geliebt hätte, würde ich mich nicht so über seinen Haß gefreut haben!

Endlich schwand mir das Bewußtsein, und ich schlief fest ein. Ich erinnere mich nur, wie wenn es ein Traum gewesen wäre, daß Wasin, als er mit seiner Arbeit fertig war, alles sorgfältig wegräumte, einen prüfenden Blick nach meinem Sofa warf, sich auszog und die Kerze auslöschte. Es war zwischen zwölf und ein Uhr nachts.

## IV

Fast genau zwei Stunden später fuhr ich wie ein Halbverrückter aus dem Schlafe auf und setzte mich auf meinem Sofa aufrecht. Hinter der Tür zu den Nachbarinnen erscholl furchtbares Geschrei, Weinen und Heulen. Unsere Tür war sperrangelweit geöffnet, und auf dem Flur, der schon erleuchtet war, schrien und liefen Menschen. Ich wollte schon Wasin anrufen, sagte mir aber noch, daß er nicht mehr im Bette sein werde. Da ich nicht wußte, wo die Zündhölzer zu finden waren, so tastete ich nach meinen Kleidern und begann mich eilig im Dunkeln anzuziehen. Bei den Nachbarinnen waren offenbar die Wirtin und die anderen Untermieter zusammengelaufen. Es schrie übrigens nur eine Stimme, nämlich die der älteren Nachbarin, während die junge Stimme von gestern, die ich sehr gut im Gedächtnis hatte, vollständig schwieg; ich erinnere mich, daß dies der erste Gedanke war, der mir damals durch den Kopf ging. Ich war mit dem Ankleiden noch nicht fertig, als Wasin eilig eintrat; in einem Augenblicke hatte er mit

geübter Hand die Zündhölzer gefunden und im Zimmer Licht gemacht. Er war nur in Hemd, Schlafrock und Pantoffeln und machte sich sogleich daran, sich anzuziehen.

„Was ist denn passiert?" rief ich ihm zu.

„Eine sehr unangenehme Geschichte, die auch viel Mühe und Lauferei machen wird!" antwortete er beinahe zornig. „Diese junge Nachbarin, von der Sie erzählten, hat sich in ihrem Zimmer erhängt."

Ich schrie laut auf. Ich kann gar nicht beschreiben, wie weh mir das Herz tat! Wir liefen auf den Flur hinaus. Ich muß gestehen, ich wagte es nicht, zu den Nachbarinnen hineinzugehen, und sah die Unglückliche erst später, als sie schon herabgenommen war, und auch da, die Wahrheit zu sagen, nur aus einiger Entfernung; auch war sie mit einem Laken zugedeckt, aus dem die beiden schmalen Sohlen ihrer Schuhe hervorsahen. So bekam ich ihr Gesicht gar nicht zu sehen. Die Mutter war in einem furchtbaren Zustande: bei ihr war unsere Wirtin, die übrigens nicht allzu sehr erregt zu sein schien. Alle Untermieter drängten sich ebendort herum. Es waren ihrer nicht viele: nur ein bejahrter Seemann, der sich immer sehr brummig und anspruchsvoll benahm, jetzt jedoch ganz still geworden war, und ein altes auf der Reise befindliches Ehepaar aus dem Gouvernement Twer, sehr achtbare Leute aus dem Beamtenstande. Ich will den ganzen übrigen Teil dieser Nacht nicht beschreiben, das unruhige Treiben und dann die Besuche der amtlichen Personen; bis zum Morgengrauen wurde ich ein leichtes Zittern nicht los und hielt es für meine Pflicht, mich nicht wieder hinzulegen, obgleich ich eigentlich nichts tat. Auch alle andern hatten einen sehr munteren, ja sogar besonders angeregten Gesichtsausdruck. Wasin fuhr sogar irgendwohin weg. Die Wirtin erwies sich als eine

recht achtbare Frau, weit mehr als ich es erwartet hätte. Ich setzte ihr auseinander (und ich rechne mir das zur Ehre an), daß man die Mutter nicht so lassen könne, allein mit der Leiche der Tochter, und daß sie sie wenigstens bis morgen in ihr Zimmer herübernehmen müsse. Sie war sogleich damit einverstanden, und wie sehr sich die Mutter auch wehrte und weinte und sich weigerte, die Leiche zu verlassen, so ging sie schließlich doch zu der Wirtin hinüber, die sogleich den Samowar aufstellen ließ. Darauf verteilten sich auch die Untermieter in ihre Zimmer und machten die Türen zu; aber ich wollte mich trotzdem um keinen Preis hinlegen und saß noch lange bei der Wirtin, die sich sogar darüber freute, daß noch ein Dritter dabei war, der sogar seinerseits einige auf die Sache bezügliche Mitteilungen machen konnte. Der Samowar leistete uns sehr gute Dienste, und überhaupt ist der Samowar in Rußland ein höchst notwendiges Requisit, namentlich bei allen Katastrophen und Unglücksfällen, besonders bei schrecklichen, plötzlichen und ungewöhnlichen; selbst die Mutter trank zwei Täßchen, natürlich erst nachdem wir sie lange gebeten und beinahe mit Gewalt dazu gezwungen hatten. Und doch habe ich, wie ich aufrichtig sagen kann, niemals einen tieferen, bittereren Kummer gesehen als bei dieser unglücklichen Mutter. Nach den ersten Ausbrüchen von Schluchzen und Weinkrämpfen begann sie, sogar mit einer Art von besonderer Lust, zu reden, und ich hörte mit gespanntem Interesse ihre Erzählung an. Es gibt Unglückliche, namentlich unter den Frauen, die man in solchen Fällen soviel wie nur möglich reden lassen muß. Überdies gibt es Charaktere, die lange, ihr ganzes Leben hindurch, gelitten haben, außerordentlich viel erduldet haben, sowohl großen Kummer als auch dauernden kleineren, und durch das Leid sozusagen schon ganz abgenutzt sind;

sie erstaunen über nichts mehr, über keine plötzlichen Katastrophen, und (was die Hauptsache ist) vergessen sogar am Sarge eines geliebten Wesens nicht eine der so teuer erworbenen Regeln des dienstfertigen Umganges mit Menschen. Und ich verurteile sie nicht: das ist kein gemeiner Egoismus, nicht Mangel an Herzensbildung; in ihren Herzen findet sich sogar vielleicht mehr Gold als bei den anscheinend edelsten Heldinnen; aber die Gewöhnung an die lange Erniedrigung, der Instinkt der Selbsterhaltung, die stete Bedrückung und Furcht tun schließlich ihre Wirkung. Die arme Selbstmörderin hatte hierin mit ihrer Mutter keine Ähnlichkeit gehabt. In den Gesichtern waren sie übrigens, wie ich glaube, einander ähnlich, obgleich die Verstorbene entschieden hübsch war. Die Mutter war noch gar nicht sehr alt, erst gegen fünfzig Jahre; sie hatte ebenso blondes Haar, aber eingesunkene Augen und Wangen und gelbe, große, ungleichmäßige Zähne. Überhaupt hatte alles an ihr eine gelbliche Färbung: die Haut im Gesichte und an den Händen sah wie Pergament aus; ihr dunkles Kleid war vor Alter ebenfalls ganz vergilbt, und der Nagel des rechten Zeigefingers war aus einem mir unverständlichen Grunde sauber und sorgsam mit gelbem Wachs beklebt.

Die Erzählung der armen Frau entbehrte an manchen Stellen des Zusammenhanges. Ich will sie so wiedergeben, wie ich sie selbst verstanden und im Gedächtnis behalten habe.

## V

Sie waren aus Moskau gekommen. Sie war schon lange Witwe, „aber Hofrätin"; ihr Mann war Beamter gewesen und hatte fast nichts hinterlassen „außer einer Pension von zweihundert Rubeln. Na, was sind zweihundert Rubel?

Aber ich habe Olga doch gut erzogen und sie das Gymnasium besuchen lassen. Und wie sie gelernt hat, wie sie gelernt hat; eine silberne Medaille hat sie bekommen . . ." (Hier folgte natürlich ein langer Tränenerguß.) Ihr verstorbener Mann hatte bei einem hiesigen Petersburger Kaufmann ein Kapital eingebüßt, fast viertausend Rubel. Auf einmal war dieser Kaufmann wieder reich geworden; „ich habe Dokumente, fragte andere Leute um Rat, und man sagte mir: ‚Strengen Sie nur einen Prozeß an; Sie werden bestimmt alles bekommen.‘ Ich nahm denn auch die Sache in Angriff; der Kaufmann bekundete einige Willfährigkeit; ‚reisen Sie selbst hin!‘ sagte man mir. Ich machte mich also mit Olga auf. Vor einem Monat kamen wir hier an. Unsere Mittel waren nur sehr beschränkt; so nahmen wir uns denn dieses Zimmerchen, weil es das kleinste von allen war und in einem anständigen Hause, das sahen wir selbst, und das war uns das Wichtigste; denn wir sind unerfahrene Frauen, uns kann jeder beleidigen und zu Schaden bringen. Na, Ihnen bezahlten wir die Miete für einen Monat voraus, und dann kam eine Ausgabe zur andern; Petersburg ist so scheußlich teuer, und unser Kaufmann weigerte sich rundweg, uns etwas zu bezahlen: ‚Ich kenne Sie nicht und weiß von nichts,‘ sagte er. Mein Dokument aber ist nicht ordnungsmäßig, das weiß ich selbst. Und da rieten mir die Leute: ‚Gehen Sie zu dem berühmten Advokaten, der ist Professor gewesen; er ist nicht so ein bloßer Advokat, sondern Jurist, der wird Ihnen gewiß sagen, was Sie tun müssen.‘ Ich trug ihm meine letzten fünfzehn Rubel hin; er empfing mich und hörte mich nicht drei Minuten lang an, dann sagte er: ‚Ich sehe schon, ich weiß schon; wenn der Kaufmann will, wird er es Ihnen zurückgeben, wenn er nicht will, wird er es nicht tun; und

wenn Sie einen Prozeß anfangen, werden Sie womöglich noch die Kosten zu bezahlen haben; das Beste ist, Sie vergleichen sich mit ihm.‘ Und dann machte er noch einen Scherz aus dem Evangelium: ‚Seien Sie willfährig Ihrem Widersacher bald, dieweil Sie noch bei ihm auf dem Wege sind; sonst werden Sie nicht von dannen herauskommen, bis Sie auch den letzten Heller bezahlt haben,‘ begleitete mich bis an die Tür und lachte. Meine fünfzehn Rubel waren hin! Ich kam zu Olga zurück, wir saßen einander gegenüber, und ich fing an zu weinen. Sie weinte nicht; sie saß ganz stolz da und war empört. So ist sie von jeher gewesen, ihr ganzes Leben lang, sogar schon als kleines Kind; nie hat sie gestöhnt, nie geweint, sondern immer dagesessen und ein finsteres Gesicht gemacht, so daß mir ganz bange wurde, wenn ich sie ansah. Und werden Sie es glauben: ich habe Angst vor ihr gehabt, ordentlich Angst habe ich vor ihr gehabt, schon längst, und ich habe manchmal losweinen wollen, es aber in ihrer Gegenwart nicht gewagt. Ich ging nun zum letztenmal zu dem Kaufmann hin und vergoß bei ihm Ströme von Tränen; ‚schön,‘ sagte er, ohne auf mich hinzuhören. Dabei aber saßen wir, wie ich Ihnen bekennen muß, schon lange ohne Geld da, weil wir nicht darauf gerechnet hatten, so lange von Hause weg zu sein. Ich fing an, nach und nach dieses und jenes von unseren Kleidern ins Leihhaus zu tragen; von dem Erlös für das Versetzte lebten wir dann. Alle unsere Sachen hatten wir schon versetzt; da gab sie mir ihre letzte Wäsche, und ich brach in bittere Tränen aus. Sie stampfte mit dem Fuße, sprang auf und lief selbst zu dem Kaufmann hin. Er ist Witwer und sagte zu ihr: ‚Kommen Sie übermorgen um fünf Uhr; vielleicht kann ich Ihnen dann etwas Gutes sagen.‘ Als sie zurückkam, war sie ganz heiter geworden:

‚Na,‘ sagte sie, ‚vielleicht wird er mir etwas Gutes sagen.‘ Nun, ich freute mich ebenfalls; aber ich hatte doch so ein Gefühl der Kälte ums Herz. ‚Da steckt etwas dahinter,‘ dachte ich; aber ich wagte nicht, sie weiter zu fragen. Als sie zwei Tage darauf von dem Kaufmann zurückkam, war sie ganz blaß, zitterte am ganzen Leibe und warf sich auf das Bett – ich verstand gleich alles und wagte nicht, sie zu fragen. Was meinen Sie: er hatte ihr fünfzehn Rubel angeboten, der Halunke, und hinzugefügt: ‚Und wenn ich völlige Unschuld finde, gebe ich Ihnen noch vierzig Rubel.‘ Das hatte er ihr ins Gesicht gesagt, der schamlose Mensch. Sie hatte sich dann, wie sie mir erzählte, auf ihn gestürzt; aber er hatte sie zurückgestoßen, sich ins Nachbarzimmer geflüchtet und sogar die Tür hinter sich zugeschlossen. Und dabei hatten wir, das sage ich Ihnen auf mein Gewissen, fast nichts mehr zu essen. Wir trugen eine Jacke weg, sie war mit Hasenfell gefüttert, und verkauften sie, und dann ging sie nach der Zeitungsexpedition und annoncierte, daß sie in allen Wissenschaften und im Rechnen Vorbereitungsunterricht gebe; ‚wenigstens dreißig Kopeken werde ich doch für die Stunde bezahlt bekommen,‘ sagte sie. Und in der letzten Zeit, liebe Wirtin, bin ich über sie geradezu in Entsetzen gewesen: sie redete kein Wort mit mir, saß stundenlang am Fenster und blickte auf das Dach des Hauses gegenüber; dann auf einmal schrie sie: ‚Meinetwegen Wäsche waschen, meinetwegen Erde graben!‘ Immer nur so ein paar Worte stieß sie heraus und stampfte dabei mit dem Fuße. Und wir haben hier gar keine Bekannten, niemanden, an den wir uns wenden könnten; ‚was wird aus uns werden?‘ dachte ich. Aber mit ihr zu reden, davor fürchtete ich mich immer. Einmal hatte sie am Tage ein Weilchen geschlafen, wachte auf, öffnete die Augen und sah mich an;

ich saß auf dem Koffer und sah sie auch an; da stand sie schweigend auf, trat zu mir, umarmte mich herzlich, und da konnten wir beide uns nicht mehr halten und fingen an zu weinen; wir saßen da und weinten und ließen uns nicht aus den Armen. Es war das erstemal in ihrem ganzen Leben, daß sie sich so benahm. So saßen wir beieinander, als Ihre Nastasja hereinkam und sagte: ‚Da ist eine Dame, die nach Ihnen fragt und Sie sprechen möchte.‘ Das war vor vier Tagen. Die Dame kam herein: wir sahen, sie war sehr gut angezogen; sie sprach zwar Russisch, aber mit deutscher Färbung: ‚Sie haben in der Zeitung annonciert,‘ sagte sie, ‚daß Sie Stunden geben?‘ Wir waren über diese ihre Frage so froh und glücklich und baten sie, Platz zu nehmen; sie lachte so freundlich: ‚Zu mir sollen Sie nicht,‘ sagte sie, ‚aber meine Nichte hat kleine Kinder; wenn es Ihnen gefällig ist, so bemühen Sie sich, bitte, zu uns; da können wir dann alles besprechen.‘ Sie gab uns ihre Adresse: an der Wosnesenski-Brücke, Nummer soundso, Wohnung Nummer soundso. Sie ging wieder weg. Olga machte sich auf und lief noch an demselben Tage hin. Was meinen Sie, nach zwei Stunden kam sie zurück, verfiel in einen Weinkrampf und schlug mit den Armen um sich. Nachher erzählte sie mir: ‚Ich fragte den Hausknecht: „Wo ist hier die Wohnung Nummer soundso?“ ‚Der Hausknecht‘, sagte sie, ‚sah mich so an und fragte: „Was wollen Sie denn in der Wohnung?“‘ Er sagte das so sonderbar, daß sie schon da hätte stutzig werden können. Sie war aber von jeher so stolz und ungeduldig und konnte solche unpassenden Fragen gar nicht ausstehen. ‚Na, gehen Sie da!‘ sagte er und wies mit dem Finger auf die Treppe; er selbst aber drehte sich um und ging in sein Kämmerchen. Und was meinen Sie? Sie ging hinein und erkundigte sich –

da kamen sogleich von allen Seiten Frauenzimmer herbeigelaufen! ‚Treten Sie näher, treten Sie näher!‘ riefen sie, lauter geschminkte, garstige Frauenzimmer; sie lachten, stürzten auf sie zu, spielten Klavier und zogen sie mit sich. ‚Ich wollte von ihnen weg,‘ sagte sie, ‚aber sie ließen mich nicht los.‘ Da ergriff sie eine furchtbare Angst, die Beine versagten ihr den Dienst; aber die Frauenzimmer ließen sie nicht los, redeten freundlich auf sie ein, machten Bierflaschen auf, reichten ihr Bier und wollten sie zum Trinken nötigen. Da sprang sie auf und rief zitternd aus voller Kehle: ‚Lassen Sie mich weg, lassen Sie mich weg!‘ Sie stürzte zur Tür, aber sie hielten die Tür zu; sie schrie und schrie; da kam die, die kurz vorher bei uns gewesen war, hinzugelaufen, schlug meine Olga zweimal ins Gesicht, stieß sie zur Tür hinaus und sagte: ‚Du bist nicht wert, du dumme Gans, in einem vornehmen Hause zu leben!‘ Und eine andere schrie ihr noch auf der Treppe nach: ‚Du bist von selbst zu uns gekommen, um aufgenommen zu werden, weil du nichts zu essen hast; wir mögen eine solche Fratze gar nicht ansehen!‘ Die ganze Nacht lag sie im Fieber und phantasierte, und am andern Morgen funkelten ihr die Augen, sie stand auf und ging im Zimmer umher: ‚Vor Gericht werde ich das Weib bringen,‘ sagte sie, ‚vor Gericht!‘ Ich schwieg still und dachte: ‚Was wirst du beim Gericht erreichen? Womit willst du einen Beweis führen?‘ Sie ging hin und her, rang die Hände, die Tränen liefen ihr über die Wangen; die Lippen aber preßte sie fest zusammen und bewegte sie nicht. Und ihr Gesicht hatte sich von eben jenem Augenblicke an verfinstert und blieb so bis zum Ende. Am dritten Tage wurde ihr etwas leichter zu Mut; sie schwieg, als hätte sie sich beruhigt. Und gerade an diesem Tage, um vier Uhr nachmittags, besuchte uns Herr Wersilow.

„Und nun will ich geradeheraus sagen: ich kann es bis auf diesen Augenblick nicht begreifen, wie es zuging, daß damals Olga, die doch so mißtrauisch war, ihm beinahe gleich vom ersten Worte an Vertrauen schenkte. Was uns am meisten an ihm gefiel, das war, daß er eine so ernste, ja strenge Miene hatte und ruhig, eingehend und immer so höflich redete, – was sage ich, höflich, geradezu respektvoll redete er; und dabei war an ihm keine Spur von einer anderen Absicht zu bemerken: man sah ohne weiteres, daß da ein Mensch von reiner Gesinnung gekommen war. Er sagte: ‚Ich habe Ihre Annonce in der Zeitung gelesen; Sie haben sie nicht richtig abgefaßt, Fräulein, so daß Sie sich dadurch sogar schaden können.‘ Und er fing an, es ihr zu erklären; offen gestanden, ich habe es nicht begriffen, es war dabei vom Rechnen die Rede; aber ich sah, daß Olga errötete, wie neu belebt war, aufmerksam zuhörte und sich eifrig mit ihm in ein Gespräch einließ (er ist ja jedenfalls ein recht kluger Mensch!); ich hörte, daß sie sich sogar bei ihm bedankte. Er fragte sie ausführlich nach allem, und es war deutlich, daß er lange in Moskau gewohnt hatte, und auch die Direktrice des Gymnasiums kannte er, wie sich herausstellte, persönlich. ‚Stunden werde ich Ihnen bestimmt verschaffen können,‘ sagte er; ‚denn ich bin hier mit vielen Leuten bekannt und kann mich sogar an viele einflußreiche Persönlichkeiten mit einer Bitte wenden; wenn Sie daher vielleicht lieber eine feste Stellung wünschen sollten, so können wir auch das ins Auge fassen ... zunächst aber‘, sagte er, ‚verzeihen Sie mir eine offene Frage: kann ich Ihnen nicht jetzt gleich irgendwie nützlich sein? Nicht ich tue Ihnen, sondern Sie tun mir einen Gefallen damit, wenn Sie mir gestatten, Ihnen irgendwelchen Dienst zu erweisen. Betrachten Sie es als ein Ihnen gegebenes

Darlehen,' sagte er, ,und sobald Sie eine Stelle bekommen haben werden, können Sie es mir alsbald zurückgeben. Ich für meine Person (das können Sie mir auf mein Ehrenwort glauben), ich würde, wenn ich später einmal selbst in solche Not geriete und umgekehrt Sie sich in guter Lebenslage befänden, ohne weiteres mit der Bitte um eine kleine Unterstützung zu Ihnen kommen und auch meine Frau und meine Tochter zu Ihnen schicken.' Das heißt, ich erinnere mich nicht mehr an alle seine Worte; ich kann nur sagen, daß ich hier in Tränen ausbrach, denn ich sah, daß auch Olgas Lippen vor Dankbarkeit zuckten. ,Wenn ich es annehme,' antwortete sie ihm, ,so tue ich es deshalb, weil ich zu einem ehrenhaften, humanen Manne, der mein Vater sein könnte, Vertrauen habe ...' Und so schön sagte sie das zu ihm, kurz und vornehm: ,zu einem humanen Manne,' sagte sie. Er stand sogleich auf: ,Bestimmt, ganz bestimmt', sagte er, ,werde ich Ihnen Stunden und eine Stelle verschaffen; gleich heute werde ich die Sache in Angriff nehmen; denn Sie besitzen ja ein dazu völlig ausreichendes Befähigungsattest.' Ja, ich habe vergessen zu sagen, daß er gleich zu Anfang, nachdem er hereingekommen war, alle ihre Zeugnisse vom Gymnasium durchgesehen hatte; sie hatte sie ihm gezeigt, und er selbst hatte sie in verschiedenen Gegenständen examiniert ... Olga sagte nachher zu mir: ,Siehst du wohl, er hat mich in vielen Fächern examiniert, Mamachen; was ist er für ein kluger Mann; mit einem geistig so hochstehenden, gebildeten Manne spricht man nur alle Jubeljahre einmal ...' Und dabei strahlte sie nur so über das ganze Gesicht. Das Geld, sechzig Rubel, lag auf dem Tische; ,nehmen Sie es, Mamachen,' sagte sie, ,wenn ich eine Stelle bekomme, so soll es unsere erste Pflicht sein, es so schnell wie möglich zurückzugeben; wir wollen ihm

beweisen, daß wir ehrliche Menschen sind; daß wir Taktgefühl besitzen, das hat er schon gesehen.‘ Darauf schwieg sie ein Weilchen, und ich sah, daß sie so tief atmete: ‚Wissen Sie, Mamachen,‘ sagte sie plötzlich zu mir, ‚wenn wir taktlos wären, so hätten wir es vielleicht aus Stolz gar nicht angenommen; aber eben dadurch, daß wir es jetzt angenommen haben, haben wir ihm unser Taktgefühl bewiesen, daß wir ihm als einem achtbaren, schon älteren Manne Vertrauen schenken, nicht wahr?‘ Ich verstand sie zuerst nicht recht und fragte: ‚Warum sollten wir nicht von einem vornehmen, reichen Manne eine Wohltat annehmen, Olga, wenn er überdies ein gutes Herz hat?‘ Da machte sie mir ein finsteres Gesicht: ‚Nein, Mamachen,‘ sagte sie, ‚das ist nicht richtig gedacht; nicht die Wohltat haben wir nötig, sondern seine Humanität ist das Wertvolle. Das Geld aber hätten wir lieber überhaupt nicht nehmen sollen, Mamachen; wenn er versprochen hat, mir eine Stelle zu verschaffen, so ist auch das schon genug ... wenn wir auch noch so sehr Not leiden.‘ – ‚Na, Olga,‘ sagte ich, ‚unsere Not ist doch so groß, daß wir es gar nicht ablehnen konnten,‘ und ich lächelte sogar dabei. Na, ich freute mich im stillen; aber nach einer Stunde sagte sie zu mir in festem Tone: ‚Geben Sie das Geld vorläufig noch nicht aus, Mamachen!‘ – ‚Warum nicht?‘ sagte ich. – ‚Ich will es nicht,‘ antwortete sie, brach ab und verstummte. Den ganzen Abend über schwieg sie; erst in der Nacht zwischen eins und zwei wachte ich auf und hörte, daß Olga sich im Bette herumdrehte. ‚Schlafen Sie nicht, Mamachen?‘ fragte sie. – ‚Nein,‘ antwortete ich, ‚ich schlafe nicht.‘ – ‚Wissen Sie,‘ sagte sie, ‚er hat mich doch beleidigen wollen.‘ – ‚Was redest du, was redest du?‘ sagte ich. – ‚Es ist bestimmt so,‘ sagte sie, ‚er ist ein gemeiner Mensch; keine Kopeke von

seinem Gelde dürfen Sie ausgeben!‘ Ich wollte ihr zureden und fing sogar in meinem Bette an zu weinen; aber sie drehte sich nach der Wand um: ‚Schweigen Sie still,‘ sagte sie, ‚und lassen Sie mich schlafen!‘ Am Morgen sah ich nach ihr hin; sie ging umher und sah ganz entstellt aus; und ob Sie es mir nun glauben oder nicht, aber ich sage es, wie wenn ich vor Gottes Gericht stände: sie hatte nicht mehr ihren Verstand! Gleich von der Zeit an, wo sie in diesem unanständigen Hause beleidigt worden war, war ihr Herz irre geworden ... und auch ihr Verstand. Ich sah sie an diesem Morgen an und wußte gar nicht, was ich denken sollte; es war mir unheimlich; ich dachte: ‚Ich will ihr mit keinem Worte widersprechen.‘ – ‚Seine Adresse hat er uns richtig nicht hiergelassen, Mamachen,‘ sagte sie. – ‚Schäme dich, Olga,‘ sagte ich; ‚du hast ihn doch selbst gestern vertrauensvoll angehört und ihn dann selbst gelobt; und du warst nahe daran, vor Dankbarkeit Tränen zu vergießen.‘ Kaum hatte ich das gesagt, da kreischte sie auf und stampfte mit dem Fuße: ‚Sie haben eine gemeine Denkweise,‘ sagte sie; ‚Sie sind noch in der alten Zeit aufgewachsen, in der Zeit der Leibeigenschaft! ...‘ Und ich mochte sagen, was ich wollte, sie ergriff ihren Hut und lief hinaus, und ich rief ihr noch nach. ‚Was hat sie nur?‘ dachte ich; ‚wo ist sie hingelaufen?‘ Sie war aber nach dem Adreßbüro gelaufen, hatte sich dort erkundigt, wo Herr Wersilow wohnt, und als sie zurückkam, sagte sie: ‚Gleich heute bringe ich ihm sein Geld zurück und schleudere es ihm ins Gesicht; er hat mich ebenso beleidigen wollen wie Safronow‘ (das ist unser Kaufmann); ‚nur hat mich Safronow wie ein grober Bauer beleidigt, und er wie ein Jesuit.‘ Und da klopfte gerade unglücklicherweise dieser Herr von gestern bei uns an. ‚Ich höre,‘ sagte er, ‚daß

hier von Wersilow die Rede ist; über den kann ich Ihnen Auskunft geben.‘ Sowie sie den Namen Wersilow hörte, stürzte sie auch schon wie eine Rasende auf ihn los und redete und redete; ich sah sie an und staunte: sie war sonst immer so schweigsam gewesen und hatte mit niemandem so geredet, und nun redete sie so noch dazu mit einem ganz unbekannten Menschen! Die Backen brannten ihr, und ihre Augen funkelten ... Er aber sagte auch noch: ‚Sie haben ganz recht, mein Fräulein; Wersilow ist genau von derselben Sorte wie manche Generäle hier in Petersburg, von denen in den Zeitungen geschrieben steht; so ein General legt all seine Orden an und geht bei allen Gouvernanten umher, die sich in den Zeitungen anzeigen; so geht er herum und findet, was er wünscht; und wenn er an einer Stelle nicht findet, was er wünscht, so sitzt er ein Weilchen da und redet und macht die schönsten Versprechungen und geht wieder weg; so hat er sich doch wenigstens ein kleines Amüsement gemacht.‘ Olga lachte sogar auf, aber es klang so böse. Und ich sah, wie dieser Herr ihre Hand erfaßte und an sein Herz zog: ‚Mein Fräulein,‘ sagte er, ‚ich besitze selbst eigenes Vermögen und könnte jeden Augenblick einem schönen Mädchen einen Antrag machen; aber lieber möchte ich vorher nur das allerliebste Händchen küssen ...‘ und ich sah, wie er ihre Hand an die Lippen zog, um sie zu küssen. Wie sprang sie da auf, und ich zugleich, und da haben wir ihn beide hinausgejagt. Gegen Abend nahm mir Olga das Geld weg und lief damit fort; und als sie wiederkam, sagte sie: ‚Ich habe mich an dem ehrlosen Menschen gerächt, Mamachen!‘ – ‚Ach, Olga, Olga,‘ sagte ich, ‚vielleicht haben wir unser Glück zerstört und du hast einen edlen, wohltätigen Menschen beleidigt!‘ Vor Ärger über sie fing ich an zu weinen; ich konnte mich nicht halten. Da

schrie sie mich an: ‚Ich will nicht, ich will nicht! Und wenn er der ehrenhafteste Mensch von der Welt ist, auch dann will ich kein Almosen von ihm! Auch daß mich jemand bemitleidet, auch das will ich nicht!‘ Ich legte mich schlafen und dachte weiter an nichts Schlimmes. Wie oft habe ich den Nagel in der Wand betrachtet, der von einem Spiegel da sitzen geblieben ist, – aber ich war ahnungslos, ganz ahnungslos; weder gestern noch früher ist mir so etwas in den Sinn gekommen, darauf bin ich nicht verfallen, und von Olga hätte ich das gar nicht erwartet. Ich habe gewöhnlich einen festen Schlaf, ich schnarche; das Blut strömt mir nach dem Kopfe und beklemmt mir manchmal auch das Herz; dann schreie ich im Schlafe auf, so daß Olga mich schon mitunter in der Nacht geweckt und gesagt hat: ‚Was ist nur mit Ihnen, Mamachen; wie fest Sie schlafen; man kann Sie ja gar nicht wach bekommen, wenn es nötig sein sollte.‘ – ‚Ach ja, Olga,‘ habe ich dann erwidert, ‚ich schlafe sehr fest, sehr fest.‘ Jedenfalls hat sie nun gestern gewartet, bis ich anfing zu schnarchen, und ist dann unbesorgt aufgestanden. Und dieser lange Riemen vom Koffer hat sich immer so offen herumgetrieben, den ganzen Monat; noch gestern morgen habe ich gedacht: ‚Ich muß ihn doch endlich wegräumen, damit er einem nicht im Wege liegt.‘ Und den Stuhl hat sie nachher jedenfalls mit dem Fuße weggestoßen und, damit er nicht polterte, an der Seite ihren Rock auf den Fußboden gelegt. Und ich bin gewiß erst lange, lange nachher, eine ganze Stunde oder noch länger nachher, aufgewacht. ‚Olga!‘ rief ich, ‚Olga!‘ Es schoß mir gleich so etwas durch den Kopf, daß ich rief. Ob ich nun ihr Atmen vom Bette her nicht hörte oder am Ende trotz der Dunkelheit erkannte, daß das Bett leer war, kurz, ich stand plötzlich auf und fühlte mit der Hand hin: nie-

mand war im Bette, und das Kissen war kalt. Da hörte mir fast das Herz auf zu schlagen; ich stand auf meinem Fleck ohne Besinnung, mein Verstand wurde ganz wirr. ‚Sie wird hinausgegangen sein,‘ dachte ich; ich ging am Bette einen Schritt weiter, und da sah ich in der Ecke bei der Tür, als ob sie selbst da stände. Ich stand da und schwieg und blickte nach ihr hin, und es war mir, als ob auch sie aus der Dunkelheit heraus mich ansähe, ohne sich aber zu rühren. ‚Aber wozu ist sie nur auf den Stuhl gestiegen?‘ dachte ich. – ‚Olga,‘ flüsterte ich ganz ängstlich, ‚Olga, hörst du?‘ Da auf einmal war mir's, als ob in meinem Innern alles hell wurde; ich tat ein paar Schritte vorwärts, streckte beide Arme nach vorn, gerade nach ihr hin und umfaßte sie, aber sie schaukelte in meinen Armen; ich faßte fester zu, aber sie schaukelte wieder. Nun begriff ich alles und wollte es doch nicht begreifen ... Ich wollte schreien, bekam aber keinen Ton aus der Kehle ... ‚Ach!‘ dachte ich; dann fiel ich lang auf den Fußboden, und nun fing ich an zu schreien ...“

– – – – – – – – – – – – – – – – – – – – – –

„Wasin,“ sagte ich am Morgen zwischen fünf und sechs Uhr, „wenn Ihr Stebelkow sich nicht eingemengt hätte, so wäre das vielleicht nicht passiert.“

„Wer kann das wissen; es wäre wohl doch passiert. So kann man in diesem Falle nicht urteilen; es war so wie so schon alles dazu reif ... Allerdings, dieser Stebelkow ist manchmal ...“

Er sprach den Satz nicht zu Ende und runzelte in sehr unangenehmer Stimmung die Stirn. Zwischen sechs und sieben fuhr er wieder weg; er hatte es übernommen, alles zu besorgen. Ich blieb endlich völlig allein zurück. Es war schon hell geworden. Der Kopf war mir ein wenig

schwindlig. Wersilow stand mir vor Augen: die Erzählung dieser Frau hatte ihn mir in einem ganz anderen Lichte gezeigt. Um bequemer darüber nachzudenken, legte ich mich so wie ich war, in Kleidern und Stiefeln, auf Wasins Bett, nur für einen Augenblick, ganz ohne die Absicht zu schlafen, – und schlief auf einmal ein, ohne daß ich mich nachher hätte besinnen können, wie es zugegangen war. Ich schlief beinah vier Stunden; niemand weckte mich.

## Zehntes Kapitel

### I

Ich erwachte gegen halb elf und wollte lange Zeit meinen Augen nicht trauen: auf dem Sofa, auf dem ich am vorhergehenden Abend eingeschlafen war, saß meine Mutter und neben ihr die unglückliche Nachbarin, die Mutter der Selbstmörderin. Sie hatten einander an den Händen gefaßt und redeten flüsternd, wahrscheinlich um mich nicht aufzuwecken; beide weinten. Ich stand vom Bette auf und ging geradeswegs zu meiner Mutter hin, um sie zu küssen. Ihr ganzes Gesicht strahlte auf; sie küßte mich und bekreuzte mich dreimal mit der rechten Hand. Wir hatten noch nicht Zeit gehabt, ein Wort zueinander zu sagen, als die Tür aufging und Wersilow und Wasin hereinkamen. Mama stand sofort auf und führte die Nachbarin mit sich hinaus. Wasin reichte mir die Hand; aber Wersilow sagte kein Wort zu mir und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Er und Mama waren anscheinend schon seit einiger Zeit da. Sein Gesicht war finster und sorgenvoll.

„Am meisten tut es mir leid," begann er langsam zu Wasin, offenbar in Fortsetzung eines angefangenen Gespräches, „daß ich nicht dazu gekommen bin, diese ganze

Sache noch gestern abend in Ordnung zu bringen; wahrscheinlich hätte dann dieses schreckliche Ereignis nicht stattgefunden! Und die Zeit hätte noch ausgereicht: es war noch nicht acht Uhr. Kaum war sie gestern von uns weggelaufen, da kam mir sofort der Gedanke, ihr auf dem Fuße hierher zu folgen und sie umzustimmen; aber diese unvorhergesehene, unaufschiebbare Sache, die ich übrigens sehr wohl hätte bis heute aufschieben können ... sogar eine Woche – diese ärgerliche Sache hat alles verhindert und alles verdorben. Ein bedauerliches Zusammentreffen!"

„Vielleicht wäre es Ihnen doch nicht gelungen, sie umzustimmen; da war auch schon ohne Sie so vieles ins Brennen und Sieden geraten," bemerkte Wasin obenhin.

„Nein, es wäre mir gelungen, es wäre mir sicher gelungen. Und es fuhr mir auch der Gedanke durch den Kopf, statt selbst hinzugehen, Sofja Andrejewna hinzuschicken. Aber das war nur so ein flüchtiger Einfall. Wenn Sofja Andrejewna allein hergekommen wäre, so hätte sie sie zur Vernunft gebracht, und die Unglückliche wäre am Leben geblieben. Nein, nie wieder werde ich mich mit ‚guten Taten' abgeben. Und nur ein einziges Mal in meinem Leben habe ich mich damit abgegeben! Und ich hatte gedacht, ich wäre noch nicht antiquiert und hätte Verständnis für die moderne Jugend. Aber kaum ist unsereiner reif geworden, so ist er auch schon rückständig. Beiläufig bemerkt, es gibt ja tatsächlich heutzutage außerordentlich viele Menschen, die sich gewohnheitsmäßig immer noch zur jungen Generation rechnen, weil sie noch gestern dazu gehörten, und die gar nicht merken, daß sie schon altes Eisen geworden sind."

„Es hat hier ein Mißverständnis stattgefunden, ein ganz offenbares Mißverständnis," bemerkte Wasin verständig.

„Ihre Mutter sagt, es scheine, daß sie nach der schrecklichen Beleidigung in dem öffentlichen Hause die gesunde Urteilskraft verloren habe. Nehmen Sie die ganze Sachlage hinzu, die erste Beleidigung durch den Kaufmann ... all das hätte sich genau ebenso auch in früheren Zeiten begeben können und ergibt meines Erachtens keineswegs ein der jetzigen Jugend besonders eigenes Charakteristikum."

„Ein bißchen ungeduldig ist sie schon, die heutige Jugend, ganz abgesehen natürlich von dem geringen Verständnis für die Wirklichkeit, das allerdings der Jugend aller Zeiten eigen ist, aber doch der heutigen in besonders hohem Grade ... Sagen Sie, was hat eigentlich Herr Stebelkow hier angestellt?"

„Herr Stebelkow", mischte ich mich auf einmal ins Gespräch, „ist an allem schuld. Wenn er nicht gewesen wäre, würde nichts passiert sein. Er hat Öl ins Feuer gegossen."

Wersilow hatte aufmerksam zugehört, aber ohne mich anzusehen. Wasin machte ein finsteres Gesicht.

„Ich mache mir auch wegen eines lächerlichen Umstandes Vorwürfe," fuhr Wersilow fort, indem er wie vorher ohne Eile sprach und die Worte dehnte. „Es scheint, daß ich nach meiner schlechten Gewohnheit mir damals ihr gegenüber eine gewisse Lustigkeit erlaubte, so ein leichtfertiges Lachen, kurz, daß ich nicht scharf, trocken und finster genug gewesen bin, drei Eigenschaften, die ja wohl auch von der heutigen jungen Generation sehr hoch bewertet werden. Kurz, ich habe ihr Anlaß gegeben, mich für einen vagierenden Seladon zu halten."

„Ganz im Gegenteile," fiel ich wieder in entschiedenem Tone ein; „die Mutter versichert ausdrücklich, daß Sie gerade durch Ihr ernstes, sogar strenges Wesen und durch

Ihre Offenheit (das sind ihre eigenen Worte) einen vorzüglichen Eindruck gemacht haben. Die Verstorbene selbst hat Sie, als Sie weggegangen waren, in diesem Sinne gelobt."

„Ja-a?" murmelte Wersilow und warf mir endlich einen flüchtigen Blick zu. „Nehmen Sie diesen Zettel; er wird für die Erledigung der Angelegenheit notwendig sein," sagte er und reichte Wasin ein winziges Stück Papier hin.

Dieser nahm es, und da er sah, daß ich neugierig hinblickte, gab er es mir zum Durchlesen. Es waren nur zwei unregelmäßige Zeilen, mit Bleistift gekritzelt, vielleicht im Dunkeln:

„Liebes Mamachen, verzeihen Sie mir, daß ich mein Lebensdebüt abgebrochen habe. Ihre Sie betrübende Olga."

„Das ist erst am Vormittage gefunden worden," fügte Wasin zur Erklärung hinzu.

„Was für ein sonderbares Schriftstück!" rief ich erstaunt.

„Wieso sonderbar?" fragte Wasin.

„Kann man denn in solchem Augenblicke in humoristischen Ausdrücken schreiben?"

Wasin sah mich fragend an.

„Und es ist auch ein sonderbarer Humor," fuhr ich fort, „ein Gymnasiastenjargon, wie er unter Schulkameraden gebräuchlich ist ... Na, wer kann in einem solchen Augenblicke und in einem solchen Schreiben an die unglückliche Mutter (und sie hat ihre Mutter doch offenbar geliebt) schreiben: ‚ich habe mein Lebensdebüt abgebrochen'?"

„Warum soll man das nicht schreiben können?" fragte Wasin, der noch immer nicht verstand.

„Humor steckt da überhaupt nicht darin," bemerkte Wersilow endlich. „Der Ausdruck ist natürlich nicht passend, hat durchaus nicht den richtigen Ton und könnte tatsächlich aus dem Gymnasiastenjargon oder aus irgendwelchem Feuilleton herstammen; aber die Verstorbene hat ihn in diesem schrecklichen Schriftstücke ganz schlicht und ernsthaft verwendet."

„Das ist nicht möglich; sie hat das Gymnasium durchgemacht und beim Abgange eine silberne Medaille bekommen."

„Die silberne Medaille hat damit nichts zu schaffen. Die erhalten heutzutage viele beim Abgange."

„Das ist wieder ein Stich auf die Jugend," bemerkte Wasin lächelnd.

„Durchaus nicht," erwiderte ihm Wersilow, indem er sich von seinem Platze erhob und seinen Hut nahm. „Wenn die heutige Generation keine besonders große literarische Bildung besitzt, so besitzt sie dafür ohne Zweifel andere Vorzüge," fügte er mit ungewöhnlichem Ernste hinzu. „Außerdem sind ‚viele' nicht ‚alle'; Ihnen zum Beispiel mache ich nicht den Vorwurf mangelhafter literarischer Bildung, und Sie sind doch auch noch ein junger Mensch."

„Und Wasin hat ja auch an dem ‚Debüt' nichts Schlechtes gefunden," konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken.

Wersilow reichte Wasin schweigend die Hand; dieser griff ebenfalls nach seiner Mütze, um mit ihm zusammen fortzugehen, und rief mir zu: „Auf Wiedersehen!" Wersilow ging hinaus, ohne sich um mich zu kümmern. Auch ich hatte keine Zeit zu verlieren: ich mußte schleunigst laufen und mir ein Zimmer mieten, das war jetzt notwendiger als jemals! Mama war nicht mehr bei der Wirtin; sie

war weggegangen und hatte die Nachbarin mitgenommen. Ich trat in besonders munterer Stimmung auf die Straße hinaus. Ein neues, großes Gefühl war in meiner Seele erwacht. Und dazu kam noch, daß mir alles wie ausgerechnet glückte: es gelang mir außerordentlich schnell, eine mir völlig zusagende Wohnung zu finden; von dieser Wohnung will ich noch später reden, jetzt werde ich zuerst die Hauptsache zu Ende erzählen.

Es war eben erst etwas nach eins, als ich wieder zu Wasin zurückkehrte, um meinen Koffer zu holen; es traf sich gut, daß er wieder zu Hause war. Als er mich erblickte, rief er mit froher, offener Miene:

„Wie freue ich mich, daß Sie mich noch getroffen haben; ich wollte eben wieder weggehen! Ich kann Ihnen ein Ereignis mitteilen, das, wie ich meine, Sie sehr interessieren wird.“

„Davon bin ich im voraus überzeugt!“ rief ich.

„Ei, wie munter und frisch Sie aussehen! Sagen Sie mal, haben Sie nichts von einem gewissen Briefe gewußt, den Krafft in Verwahrung hatte, und der gestern in Wersilows Hände gelangt ist, ein Brief, der sich auf die von ihm gewonnene Erbschaft bezieht? In diesem Briefe erklärt der Erblasser seinen Willen in einem der gestrigen Gerichtsentscheidung entgegengesetzten Sinne. Der Brief ist schon vor langer Zeit geschrieben. Kurz, ich weiß nichts Genaueres darüber; aber wissen Sie nichts davon?“

„Selbstverständlich weiß ich. Gerade zu diesem Zwecke hat mich Krafft vorgestern in seine Wohnung mitgenommen, von jenen Herren weg, um mir diesen Brief einzuhändigen, und ich habe ihn gestern Wersilow übergeben.“

„Ja? So hatte ich es mir auch gedacht. Denken Sie sich nur, die Sache, von der Wersilow vorhin hier sagte,

daß sie ihn gestern abend verhindert habe, hierher zu kommen und dieses junge Mädchen umzustimmen, diese Sache war gerade eine Folge dieses Briefes. Wersilow hat sich gleich gestern abend geradeswegs zu dem Rechtsanwalt des Fürsten Sokolski begeben, ihm diesen Brief überreicht und auf die ganze Erbschaft, die er gewonnen hatte, verzichtet. In diesem Augenblicke ist dieser Verzicht schon in die gesetzliche Form gebracht. Wersilow schenkt nicht, sondern erkennt in diesem Schriftstück das volle Recht der Fürsten an."

Ich stand starr da, aber ich war entzückt. In Wahrheit war ich vollkommen davon überzeugt gewesen, daß Wersilow den Brief vernichten werde. Allerdings hatte ich zu Krafft gesagt, daß das unedel sein würde, und hatte mir das für mich allein im Wirtshause wiederholt und mir gesagt, daß ich „zu einem sittlich reinen Menschen meiner Absicht nach hergereist war, nicht zu diesem"; aber noch mehr für mich allein, das heißt im tiefsten Innern meiner Seele, war ich doch der Meinung gewesen, daß man schlechterdings nichts anderes tun könne, als das Schriftstück vollständig vernichten. Das heißt, ich hatte das für das allergewöhnlichste Ding von der Welt gehalten. Und wenn ich auch Wersilow nachher deswegen beschuldigt hätte, so hätte ich das nur in einer besonderen Absicht getan, nur zum Schein, nämlich um ihm gegenüber meinen höheren sittlichen Standpunkt zu behaupten. Aber als ich jetzt von Wersilows edler Tat hörte, geriet ich in das höchste, aufrichtigste Entzücken und verurteilte voll Reue und Scham meinen Zynismus und meine Gleichgültigkeit gegen die Tugend und stellte Wersilow moralisch hoch über mich: ich hätte Wasin beinahe umarmt.

„Was für ein Mensch! Was für ein Mensch! Welcher

andere hätte das getan?" rief ich in meinem Freudenrausche.

„Ich stimme Ihnen darin bei, daß das nur sehr wenige getan hätten ... und daß das unstreitig eine höchst uneigennützige Handlung ist ..."

„Aber? ... Sprechen Sie zu Ende, Wasin; Sie haben ein ‚Aber'?"

„Ja, ein ‚Aber' habe ich allerdings; Wersilows Handlung ist meines Erachtens etwas zu hastig und nicht ganz ohne einen Nebengedanken," antwortete Wasin lächelnd.

„Nicht ohne einen Nebengedanken?"

„Ja. Es kommt dabei eine Art von ‚Piedestal' ins Spiel. Denn es wäre jedenfalls möglich gewesen, dasselbe zu tun, ohne sich selbst so stark zu schädigen. Auch jetzt hätte Wersilow, selbst bei der penibelsten Auffassung der Sache, wenn nicht die Hälfte, so doch unzweifelhaft einen Teil der Erbschaft für sich behalten können, um so mehr, da das Schriftstück keine entscheidende Bedeutung hat und der Prozeß bereits zu seinen Gunsten entschieden ist. Dieser Meinung ist auch der Anwalt der Gegenpartei selbst; ich habe soeben mit ihm gesprochen. Die Handlung würde ebenso schön bleiben; aber einzig und allein aus einer Anwandlung von Stolz hat Herr Wersilow es anders gemacht. Die Hauptsache ist: er ist ein bißchen hitzig geworden und hat sich übermäßig beeilt; er hat ja selbst vorhin gesagt, daß er die Sache eine Woche hätte aufschieben können ..."

„Wissen Sie was, Wasin? Ich kann nicht umhin, Ihnen beizustimmen; aber ... so ist es mir doch lieber; so gefällt es mir doch besser!"

„Nun, das ist Geschmackssache. Sie selbst haben mich

zu einer Meinungsäußerung veranlaßt; sonst hätte ich geschwiegen."

„Selbst wenn dabei ein ‚Piedestal' im Spiele ist, auch dann ist es mir so lieber," fuhr ich fort; „ein Piedestal ist ja zwar ein Piedestal, aber doch an und für sich etwas sehr Wertvolles. Dieses ‚Piedestal' ist ja doch auch ein Stück Idealismus, und es ist schwerlich ein besserer Zustand, wenn dieser heutzutage in mancher Seele nicht vorhanden ist: mag er auch mit einem kleinen Auswuchs behaftet sein, wenn er nur da ist! Und gewiß denken Sie auch selbst so. Wasin, liebster Wasin, bester Wasin! Kurz, ich rede natürlich Kraut und Rüben zusammen; aber Sie verstehen mich ja doch. Dafür sind Sie eben Wasin; und jedenfalls will ich Sie umarmen und küssen, Wasin!"

„Vor Freude?"

„Ja, vor großer Freude; denn dieser Mensch ‚war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wiedergefunden worden'. Wasin, ich bin ein törichter Junge und Ihrer nicht wert. Und eben deswegen gestehe ich, daß ich in manchen Augenblicken ein ganz anderer bin, höher und tiefer. Dafür, daß ich Sie vorgestern ins Gesicht gelobt hatte (das hatte ich aber nur getan, weil andere mich erniedrigt und herabgedrückt hatten), dafür habe ich Sie zwei ganze Tage lang gehaßt! Ich hatte mir gleich in jener Nacht vorgenommen, niemals zu Ihnen zu gehen, und bin gestern vormittag nur aus Bosheit zu Ihnen gekommen, verstehen Sie wohl, aus Bosheit. Ich saß hier allein auf dem Stuhle und kritisierte Ihr Zimmer und Sie und jedes Ihrer Bücher und Ihre Wirtin und gab mir Mühe, Sie zu erniedrigen und über Sie zu lachen."

„Das braucht man aber doch nicht zu sagen . . ."

„Gestern abend schloß ich aus einer Ihrer Bemerkungen,

daß Sie die Frauen nicht verständen, und freute mich, daß ich Sie auf einem solchen Mangel ertappt hatte. Und vorhin, als ich Sie auf einer falschen Würdigung des Ausdrucks ‚Debüt' betraf, da freute ich mich wieder furchtbar, und das alles deswegen, weil ich selbst Sie damals gelobt hatte."

„Ja, warum denn aber auch nicht?" rief Wasin endlich (er hatte immerzu gelächelt, ohne sich über mich im geringsten zu wundern). „Das kommt ja fortwährend vor, fast bei allen Menschen, und ist etwas ganz Gewöhnliches; nur gesteht es niemand ein, und es ist auch gar nicht nötig, daß man es eingesteht, weil dieses Gefühl in jedem Falle vorübergeht und keine weiteren Folgen hat."

„Ist es wirklich bei allen Menschen so? Sind alle Menschen von der Art? Und Sie sagen das mit solcher Seelenruhe? Aber mit einer solchen Anschauung kann man doch nicht leben!"

„Sie halten es wohl mit dem Satze:
‚Den Irrtum, dessen Trug zum Himmel mich entzückt,
Zieh' ich der Wahrheit vor, die mich zu Boden drückt'?"

„Aber das ist ja doch wahr!" rief ich; „in diesen zwei Versen liegt ja ein heiliges Lebensprinzip beschlossen!"

„Ich weiß nicht; ich unternehme nicht zu entscheiden, ob diese beiden Verse die Wahrheit sagen oder nicht. Wahrscheinlich liegt die Wahrheit, wie überall, irgendwo in der Mitte: das heißt, in einem Falle ist es heilige Wahrheit und in einem anderen Unwahrheit. Mit Sicherheit weiß ich nur eines: daß dieser Gedanke noch lange einer der wichtigsten Streitpunkte unter den Menschen sein wird. Jedenfalls bemerke ich, daß Sie jetzt Lust haben, zu tanzen. Nun schön, dann tanzen Sie doch: Bewegung ist gesund, und mir hat man gerade heute vormittag furchtbar

viel Arbeit aufgepackt ... und ich habe mich mit Ihnen schon zu lange aufgehalten!“

„Ich gehe, ich gehe, ich mache, daß ich fortkomme! Nur noch ein Wort!“ rief ich, indem ich schon nach meinem Koffer griff. „Wenn ich mich jetzt eben Ihnen wieder ‚an den Hals geworfen habe‘, so habe ich das nur deshalb getan, weil Sie mir, als ich hereinkam, mit so aufrichtigem Vergnügen dieses Ereignis mitteilten und ‚sich freuten‘, daß ich Sie noch zu Hause getroffen hatte, und noch dazu nach der Geschichte von vorhin mit dem ‚Debüt‘; durch dieses aufrichtige Vergnügen haben Sie mit einem Schlage mein ‚junges Herz‘ wieder zu Ihren Gunsten umgestimmt. Na, leben Sie wohl, leben Sie wohl; ich werde mich bemühen, möglichst lange nicht wieder herzukommen, und weiß, daß Ihnen das sehr angenehm sein wird; das sehe ich Ihnen sogar an den Augen an; und das wird sogar für uns beide vorteilhaft sein ...“

Während ich so schwatzte und mich vor Eifer und Freude fast verschluckte, schleppte ich meinen Koffer hinaus; dann begab ich mich mit ihm nach meiner neuen Wohnung. Was mir vor allem gefiel, das war, daß Wersilow vorhin in so zweifelloser Weise auf mich böse gewesen war und weder mit mir hatte reden noch mich ansehen wollen. Sobald ich meinen Koffer hintransportiert hatte, eilte ich sogleich zu meinem alten Fürsten. Ich muß gestehen, es war mir diese zwei Tage über ordentlich schwer gefallen, den Verkehr mit ihm entbehren zu müssen. Auch über Wersilow hatte er gewiß schon etwas gehört.

## II

Ich hatte es ja vorhergewußt, daß er sich über mein Kommen ungeheuer freuen würde, und ich versichere, daß

ich auch ohne die Wersilowsche Sache an diesem Tage zu ihm gegangen wäre. Es hatte mich an diesem und dem vorhergehenden Tage nur der Gedanke geängstigt, ich könnte dort am Ende mit Katerina Nikolajewna zusammentreffen; aber jetzt fürchtete ich mich vor nichts mehr.

Er umarmte mich voller Freude.

„Nun, und Wersilow! Haben Sie es schon gehört?" fing ich ohne weiteres mit der Hauptsache an.

„Cher enfant, mein lieber Freund, das ist so großartig, das ist so edel; kurz, sogar auf Kilian" (das war der Beamte unten) „hat es einen erschütternden Eindruck gemacht! Es ist ja unverständig von seiner Seite, aber eine glänzende Tat, eine Großtat! Den Idealismus muß man bewundern!"

„Nicht wahr? Nicht wahr? Darin sind wir beide, Sie und ich, immer einer Meinung gewesen."

„Mein Lieber, wir beide sind immer einer Meinung gewesen. Wo warst du denn so lange? Ich wäre bestimmt selbst zu dir gefahren; aber ich wußte nicht, wo du zu finden wärest ... Denn zu Wersilow konnte ich doch nicht kommen ... Jetzt allerdings, nach allem, was geschehen ist ... Weißt du, mein Freund: gerade durch solche Handlungen hat er, wie mir scheint, auch die Frauen besiegt, gerade durch diesen Charakterzug, das ist unzweifelhaft ..."

„Apropos, um es nicht zu vergessen, ich habe es expreß für Sie im Kopfe behalten. Gestern hat ein elender Possenreißer, als er mir ins Gesicht auf Wersilow schimpfte, sich über ihn so ausgedrückt, er sei ein ‚Weiberprophet'; was sagen Sie zu diesem Ausdruck? Ich habe ihn für Sie im Kopfe behalten ..."

„‚Ein Weiberprophet'! Mais ... c'est charmant! Ha-

ha! Aber das paßt so gut auf ihn, das heißt, es paßt durchaus nicht – pfui! ... Aber es ist so treffend ... Das heißt, treffend ist es ganz und gar nicht; aber ..."

„Lassen Sie es gut sein, lassen Sie es gut sein; Sie brauchen nicht verlegen zu werden; betrachten Sie es lediglich als Bonmot!"

„Ein vorzügliches Bonmot, und, weißt du, es hat einen sehr tiefen Sinn ... Ein durchaus richtiger Gedanke! Das heißt, wirst du es glauben ... Kurz, ich will dir ein kleines Geheimnis mitteilen. Hast du damals diese Olimpiada betrachtet? Kannst du es glauben, daß sie ein bißchen Herzweh um Andrei Petrowitsch hat, und zwar dermaßen, daß sie sich sogar, wie ich glaube, etwas Hoffnung macht ..."

„Sie macht sich Hoffnung! Da wollen wir ihr einen Strich dazwischen machen!" rief ich empört.

„Mon cher, schreie nicht so; das ist nun einmal so, und du hast am Ende von deinem Standpunkte aus recht. Apropos, mein Freund, was passierte denn mit dir das vorige Mal, als Katerina Nikolajewna hier war? Du schwanktest ja ... ich dachte schon, du würdest fallen, und wollte schon zuspringen, um dich zu halten."

„Davon ein andermal! Na, kurz, ich wurde einfach verlegen, aus einem gewissen Grunde ..."

„Du bist auch jetzt rot geworden."

„Na, Sie müssen auch gleich wer weiß was daraus machen! Sie wissen doch, daß sie mit Wersilow verfeindet ist ... na, und diese ganze Geschichte; na, und da geriet ich in Aufregung – ach was, lassen wir das, ein andermal!"

„Lassen wir es, lassen wir es; ich bin selbst froh, wenn ich das alles ruhen lassen kann ... Kurz, ich habe ihr schweres Unrecht getan und habe sogar, erinnerst du dich,

damals im Gespräche mit dir über sie räsoniert ... Vergiß das, mein Freund; auch sie wird ihre Meinung über dich ändern, das fühle ich mit Bestimmtheit voraus ... Aber da ist ja auch Fürst Sergei!"

Ein junger, schöner Offizier trat ins Zimmer. Ich betrachtete ihn mit lebhaftem Interesse, denn ich hatte ihn vorher noch nie gesehen. Das heißt, ich sage „schön", wie das alle von ihm sagten; aber es lag in diesem jungen, schönen Gesichte etwas, was nicht gerade anziehend wirkte. Ich erwähne das als den Eindruck, den ich im allerersten Augenblicke, beim ersten Blick auf ihn hatte, und der mir für immer geblieben ist. Er war mager, vorzüglich gewachsen, dunkelblond und hatte einen frischen, wenn auch ein wenig gelblichen Teint und einen entschlossenen Blick. Seine schönen, dunklen Augen blickten etwas finster, selbst wenn er sich in ganz ruhiger Gemütsstimmung befand. Aber sein entschlossener Blick stieß gerade deshalb ab, weil man aus nicht ganz verständlichem Grunde das Gefühl hatte, daß diese Entschlossenheit ihn recht wenig kostete. Übrigens verstehe ich mich nicht auszudrücken ... Allerdings besaß sein Gesicht die Fähigkeit, sich auf einmal aus einem finsteren in ein erstaunlich freundliches, sanftes und zärtliches zu verwandeln, und zwar, was das Wichtigste war, bei unzweifelhafter Aufrichtigkeit der Verwandlung. Diese Aufrichtigkeit war es eben, die so anziehend wirkte. Ich möchte noch einen Charakterzug von ihm anführen: trotz aller Freundlichkeit und Aufrichtigkeit wurde dieses Gesicht nie lustig, selbst nicht, wenn der Fürst aus vollem Herzen lachte; man fühlte doch immer, daß eine echte, helle, leichte Lustigkeit nie sein Herz erfüllte ... Übrigens ist es sehr schwer, eine Persönlichkeit so zu beschreiben. Ich verstehe das absolut nicht. Der alte Fürst beeilte sich nach seiner

dummen Gewohnheit sofort, uns miteinander bekannt zu machen.

„Das ist mein junger Freund Arkadi Andrejewitsch" (wieder Andrejewitsch!) „Dolgoruki."

Der junge Fürst wandte sich sofort mit verdoppelt liebenswürdigem Gesichtsausdruck zu mir hin; aber es war klar, daß ihm mein Name ganz unbekannt war.

„Er ist ... ein Verwandter von Andrei Petrowitsch," murmelte mein schrecklicher Fürst. (Was für Ärger einem diese alten Herren oft mit ihren Angewohnheiten machen!) Der junge Fürst erriet sogleich, wie sich die Sache verhielt.

„Ach! Ich habe schon vor längerer Zeit von Ihnen gehört ..." sagte er schnell. „Ich hatte das außerordentliche Vergnügen, im vorigen Jahre in Luga die Bekanntschaft Ihrer Schwester Lisaweta Makarowna zu machen ... Sie hat mir ebenfalls von Ihnen erzählt ..."

Ich war ganz erstaunt: auf seinem Gesichte strahlte eine entschieden aufrichtige Freude.

„Erlauben Sie, Fürst," sagte ich stockend, während ich meine beiden Hände auf den Rücken legte, „ich muß Ihnen aufrichtig sagen (und es freut mich, daß ich es Ihnen in Gegenwart unseres lieben Fürsten sagen kann), daß ich sogar den Wunsch hatte, mit Ihnen zusammenzutreffen; und zwar hatte ich diesen Wunsch noch kürzlich, erst gestern noch, aber freilich mit einer ganz anderen Absicht. Ich sage das geradeheraus, mögen Sie sich auch noch so sehr darüber wundern. Kurz, ich wollte Sie wegen der Beleidigung, die Sie vor anderthalb Jahren Wersilow in Ems zugefügt haben, zum Duell fordern. Und obwohl ich mir selbstverständlich sagte, daß Sie meine Forderung vielleicht nicht annehmen würden, weil ich eben erst das Gymnasium verlassen habe und noch nicht volljährig bin, so hätte ich die

Forderung dennoch an Sie gerichtet, ganz gleich, wie Sie sie aufgenommen und was Sie darauf getan hätten ... und ich muß gestehen, ich habe auch jetzt noch dieselbe Absicht."

Der alte Fürst sagte mir später, es sei mir gelungen, das in einer höchst edlen Weise herauszubringen.

Aufrichtiger Schmerz prägte sich auf dem Gesicht des Fürsten aus.

„Sie haben mich nur nicht ausreden lassen," sagte er mit Wärme. „Wenn ich mich mit Worten, die mir aus der Seele kamen, an Sie wandte, so waren gerade meine jetzigen Gefühle gegen Andrei Petrowitsch der Grund dazu. Es tut mir leid, daß ich Ihnen nicht sofort alle näheren Umstände mitteilen kann; aber ich versichere Ihnen mit meinem Ehrenworte, daß ich an mein unglückseliges Benehmen in Ems schon längst mit der tiefsten Reue zurückdenke. Als ich mich jetzt nach Petersburg aufmachte, beschloß ich, Andrei Petrowitsch jede nur mögliche Genugtuung zu geben, das heißt, ihn buchstäblich geradezu um Verzeihung zu bitten, in der Form, die er selbst bestimmen würde. Höhere, mächtige Einwirkungen sind die Ursache dieser Änderung meiner Anschauung gewesen. Der Umstand, daß wir miteinander prozessierten, hätte auf meinen Entschluß nicht den geringsten Einfluß gehabt. Aber sein gestriges Verhalten mir gegenüber hat sozusagen meine Seele erschüttert, und werden Sie es glauben, selbst in diesem Augenblicke bin ich noch nicht recht zu mir gekommen. Und nun muß ich Ihnen mitteilen, – ich bin auch zum Fürsten gerade in der Absicht gekommen, ihm von einem ungewöhnlichen Ereignisse Mitteilung zu machen – vor drei Stunden, also genau zu der Zeit, wo er mit unserem Rechtsanwalt das Dokument abfaßte, erschien bei mir ein Bevoll-

mächtigter Andrei Petrowitschs und überbrachte mir eine Forderung von ihm ... eine formelle Forderung wegen des Vorfalls ins Ems ..."

„Er hat Sie gefordert?" rief ich und fühlte, daß mir die Augen zu brennen anfingen und das Blut mir ins Gesicht strömte.

„Ja, er hat mich gefordert; ich nahm die Forderung sofort an, beschloß aber, ihm noch vor dem Duell einen Brief zu schicken, in dem ich ihm meine Ansicht über mein Benehmen darlege und meine tiefe Reue wegen dieses Irrtums ausspreche ... denn es ist nur ein Irrtum gewesen, ein unglückseliger, verhängnisvoller Irrtum. Ich möchte noch bemerken, daß ich bei meiner Stellung im Regimente befürchten mußte, durch diesen Schritt in eine mißliche Lage zu geraten: denn durch einen solchen Brief vor dem Duell setzte ich mich der Gefahr aus, von der öffentlichen Meinung verurteilt zu werden ... Sie verstehen? Aber trotzdem entschloß ich mich dazu und bin nur nicht dazu gekommen, den Brief abzusenden, weil ich eine Stunde nach der Forderung von ihm wieder ein Billett erhielt, in dem er mich bittet, ihm die Störung zu verzeihen und die Forderung zu vergessen, und hinzufügt, er bereue diese ‚momentane Anwandlung einer schwächlichen, selbstsüchtigen Gesinnung'; das sind seine eigenen Worte. Auf diese Weise hat er mir nun den beabsichtigten Schritt mit dem Briefe außerordentlich erleichtert. Ich habe ihn noch nicht abgeschickt, bin aber gerade in der Absicht hergekommen, mit dem Fürsten ein paar Worte über diese Angelegenheit zu reden ... Und glauben Sie mir: ich selbst habe von den Vorwürfen meines Gewissens vielleicht weit mehr gelitten, als sonst jemand bei dieser Sache gelitten hat ... Genügt Ihnen diese Erklärung, Arkadi Makarowitsch, wenigstens für den Augen-

blick, vorläufig? Wollen Sie mir die Ehre erweisen, an meine Aufrichtigkeit rückhaltlos zu glauben?"

Ich war vollständig besiegt; ich sah eine zweifellose Offenherzigkeit, die ich in keiner Weise erwartet hatte. Ich hatte überhaupt nichts Derartiges erwartet. Ich murmelte etwas zur Antwort und streckte ihm einfach meine beiden Hände hin; er schüttelte sie erfreut in den seinigen. Darauf führte er den alten Fürsten weg und sprach ungefähr fünf Minuten lang mit ihm in dessen Schlafzimmer.

„Wenn Sie mir ein besonderes Vergnügen machen wollen," sagte er mit lauter Stimme in bestimmtem Tone zu mir, als er von dort wieder herauskam, „so fahren Sie gleich mit mir mit; dann werde ich Ihnen den Brief zeigen, den ich jetzt sofort an Andrei Petrowitsch absenden werde, und zugleich auch seinen Brief an mich."

Ich willigte mit großer Freude ein. Mein Fürst zeigte sich, als er mich zur Tür begleitete, sehr geschäftig und rief mich ebenfalls auf einen Augenblick in sein Schlafzimmer.

„Mon ami, wie freue ich mich, wie freue ich mich . . . Wir wollen über all das noch später miteinander reden. Apropos, hier habe ich zwei Briefe in meinem Portefeuille: der eine muß eigenhändig abgegeben werden, und es ist dabei eine mündliche Erklärung nötig; der andere ist an die Bank, – auch da muß . . ."

Mit diesen Worten händigte er mir zwei Briefe ein, die angeblich sehr eilig waren und besondere Mühe und Sorgfalt erforderten. Ich sollte hinfahren, sie persönlich übergeben, eine Quittung ausstellen usw.

„Ach, Sie Schlaukopf!" rief ich, indem ich die Briefe in Empfang nahm; „ich möchte darauf schwören, daß das alles dummes Zeug ist und es sich gar nicht um wichtige Geschäfte handelt, sondern Sie sich diese beiden Aufträge

absichtlich ausgesonnen haben, um mich glauben zu machen, daß ich hier eine Tätigkeit ausübe und mein Geld nicht umsonst bekomme!“

„Mon enfant, ich kann dir versichern, daß du dich darin irrst; es sind wirklich zwei unaufschiebbare Sachen... Cher enfant!“ rief er auf einmal, höchst gerührt, „mein lieber junger Mann!“ (Er legte mir beide Hände auf den Kopf.) „Ich segne dich und dein Los ... Bleibe immer so reinen Herzens, wie du jetzt bist ... so gut und brav, wie nur möglich ... Liebe alles Schöne ... in all seinen verschiedenen Gestalten ... Na, enfin ... enfin rendons grâce ... et je te bénis!“

Er sprach nicht zu Ende und begann, über meinen Kopf gebeugt, zu schluchzen. Ich muß gestehen, auch mir war das Weinen nahe; wenigstens umarmte ich meinen wunderlichen Kauz innig und mit Freuden. Wir küßten uns von Herzen.

III

Fürst Sergei (vollständiger: Fürst Sergei Petrowitsch; so werde ich ihn nennen) brachte mich in einem höchst eleganten Gig nach seiner Wohnung, und mein erstes war, die Pracht dieser Wohnung zu bewundern. Das heißt, prächtig war sie eigentlich nicht, wohl aber so, wie es bei den „feinsten Leuten“ üblich ist: hohe, große, helle Zimmer (ich sah zwei davon; die übrigen waren geschlossen), und die Möbel zwar nicht in Gott weiß was für einem Versailler oder Renaissance-Stil, aber weich, bequem, reichlich, alles auf großem Fuße; dazu Teppiche, geschnitztes Holzwerk und Statuetten. Dabei hieß es von den Fürsten Sokolski allgemein, sie seien bettelarm und besäßen geradezu nichts. Ich hatte indes flüchtig gehört, daß dieser Fürst überall, wo er nur konnte, den Leuten Sand in die Augen

gestreut habe, hier und in Moskau und in seinem früheren Regimente und in Paris; er sei sogar ein Spieler und habe Schulden. Ich hatte einen verknüllten Rock an, auf dem obendrein Federchen saßen, weil ich unausgekleidet geschlafen hatte, und das Hemd trug ich schon den vierten Tag. Übrigens war mein Rock noch durchaus nicht schlecht; aber da ich zu dem Fürsten hingeraten war, fiel mir Wersilows Anregung ein, mir andere Kleider machen zu lassen.

„Denken Sie sich, eine Selbstmörderin ist schuld daran, daß ich die ganze Nacht über angezogen geschlafen habe," bemerkte ich lässig, und da er sogleich Interesse bezeigte, so erzählte ich ihm die Geschichte in aller Kürze. Aber ihn beschäftigte offenbar vor allen Dingen sein Brief. Besonders frappierte es mich, daß er nicht nur nicht gelächelt, sondern nicht einmal den geringsten Ansatz dazu hatte sehen lassen, als ich ihm vorher geradeheraus erklärt hatte, daß ich ihn zum Duell fordern wolle. Wenn ich auch verstanden hatte, mich so zu benehmen, daß ihm das Lachen vergehen mußte, so war das doch von einem Menschen seiner Art merkwürdig. Wir setzten uns mitten im Zimmer an seinem riesigen Schreibtische einander gegenüber, und er gab mir seinen schon fertigen und ins reine geschriebenen Brief an Wersilow zum Durchlesen. Der Inhalt dieses Schriftstückes stimmte mit dem überein, was er mir vorher bei meinem Fürsten gesagt hatte; es war sogar mit leidenschaftlicher Hitze geschrieben. Von dieser seiner augenscheinlichen Offenherzigkeit und Bereitwilligkeit zu allem Guten wußte ich allerdings noch nicht endgültig, wie ich sie auffassen sollte; aber ich begann schon willfährig zu werden, denn in der Tat, warum sollte ich nicht daran glauben? Was für ein Mensch er auch sein und was man auch von ihm sagen mochte, er konnte darum doch gute Neigungen

haben. Ich sah auch Wersilows letztes, aus sieben Zeilen bestehendes Billett, die Zurückziehung der Forderung. Wenngleich er wirklich darin etwas von seiner „schwächlichen, selbstsüchtigen Gesinnung" schrieb, so atmete das ganze Billett doch einen gewissen Hochmut . . . oder, richtiger gesagt, in seiner ganzen Handlungsweise hierbei sprach sich eine gewisse Geringschätzung aus. Ich äußerte das übrigens nicht.

„Wie sehen Sie aber diese Zurückziehung der Forderung an?" fragte ich. „Sie glauben doch wohl nicht, daß er Angst bekommen hat?"

„Gewiß nicht," erwiderte der Fürst lächelnd; aber das Lächeln machte einen sehr ernsten Eindruck, wie denn überhaupt seine Miene immer sorgenvoller wurde. „Ich weiß sehr wohl, daß er ein Mann von Mut ist. Hier liegt natürlich eine besondere Anschauungsweise vor . . . eine eigenartige Gemütsstimmung."

„Ohne Zweifel," unterbrach ich ihn eifrig. „Ein gewisser Wasin sagt, in seinem Verfahren mit jenem ans Licht gekommenen Briefe und mit dem Verzicht auf die Erbschaft erkenne man den Wunsch, sich auf ein ‚Piedestal' zu stellen . . . Meiner Meinung nach führt niemand solche Taten aus, um damit zu prunken, sondern sie entspringen aus dem tiefsten Innern des Menschen."

„Ich kenne Herrn Wasin sehr gut," bemerkte der Fürst.

„Ach ja, Sie müssen ihn ja in Luga gesehen haben."

Wir sahen einander plötzlich an, und ich erinnere mich, daß ich ein bißchen rot wurde. Wenigstens brach er das Gespräch ab. Ich hatte übrigens große Lust, es weiter fortzusetzen. Der Gedanke an eine Begegnung, die ich am vorhergehenden Tage gehabt hatte, erregte bei mir den Wunsch, ihm einige Fragen vorzulegen; ich wußte nur nicht recht,

wie ich dabei zu Werke gehen sollte. Und überhaupt fühlte ich mich nicht sehr behaglich. Es frappierte mich auch seine erstaunliche Wohlerzogenheit und Höflichkeit und die Ungezwungenheit seines Benehmens, kurz, diese ganze glänzende Politur, die diese Leute beinahe schon in der Wiege annehmen. In seinem Briefe hatte ich zwei recht grobe grammatische Fehler gefunden. Überhaupt benehme ich mich bei solchen Begegnungen nie unterwürfig, sondern werde absichtlich schroff, was manchmal vielleicht töricht ist. Aber im gegenwärtigen Falle wirkte dazu besonders noch der Gedanke mit, daß ich Federchen auf dem Rocke hatte, so daß ich sogar ein paar Schwupper machte, indem ich zu familiär wurde. Ich bemerkte still für mich, daß der Fürst mich mitunter sehr aufmerksam musterte.

„Sagen Sie mal, Fürst," platzte ich auf einmal mit einer Frage heraus, „finden Sie es nicht im stillen lächerlich, daß ich, der ich noch ein solcher ‚Milchbart' bin, Sie zum Duell fordern wollte, und noch dazu wegen einer fremden Beleidigung?"

„Durch eine dem Vater angetane Beleidigung kann man sich sehr wohl beleidigt fühlen. Nein, ich finde es nicht lächerlich."

„Aber mir scheint doch, daß es furchtbar lächerlich ist ... von einem andern Standpunkte aus . . . das heißt, selbstverständlich nicht von meinem eigenen. Um so mehr, da ich ein Dolgoruki bin und kein Wersilow. Aber wenn Sie mir hierin, um mich freundlich zu stimmen, oder aus weltmännischem Anstande die Unwahrheit sagen, so täuschen Sie mich wohl auch in allen übrigen Stücken?"

„Nein, ich finde es nicht lächerlich," wiederholte er ganz ernst. „Es ist doch nur natürlich, daß Sie das Blut Ihres Vaters in sich fühlen . . . Sie sind freilich noch zu jung;

denn ... ich weiß nicht ... ich glaube, wer noch nicht die Volljährigkeit erreicht hat, darf sich nicht schlagen, und man darf keine Forderung von ihm annehmen ... nach den geltenden Regeln ... Aber ein ernster Einwand läßt sich allerdings vielleicht erheben: wenn Sie eine Forderung ohne Wissen des Beleidigten ergehen lassen, so bringen Sie dadurch gewissermaßen zum Ausdruck, daß Sie selbst ihn wenig achten, nicht wahr?"

Unser Gespräch wurde plötzlich durch einen Diener unterbrochen, der eintrat, um etwas zu melden. Der Fürst, der ihn erwartet zu haben schien, stand, als er ihn erblickte, ohne zu Ende zu sprechen auf und trat schnell an ihn heran, so daß dieser seine Meldung nur halblaut abstattete und ich sie natürlich nicht verstand.

„Entschuldigen Sie mich!" wandte sich der Fürst zu mir; „ich bin in einer Minute wieder da."

Er ging hinaus. Ich blieb allein zurück, ging im Zimmer auf und ab und dachte nach. Sonderbar: er gefiel mir und mißfiel mir gleichzeitig stark. Er hatte etwas an sich, was ich selbst nicht näher zu bezeichnen gewußt hätte, was mich aber abstieß. „Wenn er so gar nicht über mich lacht, so benimmt er sich dabei ohne Zweifel durchaus wahr und aufrichtig; aber wenn er über mich lachte, so ... würde er mir vielleicht klüger vorkommen," – so dachte ich sonderbarerweise. Ich trat an den Tisch und las noch einmal den Brief an Wersilow durch. Ich versank darüber in Gedanken und vergaß sogar die Zeit, und als ich wieder zu mir kam, bemerkte ich, daß die Minute des Fürsten sich unstreitig schon zu einer ganzen Viertelstunde verlängert hatte. Das versetzte mich in einige Erregung; ich ging noch einmal auf und ab, nahm endlich meinen Hut und beschloß, wie ich mich erinnere, hinauszugehen, um, wenn ich jeman-

den träfe, den Fürsten rufen zu lassen und, wenn er käme, mich ohne weiteres von ihm zu verabschieden, mit der Begründung, ich hätte zu tun und könne nicht länger warten. Es schien mir, daß dies das Angemessenste sein werde; denn es quälte mich ein klein wenig der Gedanke, er behandle mich nachlässig, wenn er mich so lange allein lasse.

Die beiden Türen dieses Zimmers, beide geschlossen, befanden sich an den beiden Enden ein und derselben Wand. Da ich vergessen hatte, durch welche Tür wir hereingekommen waren, oder wohl mehr aus Zerstreutheit, öffnete ich die eine von ihnen und erblickte plötzlich in einem langen, schmalen Zimmer eine auf dem Sofa sitzende weibliche Gestalt: meine Schwester Lisa. Außer ihr war niemand da, und sie wartete offenbar auf jemand. Aber ich hatte noch nicht Zeit gehabt, mich auch nur zu wundern, als ich auf einmal die Stimme des Fürsten hörte, der laut mit jemand sprach und nach seinem Zimmer zurückkehrte. Schnell machte ich die Tür wieder zu, und der durch die andere Tür eintretende Fürst merkte nichts. Ich erinnere mich, daß er sich zu entschuldigen begann und etwas von einer Anna Fjodorowna sagte ... Aber ich war so überrascht und verwirrt, daß ich fast nichts verstand, und stotterte, ich müsse notwendig nach Hause; dann ging ich, ohne mich zurückhalten zu lassen, schnell hinaus. Der wohlerzogene Fürst wird wohl über meine Manieren recht erstaunt gewesen sein. Er gab mir das Geleite bis ins Vorzimmer und redete fortwährend; aber ich antwortete nicht und sah ihn nicht an.

## IV

Als ich auf die Straße hinaustrat, wandte ich mich links und schritt ziellos vorwärts. In meinem Kopfe war ein Wirrwarr von Gedanken. Ich ging langsam einher und

hatte, glaube ich, schon eine ziemliche Strecke, etwa fünfhundert Schritte, zurückgelegt, als ich auf einmal fühlte, daß mich jemand leicht auf die Schulter schlug. Ich wandte mich um und erblickte Lisa: sie hatte mich eingeholt und mir einen leichten Schlag mit dem Sonnenschirm versetzt. Eine große Heiterkeit, der ein klein wenig Schelmerei beigemischt war, lag in ihrem strahlenden Blicke.

„Nun, wie freue ich mich, daß du nach dieser Seite gegangen bist; sonst wäre ich heute mit dir nicht zusammengetroffen!" Sie war von dem schnellen Gehen ein wenig außer Atem.

„Wie du außer Atem bist!"

„Ich bin so furchtbar gelaufen, um dich einzuholen."

„Lisa, das warst du doch, das Mädchen, das ich soeben gesehen habe?"

„Wo denn?"

„Beim Fürsten ... beim Fürsten Sokolski ..."

„Nein, das bin ich nicht gewesen, mich hast du nicht gesehen ..."

Ich schwieg, und so gingen wir etwa zehn Schritte. Lisa fing furchtbar zu lachen an.

„Ich bin es gewesen, ich bin es gewesen, natürlich bin ich es gewesen! Hör mal, du hast mich doch selbst gesehen; du hast mir in die Augen gesehen und ich dir; wie kannst du da erst noch fragen, ob ich es gewesen bin! Na, bist du ein Mensch! Aber weißt du, ich hätte beinahe laut aufgelacht, als du mir da in die Augen sahst; du sahst furchtbar komisch aus."

Sie lachte gewaltig. Ich fühlte, wie aller Kummer auf einmal aus meinem Herzen wich.

„Aber sag mal, wie geht es denn zu, daß du dort warst?"

„Ich war bei Anna Fjodorowna."

„Bei was für einer Anna Fjodorowna?“

„Bei Frau Stolbejewa. Als wir in Luga wohnten, saß ich manchmal den ganzen Tag über bei ihr; sie empfing auch Mama bei sich und kam sogar zu uns zu Besuch. Und doch besuchte sie dort fast niemanden. Mit Andrei Petrowitsch ist sie entfernt verwandt; auch mit den Fürsten Sokolski ist sie verwandt: sie ist eine Art Großtante des Fürsten.“

„Also wohnt sie beim Fürsten?“

„Nein, der Fürst wohnt bei ihr.“

„Wem gehört denn also die Wohnung?“

„Die gehört ihr; sie hat die ganze Wohnung schon seit einem Jahre. Der Fürst ist eben erst angekommen und logiert bei ihr. Auch sie selbst ist erst seit vier Tagen in Petersburg.“

„Na ... weißt du was, Lisa, sie mitsamt ihrer Wohnung ist mir ganz gleichgültig.“

„Nicht doch, sie ist eine sehr nette Frau ...“

„Meinetwegen, in Gottes Namen! Wir sind selbst sehr nette Leute! Sieh nur, was ist heute für ein prächtiger Tag! Wie schön ist alles! Und wie schön bist du selbst heute, Lisa! Aber du bist doch noch das reine Kind!“

„Arkadi, sag bloß mal, das arme junge Mädchen von gestern!“

„Ach ja, es ist traurig, Lisa; ja, es ist traurig!“

„Ach ja, es ist traurig! Welch ein Schicksal! Weißt du, es ist ordentlich sündhaft, daß wir so vergnügt spazieren gehen, und ihre Seele jetzt, mit der Sünde und mit ihrem Leide beladen, irgendwo in der Finsternis, in der bodenlosen Finsternis umherfliegt. Arkadi, wer ist an ihrer Sünde schuld? Ach, wie schrecklich das ist! Denkst du wohl manchmal an diese Finsternis? Ach, wie ich mich

vor dem Tode fürchte, und wie sündhaft das ist! Ich kann die Dunkelheit nicht leiden; was ist es doch für ein schönes Ding um die Sonne! Mama sagt, diese Furcht sei sündhaft ... Arkadi, kennst du Mama genau?"

„Nur wenig, Lisa; ich kenne sie nur wenig."

„Ach, was ist sie für ein gutes Wesen; du mußt sie kennen lernen! Man muß erst ein ganz besonderes Verständnis für sie gewinnen ..."

„Ja, siehst du wohl, auch dich hatte ich früher nicht gekannt, und jetzt kenne ich dich vollständig. In einem Augenblicke habe ich dich vollständig kennen gelernt. Wenn du dich auch vor dem Tode fürchtest, Lisa, so bist du doch sicherlich stolz, kühn und mutig. Du bist besser als ich, weit besser als ich! Ich habe dich furchtbar lieb, Lisa. Ach, Lisa! Mag der Tod kommen, sobald es sein muß; aber bis dahin laß uns leben, leben! Jener Unglücklichen wollen wir unser Mitleid zollen; aber das Leben wollen wir doch lieben und genießen, nicht wahr? Nicht wahr? Ich habe eine ‚Idee', Lisa. Lisa, du weißt doch, daß Wersilow auf die Erbschaft verzichtet hat? Du kennst meine Seele nicht, Lisa; du weißt nicht, was dieser Mann für mich bedeutet hat?"

„Na, das sollte ich nicht wissen! Ich weiß alles."

„Du weißt alles? Na, wie solltest du auch nicht? Du bist klug; du bist klüger als Wasin. Du und Mama, ihr habt durchdringende, humane Augen, das heißt einen solchen Blick, nicht solche Augen; ich rede Unsinn ... Ich habe in vieler Hinsicht meine Mängel, Lisa."

„Man muß dich leiten; das ist das Ganze!"

„Leite mich, Lisa! Welch ein Vergnügen ist es, dich heute anzusehen! Weißt du auch wohl, daß du sehr hübsch bist? Ich hatte noch nie deine Augen gesehen ... erst jetzt

sehe ich sie zum erstenmal ... Wo hast du sie heute hergenommen, Lisa? Wo hast du sie gekauft? Was hast du dafür bezahlt? Lisa, ich habe keinen Freund gehabt und halte die Idee der Freundschaft überhaupt für Unsinn; aber eine Freundschaft mit dir ist kein Unsinn ... Ist es dir recht, daß wir Freunde werden? Du verstehst, was ich sagen will? ..."

„Jawohl, ich verstehe sehr gut."

„Und, weißt du, ohne besondere Abmachungen, ohne einen Kontrakt; laß uns ganz einfach Freunde sein!"

„Ja, ganz einfach, ganz einfach; nur eines wollen wir verabreden: sollte es einmal dahin kommen, daß wir einander Vorwürfe machen, daß wir mit etwas am andern unzufrieden sind, daß wir selbst böse und schlecht gegeneinander werden, daß wir sogar alles dies vergessen, so wollen wir doch niemals diesen Tag und besonders nicht diese Stunde vergessen! Wir wollen uns das Wort darauf geben! Wir wollen uns das Wort darauf geben, daß wir immer dieses Tages gedenken werden, an dem ich und du Arm in Arm gingen und so lachten und so vergnügt waren ... Ja? Willst du? Ja?"

„Ja, Lisa, ja; ich verspreche es dir; aber Lisa, mir ist, als hörte ich dich zum ersten Male reden ... Lisa, hast du viel gelesen?"

„Du hast mich ja bisher nicht gefragt! Gestern zum erstenmal, als ich einen falschen Ausdruck gebrauchte, geruhten Sie, mein gnädiger, kluger Herr, mich Ihrer Beachtung zu würdigen."

„Aber warum hast du nicht selbst mit mir zu reden angefangen, wenn ich ein solcher Dummkopf war?"

„Ich habe immer darauf gewartet, daß du klüger werden solltest. Ich habe dich gleich zu Anfang durchschaut, Arkadi

und als ich dich durchschaut hatte, da dachte ich: ‚Er wird schon kommen; das Ende wird gewiß sein, daß er kommt‘; na, und da beschloß ich, die Ehre, den ersten Schritt zu tun, lieber dir selbst zu überlassen. ‚Nein,‘ dachte ich, ‚jetzt kannst du mir erst ein bißchen nachlaufen.‘“

„Ach, du Kokette! Na, Lisa, bekenne mal offen: hast du dich über mich während dieses Monats lustig gemacht?“

„Ach, du bist sehr komisch, Arkadi, furchtbar komisch! Und weißt du, ich habe dich vielleicht in diesem Monat gerade deswegen besonders lieb gehabt, weil du ein so schnurriger Kauz bist. Aber du hast auch deine schlechten Seiten, – das will ich dir nur sagen, damit du nicht stolz wirst. Und weißt du wohl, wer noch über dich gelacht hat? Mama hat über dich gelacht, Mama und ich zusammen; ‚so ein schnurriger Kauz,‘ flüsterte sie mir manchmal zu, ‚nein, was für ein schnurriger Kauz!‘ Und du saßest dabei und dachtest, daß wir dasäßen und vor dir zitterten.“

„Lisa, wie denkst du über Wersilow?“

„Ich schätze ihn sehr; aber, weißt du, wir wollen jetzt nicht von ihm sprechen. Das ist heute nicht an der Zeit; nicht wahr?“

„Ganz richtig! Nein, du bist furchtbar klug, Lisa! Du bist unbedingt klüger als ich. Aber warte nur, Lisa, ich werde mit dieser ganzen Geschichte ein Ende machen, und dann werde ich dir vielleicht auch etwas sagen . . .“

„Warum machst du denn ein so finsteres Gesicht?“

„Ich mache weiter kein finsteres Gesicht, Lisa; das ist nur so äußerlich . . . Siehst du, Lisa, ich will es dir lieber geradeheraus sagen: es ist eine Eigentümlichkeit von mir, daß ich es nicht gerne mag, wenn jemand diesen oder jenen empfindlichen Punkt in meiner Seele mit den Fingern berührt . . . oder ich will lieber so sagen: wenn man gewisse

Gefühle oft an die Öffentlichkeit treten läßt, damit alle Leute sie beschauen, so ist das doch ein Benehmen, dessen man sich schämen muß, nicht wahr? Darum ziehe ich es manchmal vor, ein finsteres Gesicht zu machen und zu schweigen: du bist ja klug, du mußt dafür Verständnis haben."

„Ja, noch mehr: ich bin selbst ganz ebenso; ich habe vollständiges Verständnis für dich. Weißt du wohl, daß auch Mama ganz ebenso ist?"

„Ach, Lisa! Wenn man nur recht lange auf der Welt lebte! Wie? Was hast du gesagt?"

„Ich habe nichts gesagt."

„Du siehst mich ja so an?"

„Du siehst mich ja auch so an. Ich sehe dich an und bin dir gut."

Ich begleitete sie bis fast nach Hause und gab ihr meine Adresse. Beim Abschiede küßte ich sie zum erstenmal in meinem Leben.

## V

Und all das wäre gut gewesen; nur eines war nicht gut: ein peinlicher Gedanke bohrte schon seit der Nacht in meinem Kopfe herum und wollte nicht hinausgehen. Es war dies der Gedanke daran, daß ich, als ich gestern abend an unserem Tore mit der Unglücklichen zusammengetroffen war, zu ihr gesagt hatte, ich würde selbst aus dem Hause gehen, weg von der Familie; von schlechten Menschen müsse man fortgehen und sich ein eigenes Nest bauen, und Wersilow habe viele illegitime Kinder. Solche Worte, von einem Sohne über den Vater gesprochen, mußten ihr natürlich als eine Bestätigung ihres ganzen Verdachtes gegen Wersilow erscheinen, sie in dem Glauben bestärken, daß er sie beleidig

habe. Ich hatte Stebelkow beschuldigt, Öl ins Feuer gegossen zu haben; aber vielleicht hatte gerade ich es ganz besonders getan. Dieser Gedanke war mir schrecklich und ist es auch jetzt noch ... Damals aber, an jenem Vormittag, hatte ich zwar schon angefangen, mich damit zu quälen; aber es schien mir doch noch, daß das nur Torheit sei: „Ach was," sagte ich mir von Zeit zu Zeit, „da war auch schon ohne mich vieles ins Brennen und Sieden geraten; ach was, es hat nichts zu bedeuten; es wird vorübergehen! Ich werde mich bessern! Ich werde das irgendwie wieder gutmachen ... durch irgendeine gute Tat ... Ich habe noch fünfzig Jahre vor mir!"

Aber der Gedanke bohrte doch in mir weiter.

# Zweiter Teil

## Erstes Kapitel

### I

Ich überspringe einen Zeitraum von beinahe zwei Monaten; aber der Leser kann unbesorgt sein: es wird alles aus der weiteren Darlegung klar werden. Scharf herausheben möchte ich einen bestimmten Tag, den 15. November, einen für mich aus vielen Gründen sehr denkwürdigen Tag. Erstens bemerke ich: niemand, der mich vor zwei Monaten gesehen hatte, würde mich wiedererkennen, wenigstens nicht dem Äußeren nach; das heißt, er würde mich wohl wiedererkennen, aber nicht imstande sein, sich die mit mir vorgegangene Veränderung zu erklären. Ich bin stutzerhaft gekleidet; das ist das erste. Jener „gewissenhaft und geschmackvoll arbeitende französische Schneider", den mir Wersilow früher einmal hatte empfehlen wollen, hat mir nicht nur einen ganzen Anzug gemacht, sondern ist für mich schon ein überwundener Standpunkt: für mich arbeiten jetzt ganz andere Schneider, vornehmere, vom allerersten Range, und ich habe bei ihnen sogar eine laufende Rechnung. Auch in einem feinen Restaurant habe ich eine laufende Rechnung; aber da bin ich noch ängstlich, und sobald ich Geld habe, bezahle ich immer gleich, obwohl ich weiß, daß das mauvais ton ist, und daß ich mich dadurch kompromittiere. Auf dem Newski-Prospekte bin ich ein guter Kunde eines französischen Friseurs, und wenn er mich frisiert, so erzählt er mir Anekdoten. Und ich muß gestehen, ich übe mich mit ihm im Französischsprechen. Obgleich ich Französisch kann und sogar ganz gut, bin ich in großer Gesellschaft doch immer noch ängstlich, wenn ich anfangen soll, französisch zu sprechen; und auch meine Aussprache ist gewiß nicht die Pariser. Ich habe einen Fiaker

Matwjei, der mit seinem eleganten Trabergefährt zu meinen Diensten steht, sobald ich es bestimme. Er hat einen hellbraunen Hengst (ich kann Grauschimmel nicht leiden). Indessen ist bei mir auch einiges nicht so, wie es sein sollte: wir haben den 15. November, und es ist schon vor drei Tagen Winter geworden; aber ich trage einen alten, von Wersilow abgelegten Schuppenpelz; wenn ich ihn verkaufen wollte, würde ich nur fünfundzwanzig Rubel dafür bekommen. Ich muß mir einen neuen anschaffen; aber meine Taschen sind leer, und außerdem muß ich mir um jeden Preis zu heute abend Geld verschaffen, sonst bin ich „unglücklich und verloren"; das sind meine eigenen Ausdrücke von damals. Welch eine unwürdige Lage! Nun aber: woher waren auf einmal diese Tausende von Rubeln, diese Traber und diese feinen Restaurants gekommen? Wie war es möglich gewesen, daß ich so schnell alles vergessen und mich so verändert hatte? O Schmach! Ja, lieber Leser, ich beginne jetzt die Geschichte meiner Schmach und Schande, und nichts im Leben kann für mich beschämender sein als diese Erinnerungen.

Ich rede wie ein Richter und weiß, daß ich schuldig bin. In jenem Strudel, in dem ich damals herumgewirbelt wurde, war ich zwar allein, ohne Führer und Ratgeber; aber ich kann beschwören, daß ich mir auch schon damals meines Falles bewußt war und daher keine Entschuldigung habe. Und doch war ich während dieser ganzen zwei Monate fast glücklich, – warum sage ich „fast"? Ich war überglücklich! So glücklich, daß das Bewußtsein meiner Schande, das mitunter (ach, wie oft, wie oft!) in meiner Seele aufblitzte und sie erzittern ließ – daß dieses Bewußtsein (sollte man es glauben?) mich noch mehr berauschte: „Ach was, falle ich, so falle ich; umkommen werde

ich ja nicht; ich komme schon wieder in die Höhe! Ich habe meinen guten Stern!" – Ich ging auf einem schmalen Brückchen, aus dünnen Stäben, ohne Geländer, über einen Abgrund, und es machte mir Vergnügen, daß ich so ging; ich blickte sogar absichtlich in den Abgrund hinunter. Es war gefährlich und zugleich vergnüglich. Und die „Idee"? Die „Idee" verschob ich auf eine spätere Zeit; die Idee konnte warten; alles, was jetzt geschah, „war nur eine Art Seitensprung": „warum soll man sich nicht amüsieren?" Ich sage es noch einmal: das ist eben eine schlechte Eigenschaft an „meiner Idee", daß sie ohne weiteres alle möglichen Seitensprünge zuläßt; wäre sie nicht so fest und solide, so hätte ich vielleicht doch Scheu getragen, solche Seitensprünge zu begehen.

Inzwischen hatte ich meine kleine Wohnung immer noch inne; ich hatte sie inne, wohnte aber nicht in ihr; dort lagen nur mein Koffer, meine Reisetasche und andere Sachen; in der Hauptsache lebte ich beim Fürsten Sergei Sokolski. Ich hielt mich bei ihm den Tag über auf, ich übernachtete bei ihm, und so gleich ganze Wochen lang ... Wie es dazu gekommen war, das werde ich sogleich sagen; vorher nur noch ein paar Worte über diese meine kleine Wohnung. Sie war mir bereits lieb geworden: hier hatte mich Wersilow von selbst zum ersten Male nach unserm damaligen Streite besucht und war dann noch viele Male gekommen. Ich wiederhole es: es war dies für mich eine Zeit furchtbarer Schmach, aber auch gewaltigen Glückes ... Und alles gelang mir damals so gut, alles lächelte mir nur so zu! „Und wozu auch dieses ganze düstere Wesen," dachte ich manchmal in meinem Wonnerausche, „wozu diese alten, schmerzenden Wunden, meine einsame, traurige Kindheit, meine dummen Träumereien unter der Bettdecke, meine

Schwüre, meine Spekulationen und sogar meine ‚Idee‘? Das sind alles nur Gebilde meiner Phantasie gewesen, und nun stellt es sich heraus, daß es in der Welt ganz anders beschaffen ist; mir ist so froh und leicht zu Mute: ich habe einen Vater, Wersilow; ich habe einen Freund, den Fürsten Sergei, und ich habe noch . . .“ aber dieses „noch“ wollen wir beiseite lassen. O weh, alles geschah im Namen der Liebe, der Hochherzigkeit und der Ehre; aber nachher erwies es sich als schändlich, frech und ehrlos.

Genug davon!

## II

Daß er zum erstenmal zu mir kam, geschah am dritten Tage nach unserm damaligen Bruche. Ich war nicht zu Hause, und er blieb da und wartete auf mich. Als ich in mein winziges Kämmerchen trat, ging es mir seltsam: obgleich ich ihn alle diese drei Tage her erwartet hatte, umflorten sich mir doch die Augen, und mein Herz klopfte so stark, daß ich sogar einen Augenblick in der Tür stehen bleiben mußte. Zum Glücke saß er mit meinem Wirte zusammen da, der, damit dem Gaste das Warten nicht langweilig werde, es für nötig gefunden hatte, sich schleunigst mit ihm bekannt zu machen, und nun angefangen hatte, ihm etwas mit großem Eifer zu erzählen. Er war Titularrat, etwa vierzig Jahre alt, sehr pockennarbig, sehr arm, mit einer schwindsüchtigen Frau und einem kranken Kinde behaftet; von Charakter war er mitteilsam, friedlich, übrigens auch recht taktvoll. Ich freute mich über seine Anwesenheit; denn er half mir aus der Verlegenheit: in der Tat, was hätte ich zu Wersilow sagen sollen? Ich hatte gewußt, hatte diese ganzen drei Tage her bestimmt gewußt, daß Wersilow von selbst zuerst kommen werde, genau so

wie ich es mir wünschte; denn um keinen Preis der Welt wäre ich zuerst zu ihm gegangen, und zwar nicht aus Trotz, sondern gerade aus Liebe zu ihm, aus einer Art von Eifersucht der Liebe, – ich verstehe das nicht auszudrücken. Und überhaupt wird der Leser Redegewandtheit bei mir vergebens suchen. Aber obgleich ich ihn diese ganzen drei Tage lang erwartet und es mir fortwährend ausgemalt hatte, wie er hereintreten werde, so hatte ich mir doch trotz aller Anstrengungen schlechterdings nicht im voraus vorstellen können, wovon wir beide nach allem Vorhergegangenen auf einmal anfangen würden zu sprechen.

„Ach, da bist du ja auch!“ sagte er und streckte mir, ohne von seinem Platze aufzustehen, freundschaftlich die Hand entgegen. „Setz dich zu uns; Peter Ippolitowitsch erzählt hier eine sehr interessante Geschichte von dem Stein bei den Pawlowskischen Kasernen . . . oder da so herum . . .“

„Ja, ich kenne den Stein,“ antwortete ich schnell und setzte mich neben sie auf einen Stuhl. Sie saßen am Tische. Das ganze Zimmer war nur sechs Ellen im Quadrat groß. Ich holte nur mühsam Atem.

Ein Schimmer von Befriedigung leuchtete in Wersilows Augen auf; er schien seine Zweifel gehabt und gedacht zu haben, ich würde mich theatralisch benehmen. Jetzt war er beruhigt.

„Fangen Sie lieber noch einmal von Anfang an, Peter Ippolitowitsch!“ Die beiden waren schon dahin gelangt, einander mit Vor- und Vatersnamen anzureden.

„Nämlich, das hat sich noch zur Zeit des seligen Kaisers begeben,“ begann Peter Ippolitowitsch, indem er sich zu mir wandte; er sprach nervös und in einer Art von peinlicher Spannung, als litte er schon im voraus unter der Befürchtung eines Mißerfolges seiner Erzählung; „Sie

kennen ja diesen Stein, – ein dummer Stein auf der Straße; wozu? warum? er stört nur den Verkehr, nicht wahr? Der Kaiser fuhr oftmals da vorbei, und jedesmal lag dieser Stein da. Endlich erregte das das Mißfallen des Kaisers, und es war ja auch richtig: ein Ding wie ein Berg, wie ein ordentlicher Berg, liegt da auf der Straße und verdirbt die ganze Straße. ‚Der Stein soll da weg!‘ sagte der Kaiser. Na, er hatte also gesagt, der Stein solle da weg, – Sie verstehen wohl, was das zu bedeuten hat: ‚Er soll da weg!‘ Erinnern Sie sich noch, wie der Selige war? Was sollte man nun also mit dem Steine anfangen? Sie wußten sich alle nicht zu raten und zu helfen: da war der Magistrat, und da war ganz besonders, ich erinnere mich nicht mehr, wer es eigentlich war, aber es war einer von den allerersten damaligen Großen, dem der Auftrag zugefallen war. Also dieser große Herr hörte sich nun um, und da wurde ihm gesagt, fünfzehntausend Rubel werde die Sache wohl kosten, unter dem nicht, und in Silber (denn das Papiergeld war unter dem seligen Kaiser gerade in Silber umgewandelt worden). ‚Wie kann das fünfzehntausend Rubel kosten!‘ rief er; ‚das ist ja Unsinn!‘ Die Engländer wollten nämlich anfangs Schienen bis heran legen, den Stein auf die Schienen heben und ihn dann mit Dampfkraft fortschaffen: aber was würde das gekostet haben? Eisenbahnen gab es damals noch nicht; nur nach Zarskoje Selo ging schon eine ..."

„Na, man konnte den Stein doch zersägen," sagte ich und machte dabei ein finsteres Gesicht; ich ärgerte mich gewaltig und genierte mich vor Wersilow; der aber hörte mit sichtlichem Vergnügen zu. Ich begriff, daß auch er sich über die Anwesenheit des Wirtes freute, weil ihm das Zusammensein mit mir peinlich war, das sah ich; ich er-

innere mich, daß mir dieses sein Verhalten geradezu rührend vorkam.

„Ganz richtig, zersägen, ganz richtig, gerade auf diesen Gedanken verfielen sie dann, und besonders Monferrand, der damals gerade die Isaakskirche baute. ‚Man muß ihn zersägen‘, sagte er, ‚und dann wegschaffen.‘ Jawohl, aber was hätte das gekostet?“

„Das macht gar keine Kosten; man zersägt den Stein einfach und schafft die Stücke fort.“

„Nicht doch, erlauben Sie, da muß man ja doch eine Maschine aufstellen, eine Dampfmaschine, und dann: wohin sollte man die Stücke schaffen? Und dann ein Ding wie ein Berg? ‚Zehntausend Rubel,‘ sagte man, ‚unter dem wird es nicht gut zu machen sein, zehn- oder zwölftausend Rubel.‘“

„Hören Sie mal, Peter Ippolitowitsch, das ist aber doch Unsinn; so kann das nicht gewesen sein . . .“ Aber in diesem Augenblicke zwinkerte mir Wersilow unmerklich zu, und in diesem Zuzwinkern erkannte ich eine so zartfühlende Rücksichtnahme auf den Wirt, ja ein solches Mitleid mit ihm, daß mir das außerordentlich gefiel und ich zu lachen anfing.

„Na also, na also,“ fuhr der Wirt erfreut fort; er hatte nichts bemerkt und schwebte, wie diese Erzähler immer, in der größten Angst, man könnte ihn durch Zwischenfragen aus dem Konzept bringen; „da kommt nun gerade ein Kleinbürger daher, ein noch junger Mensch, na, wissen Sie, so ein echter Russe: mit keilförmigem Kinnbart, mit einem langschößigen Kaftan und beinah ein bißchen angetrunken ... übrigens, nein, angetrunken war er nicht. Und da steht nun dieser Kleinbürger, während sie da so miteinander disputieren, die Engländer und Monferrand; und der hohe Herr,

der den Auftrag bekommen hatte, kam auch in seiner Kutsche angefahren, hörte zu und ärgerte sich darüber, daß sie da redeten und redeten und zu keinem Resultate kommen konnten. Und auf einmal bemerkte er in der Entfernung, wie dieser Kleinbürger dastand und so falsch lächelte, das heißt, nicht falsch, ich drücke mich nicht richtig aus, sondern gewissermaßen . . ."

„Spöttisch," half ihm Wersilow behutsam ein.

„Spöttisch, ja, das ist es, ein bißchen spöttisch; so dieses gutmütige russische Lächeln, wissen Sie. Na, der hohe Herr wurde darüber natürlich ärgerlich, wissen Sie, und sagte: ‚Du da, Mann, worauf wartest du? Was bist du für einer?'

‚Ich?' sagte er, ‚ich sehe mir das Steinchen an, Durchlaucht.' Denn ich glaube, es war eine Durchlaucht; ob es am Ende Fürst Suworow Italiski war, ein Nachkomme des berühmten Feldherrn? . . . Aber nein, ein Suworow war es nicht; wie schade, daß ich vergessen habe, wer es eigentlich war; aber wissen Sie, wenn er auch eine Durchlaucht war, so war er doch ein echter Russe, so ein russischer Typus, ein Patriot mit einem klugen russischen Kopfe und einem braven russischen Herzen. Na, er erriet denn auch, wie es stand:

‚Na, wie ist's?' sagte er, ‚willst du den Stein fortschaffen? Was schmunzelst du?'

‚Mehr über die Engländer, Durchlaucht; die wollen doch einen unmäßigen Preis nehmen, weil der russische Beutel dick ist und sie zu Hause nichts zu essen haben. Wenn Sie hundert Rubel aussetzen wollen, Durchlaucht, dann schaffen wir bis morgen abend das Steinchen weg.'

Na, was sagen Sie zu einem solchen Vorschlag? Die Engländer hätten ihn natürlich vor Wut am liebsten auf-

gefressen; Monferrand lachte; aber diese Durchlaucht mit dem russischen Herzen sagte: ‚Man gebe ihm hundert Rubel! Aber wirst du ihn auch wirklich fortschaffen?‘

‚Morgen gegen abend sind wir damit fertig, Durchlaucht.‘

‚Aber wie wirst du es denn anfangen?‘

‚Das ist nun schon, wenn Euer Durchlaucht es nicht übelnehmen wollen, unser Geheimnis,‘ sagte er, und, wissen Sie, er sagte das in so einer echt russischen Manier. Dem hohen Herrn gefiel das: ‚Man gebe ihm alles, was er verlangt!‘ befahl er. Na, da überließ man ihn nun sich selbst. Und was meinen Sie, was er tat?“

Der Wirt machte eine Pause und ließ seine gerührten Blicke von einem zum andern gehen.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Wersilow lächelnd. Ich machte ein sehr finsteres Gesicht.

„Nun, dann hören Sie, was er tat!“ sagte der Wirt in einem solchen Tone des Triumphes, als ob er es selbst ausgeführt hätte: „Er nahm sich Bauern mit Spaten an, ganz einfache russische Bauern, und ließ sie dicht bei dem Steine, ganz nahe an seinem Rande, eine Grube graben; die ganze Nacht über gruben sie; eine gewaltige Grube stellten sie her, genau von der Größe des Steines, nur noch ein paar Zoll tiefer; und als sie die Grube fertig gegraben hatten, da befahl er ihnen, ganz allmählich und behutsam die Erde unter dem Steine selbst wegzugraben. Na, natürlich, als sie die weggruben, da hatte der Stein keine rechte Unterlage mehr, und das Gleichgewicht kam ins Wanken; und als nun das Gleichgewicht ins Wanken kam, da stemmten sie sich von der andern Seite alle mit den Armen gegen den Stein, so mit Hurra, auf russische Art: und bautz! fiel der Stein in die Grube! Dann schaufelten sie

Erde darüber, stampften sie mit Rammen fest, pflasterten mit kleinen Steinen – und alles sah glatt aus, der Stein war verschwunden!"

„Nun denken Sie mal an!" sagte Wersilow.

„Na, und eine Menge Volks lief da zusammen, eine Menge Volks, nicht zu zählen! Diese Engländer hatten schon längst erraten gehabt, wie es zugehen würde, und waren nun wütend. Monferrand kam herbei: ‚Das ist auf Bauernart gemacht,' sagte er, ‚gar zu einfach!' Aber das war ja eben der Witz, daß es so einfach war, und ihr wart nicht darauf verfallen, ihr Dummköpfe! Und ich kann Ihnen sagen, dieser hohe Chef, dieser vornehme Beamte, umarmte und küßte ihn: ‚Wo bist du denn her, du kluger Kerl?' fragte er. – ‚Aus dem Gouvernement Jaroslawl, Durchlaucht; ich bin meinem Handwerk nach eigentlich Schneider, im Sommer aber komme ich nach der Hauptstadt und handle mit Obst.' Na, die Sache gelangte zur Kenntnis der Obrigkeit, und die Obrigkeit befahl, ihm eine Medaille umzuhängen; so ging er denn mit der Medaille um den Hals umher, aber dann trank er sich zu Tode, wie man sagt; wissen Sie, der Russe kann sich eben nicht beherrschen! Daher saugen uns auch bis auf den heutigen Tag die Ausländer aus; jawohl, so ist das!"

„Ja gewiß, der russische Verstand . . ." begann Wersilow.

Aber hier wurde der Erzähler von seiner kranken Frau abgerufen und lief davon, zu seinem Glücke; denn ich hätte mich sonst nicht mehr halten können. Wersilow lachte.

„Mein Lieber, er hat mich vor deiner Ankunft schon eine ganze Stunde lang amüsiert. Diese Geschichte von dem Steine ist ein typisches Beispiel von verkehrtem Patriotismus; aber wie kann man ihn unterbrechen? Du

hast es ja selbst gesehen, wie er vor Wonne geradezu zerschmolz. Und außerdem liegt, glaube ich, dieser Stein noch jetzt da, wenn ich mich nicht irre, und ist nie in einer Grube vergraben worden."

„Ach mein Gott!" rief ich; „das ist ja wahr! Wie durfte er dann so etwas erzählen!"

„Was ist dir? Du scheinst ja ganz aufgebracht zu sein. Laß nur gut sein! Er hat da in der Tat eine Verwechselung begangen; ich habe eine derartige Erzählung von einem Steine schon in meiner Kindheit gehört, nur lautete sie natürlich etwas anders und bezog sich nicht auf diesen Stein. Ich bitte dich: ‚Die Sache gelangte zur Kenntnis der Obrigkeit.' Sein ganzes Herz schwamm ja in Entzücken bei diesem ‚gelangte zur Kenntnis der Obrigkeit'. Dieser kläglichen Sorte von Menschen sind solche Anekdoten unentbehrlich. Diese Leute haben ihrer eine große Menge, und das ist bei ihnen in der Hauptsache die Folge eines geistigen Bedürfnisses. Sie haben nichts gelernt, wissen nichts ordentlich; na, so ein Mensch will doch auch einmal etwas anderes haben als Kartenspiel und sein Metier; er möchte von etwas allgemein Menschlichem, Poetischem reden . . . Was ist eigentlich dieser Peter Ippolitowitsch für ein Mensch?"

„Ein ganz armer Mensch und sogar ein unglücklicher Mensch."

„Na, siehst du, dann spielt er vielleicht nicht einmal Karten? Ich wiederhole es: mit der Erzählung dieses törichten Zeuges tut er seiner Nächstenliebe Genüge; er wollte ja auch uns damit glücklich machen. Auch sein patriotisches Gefühl hat er damit befriedigt; so haben sie zum Beispiel noch eine Anekdote, daß die Engländer dem Fabrikanten Sawjalow eine Million geboten hätten, wenn

er seine Fabrikate nicht mehr mit seiner Firma versehen wolle."

„Ach Gott, ja, diese Anekdote habe ich auch gehört!"

„Wer hätte sie nicht gehört? Und wenn er sie erzählt, so weiß er sogar ganz genau, daß du sie sicherlich schon gehört hast; aber er erzählt sie doch, indem er sich absichtlich einbildet, du hättest sie nicht gehört. Die Vision des Königs von Schweden – diese Geschichte scheint bei ihnen schon abgekommen zu sein; aber in meiner Jugend wurde sie noch mit dem größten Genusse, und zwar in geheimnisvollem Flüstertone erzählt, ganz ebenso wie die Geschichte, daß zu Anfang des Jahrhunderts ein Gewisser im Senate vor den Senatoren auf den Knien gelegen habe. Über den Kommandanten Baschuzki gab es ebenfalls eine Menge Anekdoten, wie das Denkmal weggeschafft worden sei. Eine besondere Vorliebe haben sie für Anekdoten über Vorgänge bei Hofe; ich erwähne zum Beispiel die Erzählungen von dem Minister Tschernyschew unter der vorigen Regierung, wie er als siebzigjähriger Greis sein Äußeres so hergerichtet habe, daß er wie ein Mann von dreißig Jahren ausgesehen und der selige Kaiser sich bei den Empfängen immer über ihn gewundert habe . . ."

„Auch das habe ich gehört."

„Wer hätte es nicht gehört? Alle diese Anekdoten sind der Gipfel der Verkehrtheit; aber du mußt wissen, daß dieser Typus von Verkehrtheit viel tiefer sitzt und sogar viel weiter verbreitet ist, als wir denken. Die Lust zu schwindeln, in der Absicht, seinen Nächsten dadurch glücklich zu machen, triffst du sogar in unserer besten Gesellschaft; denn wir alle leiden an diesem Herzensbedürfnis. Nur gehören unsere Erzählungen einem anderen Gebiete an; was wird bei uns nicht allein schon über Amerika erzählt, das ist ja

enorm, und sogar Staatsmänner tragen solche Erzählungen vor! Auch ich selbst gehöre, wie ich gestehen muß, zu diesem verkehrten Typus und habe mein ganzes Leben lang darunter gelitten ..."

„Die Geschichte von Tschernyschew habe ich selbst schon ein paarmal erzählt."

„Du hast sie selbst schon erzählt?"

„Hier ist außer mir noch ein Untermieter, ein Beamter, ebenfalls pockennarbig und schon bejahrt, aber ein furchtbar prosaischer Mensch, und sowie Peter Ippolitowitsch zu erzählen beginnt, unterbricht er ihn auch sofort und widerspricht ihm. Und er hat es dadurch so weit gebracht, daß dieser ihm wie ein Sklave dient und ihm alles zu Gefallen tut, nur damit er zuhöre."

„Das ist wieder ein anderer Typus der Verkehrtheit, und er ist sogar vielleicht häßlicher als der erste. Der erste ist ganz Begeisterung: ‚Laß mich nur schwindeln; du wirst sehen, wie gut es ausläuft!' Der zweite ist ganz Mißmut und Prosa: ‚Ich lasse mich nicht beschwindeln; wo, wann, in welchem Jahre hat es sich zugetragen?' Kurz, ein Mensch ohne Herz. Mein Freund, laß deinen Nächsten nur immer ein bißchen schwindeln; das ist ein harmloses Vergnügen. Laß ihn sogar viel schwindeln! Erstens beweist du damit dein Zartgefühl, und zweitens lassen andere zum Dank dafür dich ebenfalls schwindeln. Zwei gewaltige Vorteile auf einmal. Que diable, man muß seinen Nächsten lieben. Aber es ist Zeit, daß ich aufbreche. Du hast dich sehr nett eingerichtet," fügte er, sich vom Stuhle erhebend, hinzu. „Ich werde Sofja Andrejewna und deiner Schwester erzählen, daß ich hier gewesen bin und dich bei guter Gesundheit angetroffen habe. Auf Wiedersehen, mein Lieber!"

Wie, war das wirklich alles? Aber das war ja gar nicht das, was ich gewünscht hatte; ich hatte etwas anderes erwartet, die Hauptsache, obgleich ich vollkommen einsah, daß es gar nicht anders sein konnte. Ich begleitete ihn mit der Kerze auf die Treppe; der Wirt kam herbeigelaufen, aber ich ergriff ihn, ohne daß es Wersilow merkte, mit aller Kraft am Arm und stieß ihn heftig zurück. Er sah mich erstaunt an, verschwand aber sofort.

„Diese Treppen!" murmelte Wersilow, die Worte dehnend; er wollte offenbar nur etwas sagen und fürchtete offenbar, daß ich etwas sagen würde. „Diese Treppen! Ich bin nicht mehr daran gewöhnt, und du wohnst im dritten Stock. Übrigens, jetzt werde ich meinen Weg schon allein finden ... Bemühe dich nicht weiter, mein Lieber; du wirst dich noch erkälten."

Aber ich verließ ihn nicht. Wir stiegen schon die zweite Treppe hinab ...

„Ich habe Sie diese ganzen drei Tage über erwartet," sagte ich; die Worte fuhren mir plötzlich wie von selbst aus dem Munde, ich konnte kaum atmen.

„Ich danke dir, mein Lieber."

„Ich wußte, daß Sie bestimmt kommen würden."

„Und ich wußte, daß du wußtest, daß ich bestimmt kommen würde. Ich danke dir, mein Lieber."

Er verstummte. Wir waren schon bis zur Haustür gelangt, aber ich ging immer noch hinter ihm her. Er öffnete die Tür; der schnell hereinbrechende Wind löschte meine Kerze aus. Da ergriff ich plötzlich seine Hand; es war ganz dunkel. Er zuckte zusammen, aber er schwieg. Ich bog mich zu seiner Hand herab und küßte sie leidenschaftlich, mehrere Male, viele Male.

„Mein lieber Junge, womit habe ich das verdient, daß

du mich so liebst?“ sagte er; aber seine Stimme hatte jetzt einen ganz anderen Klang.

Die Stimme zitterte ihm; es lag in ihr ein neuer Ton, als ob er es gar nicht wäre, der da redete.

Ich wollte etwas erwidern, vermochte es aber nicht und lief nach oben. Er aber blieb immer noch auf demselben Fleck stehen, und erst als ich bei meiner Wohnung angelangt war, hörte ich, wie unten die Haustür geöffnet wurde und dann geräuschvoll zuschlug. An dem Wirte vorbei, der, ich weiß nicht warum, wieder auftauchte, schlüpfte ich in mein Zimmer, riegelte mich ein und warf mich, ohne die Kerze wieder anzuzünden, auf mein Bett, mit dem Gesichte auf das Kissen, und – weinte, weinte! Es war seit der Touchardschen Zeit das erstemal, daß ich Tränen vergoß! Das Schluchzen brach aus mir mit unwiderstehlicher Kraft heraus, und ich fühlte mich so glücklich ... aber wozu soll ich das beschreiben!

Ich habe das jetzt niedergeschrieben, ohne mich zu schämen, weil das alles vielleicht trotz seiner Albernheit doch im Grunde gut war.

III

Aber er bekam von mir dafür seine Strafe! Ich wurde ein schrecklicher Despot. Selbstverständlich taten wir dieser Szene nachher nie wieder Erwähnung. Im Gegenteil verkehrten wir zwei Tage darauf bei einem neuen Zusammensein miteinander, als ob gar nichts geschehen wäre; ja noch mehr: ich war an diesem zweiten Abend beinahe unartig gegen ihn, und er benahm sich ebenfalls etwas trocken. Das begab sich wieder in meiner Wohnung; aus einem mir selbst nicht recht verständlichen Grunde ging ich meinerseits immer noch nicht zu ihm, obwohl ich sehr gern meine Mutter wiedergesehen hätte.

Was den Inhalt unserer Gespräche in dieser ganzen Zeit, das heißt in diesen ganzen zwei Monaten, anlangt, so redeten wir nur von den abstraktesten Gegenständen. Und das erscheint mir wunderbar: diese abstrakten Gegenstände unserer Gespräche trugen ja allerdings einen allgemein menschlichen Charakter und waren von höchster Wichtigkeit; aber mit unseren konkreten persönlichen Verhältnissen standen sie in gar keiner Beziehung. Und doch gab es auf letzterem Gebiete vieles, sehr vieles, dessen Besprechung und Klarlegung wünschenswert, ja sogar dringlich notwendig war; aber davon schwiegen wir. Ich sprach nicht einmal von meiner Mutter und von Lisa und ... na, natürlich auch nicht von mir selbst, von meiner ganzen Geschichte. Ob ich mich aus Schamgefühl so benahm oder aus einer Art von jugendlicher Dummheit, ich weiß es nicht. Ich nehme an, daß ich es aus Dummheit tat, denn über das Schamgefühl hätte ich doch hinwegkommen können. Aber ich tyrannisierte ihn furchtbar und verstieg mich mehrmals geradezu zur Unverschämtheit, sogar gegen meine eigene Herzensneigung; das machte sich alles in einer unwiderstehlichen Weise ganz von selbst, ich war nicht imstande, mich selbst zu hemmen. Was aber ihn betrifft, so hatte sein Ton wie früher eine etwas spöttische Färbung, war jedoch trotz aller meiner Unarten immer sehr freundlich. Auffällig war mir auch, daß er es vorzog, selbst zu mir zu kommen, so daß ich infolgedessen nur sehr selten zu meiner Mutter kam, einmal in der Woche, nicht öfter, besonders in der letzten Zeit, als ich schon ganz in den Strudel hineingeraten war. Er kam immer abends, saß eine Weile bei mir und plauderte; auch mit dem Wirte plauderte er sehr gern; letzteres ärgerte mich von einem Menschen, wie er, gewaltig. Es ging mir auch der Gedanke durch den

Kopf: hat er denn außer mir sonst niemand, zu dem er gehen könnte? Aber ich wußte bestimmt, daß er Bekannte hatte; in der letzten Zeit hatte er sogar in der vornehmen Gesellschaft viele frühere Beziehungen wieder angeknüpft, die er im letzten Jahre hatte fallen lassen, aber es schien, daß er von ihnen nicht sonderlich entzückt war und manche nur offiziell erneuert hatte und lieber zu mir kam. Es war mir manchmal ordentlich rührend, daß er, wenn er abends bei mir eintrat, beim Öffnen der Tür fast jedesmal von einer gewissen Schüchternheit befallen wurde und mir im ersten Augenblick immer mit einer sonderbaren Unruhe ins Gesicht sah, als ob er sagen wollte: „Störe ich auch nicht? Sonst sag's; dann gehe ich wieder." Er sagte das sogar mitunter. So kam er zum Beispiel einmal (es war gerade in der letzten Zeit) herein, als ich einen soeben vom Schneider gelieferten Anzug angelegt hatte, schon vollständig fertig war und zum Fürsten Sergei fahren wollte, um mich mit ihm nach einem bestimmten Orte zu begeben (wohin, das werde ich später erklären). Er aber setzte sich, nachdem er hereingekommen war, hin, wahrscheinlich ohne zu bemerken, daß ich im Begriffe war auszugehen; es überkam ihn zeitweilig eine höchst sonderbare Zerstreutheit. Und nun mußte er auch noch von meinem Wirte zu reden anfangen; da brauste ich auf:

„Ach, hole den Wirt der Teufel!"

„Ach so, mein Lieber," sagte er, indem er sich schnell von seinem Platze erhob; „es scheint, du willst ausgehen, und ich störe dich ... Bitte, verzeih!"

Und er beeilte sich, ganz bescheiden wegzugehen. Aber gerade diese Bescheidenheit mir gegenüber von seiten eines solchen Mannes, der in der Gesellschaft eine unabhängige Stellung einnahm und so viele persönliche Vorzüge besaß,

ließ in meinem Herzen auf einmal meine ganze Zärtlichkeit zu ihm und all meinen Glauben an ihn wieder lebendig werden. Aber wenn er mich so liebte, warum hielt er mich denn damals in der Zeit meiner Schande nicht zurück? Hätte er damals nur ein Wort gesagt, so würde ich mich vielleicht beherrscht haben. Übrigens vielleicht auch nicht. Aber sehen mußte er dieses mein stutzerhaftes, renommistisches Wesen, meinen Fiaker (ich wollte ihn sogar einmal in meinem Schlitten mitnehmen, aber er stieg nicht ein; ja, es hat sich sogar mehrmals wiederholt, daß er sich nicht hineinsetzen wollte); er sah, daß ich das Geld vergeudete – aber kein Wort, kein Wort, nicht einmal eine neugierige Frage! Das hat mich bis auf den heutigen Tag gewundert und wundert mich auch jetzt noch. Ich aber genierte mich damals vor ihm selbstverständlich nicht im geringsten und tat alles ganz unverhohlen, obgleich ich natürlich auch kein Wort zur Erklärung sagte. Er fragte nichts, und ich sagte nichts.

Übrigens, zwei- oder dreimal fingen wir doch auch an, über persönliche Angelegenheiten zu sprechen. So fragte ich ihn einmal am Anfang, bald nach dem Verzicht auf die Erbschaft, wovon er denn nun leben werde.

„Wie es sich machen wird, mein Freund," antwortete er mit der größten Seelenruhe.

Jetzt weiß ich, daß sogar Tatjana Pawlownas kleines Kapital, etwa fünftausend Rubel, in diesen letzten zwei Jahren zur Hälfte für Wersilow verausgabt worden war.

Ein andermal kamen wir auf Mama zu sprechen:

„Mein Freund," sagte er plötzlich in traurigem Tone, „ich habe zu Sofja Andrejewna oft zu Anfang unserer Verbindung gesagt, übrigens sowohl zu Anfang als auch

in der Mitte und am Ende: ‚Meine Teure, ich quäle dich, und ich zerquäle dich ganz und empfinde kein Mitleid, solange ich dich noch habe; aber wenn du sterben solltest, so weiß ich, daß ich mich mit Selbstvorwürfen zu Tode martern werde.'"

Ich erinnere mich übrigens, daß er an jenem Abend besonders offenherzig war:

„Wenn ich noch ein charakterschwacher, gehaltloser Mensch wäre und unter diesem Bewußtsein litte! Aber das ist eben nicht der Fall; ich weiß ja, daß ich unendlich stark bin, und was meinst du, wodurch? eben durch diese unmittelbare Fähigkeit, sich in alle möglichen Verhältnisse einzuleben – eine Fähigkeit, die allen klugen Russen unserer Generation eigen ist. Ich bin durch nichts zu ruinieren, durch nichts zu vernichten, durch nichts in Erstaunen zu versetzen. Ich habe ein so zähes Leben wie ein Hofhund. Ich kann auf die bequemste Weise zwei entgegengesetzte Gefühle zu ein- und derselben Zeit empfinden – und zwar selbstverständlich ganz unwillkürlich. Aber nichtsdestoweniger weiß ich, daß das ehrlos ist, besonders deswegen, weil es gar zu verständig ist. Ich habe mein Leben jetzt bis nahe an die Fünfzig gebracht und weiß bis jetzt noch nicht, ob es gut oder schlecht ist, daß ich so lange gelebt habe. Natürlich liebe ich das Leben, das ergibt sich ohne weiteres aus der Tatsache; aber wenn ein Mensch, wie ich, das Leben liebt, so ist das unwürdig. In der letzten Zeit ist eine neue Anschauung aufgekommen, und Menschen wie Krafft leben sich nicht in die Verhältnisse ein, sondern schießen sich tot. Aber es ist ja klar, daß solche Menschen dumm sind; na, aber wir sind klug, – mithin ist es auch hier nicht möglich, eine Parallele zu ziehen, und die Frage bleibt dennoch offen. Und steht denn die Erde nur für

solche Leute, wie wir? Das Wahrscheinlichste ist: ja; aber dieser Gedanke ist doch gar zu trostlos. Übrigens aber ... übrigens aber bleibt die Frage dennoch offen."

Er sagte das mit trauriger Miene; aber trotzdem wußte ich nicht, ob es aufrichtig gemeint war. Er hatte immer so eine Art von Sicherheitswinkel, den er unter keinen Umständen verlassen wollte.

## IV

Ich überschüttete ihn damals mit Fragen und stürzte mich auf ihn wie ein Hungriger auf Brot. Er antwortete mir stets bereitwillig und geradeheraus; aber zu guter Letzt leitete er die Erörterung immer auf Sentenzen von ganz allgemeinem Inhalt hin, so daß es in Wirklichkeit nicht möglich war, ein Resultat zu gewinnen. Und doch hatten mich alle diese Fragen mein ganzes Leben lang beunruhigt und ich gestehe offen, daß ich noch in Moskau ihre Entscheidung aufgeschoben hatte, und zwar eben bis zu unserm Wiedersehen in Petersburg. Ich sprach das ihm gegenüber sogar offen aus, und er lachte nicht über mich; im Gegenteil erinnere ich mich, daß er mir die Hand drückte. Über die allgemeine Politik und die sozialen Fragen konnte ich fast nichts aus ihm herausbekommen, und gerade diese Fragen beunruhigten mich im Hinblick auf meine „Idee" am allermeisten. Über Leute wie Dergatschew entfuhr ihm einmal die Bemerkung, sie seien unter aller Kritik; aber gleichzeitig fügte er sonderbarerweise hinzu, er behalte sich das Recht vor, seiner Meinung keinerlei Bedeutung beizulegen. Darüber, wie die jetzigen Staaten und die jetzige Gesellschaftsordnung ein Ende nehmen würden, und in welcher Weise eine neue soziale Gesellschaftsordnung an ihre Stelle treten werde, wollte er sich sehr lange nicht

äußern; aber endlich drückte ich doch einmal ein paar Worte aus ihm heraus.

„Ich glaube, das wird alles in sehr gewöhnlicher Weise vor sich gehen," sagte er. „Es werden ganz einfach alle Staaten, trotzdem ihre Budgets aufs schönste balancieren und ‚keine Defizits vorhanden sind', un beau matin definitiv in der Klemme sitzen und alle ohne Ausnahme den Wunsch haben, nicht zu bezahlen, damit sie alle ohne Ausnahme sich in einem allgemeinen Bankerott erneuen können. Dem wird sich jedoch das ganze konservative Element der ganzen Welt widersetzen; denn eben dieses wird der Aktionär und Gläubiger sein und wird den Bankerott nicht zulassen wollen. Dann wird selbstverständlich sozusagen ein allgemeiner Oxydationsprozeß beginnen; es werden viele Juden dazukommen, und die Herrschaft der Juden wird beginnen; darauf aber werden alle diejenigen, die niemals Aktien gehabt und überhaupt nichts besessen haben, das heißt alle Armen, an dem Oxydationsprozesse natürlich nicht teilnehmen wollen ... Es wird ein Kampf beginnen, und nach siebenundsiebzig Niederlagen werden die Armen die Aktionäre vernichten, ihnen ihre Aktien wegnehmen und sich auf ihren Platz setzen, natürlich als Aktionäre. Vielleicht werden sie auch irgend etwas Neues sagen, vielleicht aber auch nicht. Wahrscheinlicher ist, daß sie bald ebenfalls Bankerott machen werden. Weitere Vermutungen über die Schicksale, die das Angesicht der Welt verwandeln werden, vermag ich nicht aufzustellen, mein Freund. Übrigens, lies doch in der Offenbarung St. Johannis nach!"

„Wird denn wirklich all das so materialistisch zugehen? Soll denn wirklich die jetzige Gesellschaftsordnung nur infolge der Finanzen ein Ende nehmen?"

„Oh, selbstverständlich habe ich nur ein kleines Eckchen des ganzen Bildes geschildert; aber auch dieses Eckchen ist ja mit dem Ganzen verbunden, sozusagen durch unzerreißbare Bande."

„Was soll man denn nun tun?"

„Ach, mein Gott, da brauchst du es noch nicht so eilig zu haben: das geht alles nicht so schnell. Überhaupt aber ist das Allerbeste, nichts zu tun; wenigstens kann man sich dann mit ruhigem Gewissen sagen, daß man bei nichts mitgewirkt hat."

„Ach, lassen Sie doch solche Reden, und geben Sie mir eine praktische Weisung! Ich möchte wissen, was ich tun und wie ich leben muß."

„Was du tun mußt, mein Lieber? Sei ehrlich, lüge nie, begehre nie deines Nächsten Haus; kurz, sage dir die zehn Gebote her, – da ist das alles für alle Ewigkeit verzeichnet."

„Genug davon, hören Sie auf! Das sind ja alles so alte Dinge, und außerdem sind es nur Worte; was aber nötig ist, ist eine Tat."

„Na, wenn dich die Langeweile so sehr plagt, so bemühe dich, jemanden oder etwas liebzugewinnen oder auch nur einfach dich an irgend etwas zu hängen."

„Sie machen sich nur über mich lustig! Und außerdem, was kann ich, der eine Mensch, mit Ihren zehn Geboten ausrichten?"

„Erfülle sie nur, trotz all deiner Fragen und Zweifel, und du wirst ein großer Mensch sein."

„Ein Mensch, von dem niemand etwas weiß."

„Es ist nichts verborgen, das nicht offenbar werden wird."

„Ach, Sie treiben ja entschieden nur Ihren Scherz mit mir!"

„Nun, wenn du dir denn die Sache so zu Herzen nimmst, so ist das Beste, du suchst dir so schnell wie möglich ein Spezialgebiet: werde Baumeister oder Advokat, und wenn du dann deine richtige, ernste Tätigkeit haben wirst, so wirst du dich beruhigen und die Torheiten vergessen.“

Ich schwieg; na, was konnte ich wohl daraus lernen? Und doch befand ich mich nach jedem derartigen Gespräche in noch größerer Aufregung als vorher. Außerdem sah ich klar, daß er immer eine Art von geheimem Reservebestande für sich behielt; und gerade dies zog mich immer mehr und mehr zu ihm hin.

„Hören Sie mal,“ unterbrach ich ihn bei einer Gelegenheit, „ich habe immer den Verdacht, daß Sie all das nur so äußerlich hinreden, weil Sie sich ärgern und leiden, daß Sie aber im geheimen, für sich, selbst der Fanatiker einer höheren Idee sind und das nur verbergen oder sich schämen, es zu bekennen.“

„Ich danke dir, mein Lieber.“

„Hören Sie mal, es gibt nichts Höheres, als nützlich zu sein. Sagen Sie, womit kann ich im gegebenen Augenblicke am nützlichsten sein? Ich weiß, daß es Ihnen nicht möglich ist, diese Frage endgültig zu beantworten; aber ich möchte auch nur Ihre Meinung kennen lernen. Sagen Sie sie mir, und was Sie sagen, danach werde ich handeln, das schwöre ich Ihnen! Nun, worin liegt denn ein großer Gedanke?“

„Nun, Steine in Brot zu verwandeln, – da hast du einen großen Gedanken.“

„Ist das der größte? Nein, wirklich, Sie haben mir da einen vollständigen, besonderen Weg gezeigt: sagen Sie doch: ist das der größte?“

„Ein sehr großer, mein Freund, ein sehr großer; aber

nicht der größte; groß, aber zweiten Ranges und nur im betreffenden Augenblick groß: der Mensch ißt sich satt und denkt dann nicht mehr daran, vielmehr sagt er sofort: ‚Na, nun habe ich mich sattgegessen, was soll ich nun tun?‘ Die Frage wird in alle Ewigkeit eine offene bleiben."

„Sie sprachen einmal von den ‚Genfer Ideen‘; ich habe nicht verstanden, was diese ‚Genfer Ideen‘ eigentlich sind."

„Die Genfer Ideen, das ist die Tugend ohne Christus, mein Freund; das sind die jetzigen Ideen oder, richtiger gesagt, die Idee der ganzen jetzigen Zivilisation. Kurz, das ist eine jener langen Geschichten, von denen anzufangen eine sehr mißliche Sache ist, und es wird weit besser sein, wenn wir beide von etwas anderem reden, und noch besser, wenn wir von etwas anderem schweigen."

„Sie wollen immer schweigen!"

„Mein Freund, denke daran, daß Schweigen gut, ungefährlich und schön ist."

„Schön?"

„Allerdings. Das Schweigen ist immer schön, und der Schweigsame ist immer schöner als der Redende."

„Ja, wenn man so redet wie wir beide miteinander reden, dann kommt es allerdings auf dasselbe hinaus, wie wenn man schweigt. Hol der Teufel diese Schönheit, und vor allen Dingen hol der Teufel diesen Nutzen!"

„Mein Lieber," sagte er auf einmal zu mir in einem veränderten, besonders eindringlichen Tone, der sogar gefühlvoll klang. „Mein Lieber, ich beabsichtige durchaus nicht, dich von deinen Idealen weg zu irgendwelcher spießbürgerlichen Tugend herüberzulocken; ich suche dich nicht zu dem Glauben zu bekehren, daß das Gefühl des Glücks besser sei als Heldentum; im Gegenteil, das Heldentum steht höher als jedes Glücksgefühl, und schon allein die

Fähigkeit zum Heldentum macht glücklich. Also das wollen wir als einen zwischen uns festgestellten Satz betrachten. Gerade deswegen schätze ich dich hoch, weil du in unserer Zeit der Oxydation es fertig gebracht hast, in deiner Seele dir eine eigene Idee anzuschaffen (rege dich nicht auf; ich habe das sehr gut im Gedächtnis behalten). Aber dabei muß man doch auch an das rechte Maß denken, weil deine Wünsche jetzt auf ein Aufsehen erregendes Leben gerichtet sind: du möchtest etwas anzünden, etwas zerschmettern, eine ganz Rußland überragende Stellung einnehmen, wie eine Gewitterwolke vorüberziehen und alle Menschen in Angst und Entzücken zurücklassen und selbst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika verschwinden. Sicherlich ist deine Seele jetzt von derartigen Gedanken erfüllt, und darum halte ich es auch für notwendig, dich zu warnen; denn ich habe dich aufrichtig liebgewonnen, mein Freund."

Was konnte ich mir daraus für mich entnehmen? In diesen Reden bekundete sich nur Besorgnis um mich, um mein materielles Schicksal; da sprach sich ein Vater in prosaischer, wenn auch wohlmeinender Gesinnung aus; aber war es etwa das, was ich im Hinblick auf die Ideen brauchte, für die jeder ehrenhafte Vater seinen Sohn sogar in den Tod schicken müßte, wie es im Altertum Horatius mit seinen Söhnen für die Idee Roms tat?

Ich setzte ihm auch oft mit Fragen über die Religion zu; aber hier war der Nebel am allerärgsten. Auf die Frage, was ich in der Hinsicht tun müsse, antwortete er mir in der dümmsten Weise wie einem kleinen Jungen: „Man muß an Gott glauben, mein Lieber."

„Na, aber wenn ich das alles nicht glaube?" rief ich einmal in gereiztem Tone.

„Nun, das ist ja wunderschön, mein Lieber."

„Wieso wunderschön?“

„Das ist das allerbeste Zeichen, mein Freund, sogar das zuverlässigste, weil unser russischer Atheist, wenn er nur in Wahrheit Atheist ist und halbwegs Verstand besitzt, der beste Mensch auf der ganzen Welt ist und immer geneigt sein wird, Gott freundlich zu behandeln, weil er unbedingt gutherzig ist und gutherzig deswegen, weil er maßlos damit zufrieden ist, daß er – ein Atheist ist. Unsere Atheisten sind achtungswerte Leute und im höchsten Grade zuverlässig, sozusagen die Stützen des Vaterlandes ...“

Das war ja freilich etwas, aber ich hatte etwas anderes gewollt; nur einmal ging er tiefer auf die Sache ein, aber in so sonderbarer Weise, daß er mich in das größte Erstaunen versetzte, besonders wenn ich an das dachte, was ich über seinen Übertritt zum Katholizismus und über seine Büßerketten gehört hatte.

„Mein Lieber,“ sagte er einmal zu mir, nicht in meiner Wohnung, sondern auf der Straße, nach einem langen Gespräche; ich begleitete ihn. „Mein Freund, die Menschen so zu lieben, wie sie sind, das ist unmöglich. Und doch soll man sie lieben. Darum tue ihnen Gutes, unterdrücke deine Gefühle, halte dir die Nase zu und schließe die Augen (letzteres ist unbedingt nötig)! Ertrage Böses von ihnen, nach Möglichkeit ohne dich über sie zu ärgern, und denke daran, daß auch du ein Mensch bist! Selbstverständlich bist du dazu berufen, streng gegen sie zu sein, wenn du nur ein bißchen klüger bist als der Durchschnitt. Die Menschen sind von Natur niedrig gesinnt und lieben gern aus Furcht; gehe du auf eine solche Liebe nicht ein und höre nicht auf, ihnen gegenüber Verachtung zu empfinden! Allah befiehlt irgendwo im Koran dem Propheten, er solle die ‚Störrischen‘ wie Mäuse betrachten, ihnen Gutes tun und an ihnen vor-

übergehen; das klingt etwas stolz, ist aber das Richtige. Verstehe es, sie sogar dann zu verachten, wenn sie gut sind; denn gerade dann sind sie am häufigsten garstig. O mein Lieber, wenn ich das sage, so urteile ich nach mir selbst! Wer auch nur ein bißchen Verstand besitzt, der kann nicht leben, ohne sich zu verachten; ob er ehrenhaft ist oder nicht, das macht dabei nichts aus. Seinen Nächsten zu lieben, ohne ihn zu verachten, das ist unmöglich. Meiner Ansicht nach ist der Mensch mit der physischen Unmöglichkeit, seinen Nächsten zu lieben, geschaffen. Es steckt da gleich von Anfang an ein Fehler in den Ausdrücken, und unter ‚Liebe zur Menschheit' kann man nur die Liebe zu derjenigen Menschheit verstehen, die man selbst in seiner Seele geschaffen hat (mit anderen Worten: man hat sich selbst geschaffen, und die Liebe ist eine Liebe zu sich selbst), und die daher niemals in Wirklichkeit existieren wird."

„Sie wird nie existieren?"

„Mein Freund, ich gebe zu, daß das ein bißchen ärgerlich wäre, aber das ist nicht meine Schuld; und da ich bei der Schöpfung der Welt nicht um Rat gefragt worden bin, so nehme ich für mich das Recht in Anspruch, in dieser Beziehung meine eigene Meinung zu haben."

„Aber wie kann man Sie bei solchen Anschauungen einen Christen nennen," rief ich, „einen Mönch mit Büßerketten, einen Prediger? Das ist mir unbegreiflich!"

„Wer nennt mich denn so?"

Ich erzählte es ihm; er hörte sehr aufmerksam zu, brach aber dann das Gespräch ab.

Ich erinnere mich nicht, welcher Anlaß uns auf dieses für mich denkwürdige Gespräch gebracht hatte; aber er war dabei ordentlich hitzig geworden, was bei ihm sonst nie vorkam. Er sprach in leidenschaftlicher Erregung und

ohne Spott, als ob er nicht zu mir, sondern zu einem andern redete. Aber ich glaubte ihm trotzdem wieder nicht: es war doch nicht möglich, daß er mit einem Menschen, wie ich, über solche Dinge ernsthaft gesprochen hätte!

## Zweites Kapitel

### I

An diesem Morgen, am 15. November, traf ich ihn beim Fürsten Sergei. Ich war es auch gewesen, der ihn mit dem Fürsten zusammengeführt hatte, wiewohl sie auch ohne mich genug Berührungspunkte hatten (ich ziele damit auf diese früheren Geschichten im Auslande und so weiter). Außerdem hatte ihm der Fürst sein Wort darauf gegeben, ihm von der Erbschaft mindestens ein Drittel zu überlassen, was jedenfalls gegen zwanzigtausend Rubel betragen hätte. Ich erinnere mich, es befremdete mich damals sehr, daß er ihm nur ein Drittel überließ und nicht die ganze Hälfte; aber ich schwieg. Dieses Versprechen hatte der Fürst damals aus eigenem Antriebe gegeben, Wersilow hatte nicht mit der leisesten Andeutung dazu mitgewirkt, kein Wort darüber geäußert; der Fürst war damit von selbst herausgekommen, und Wersilow hatte es nur schweigend hingenommen und der Sache nachher nie Erwähnung getan, ja nicht einmal eine Miene gemacht, als ob er sich an das Versprechen erinnere. Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß der Fürst anfangs von ihm ganz bezaubert war, besonders von seinen Reden; er geriet geradezu in Entzücken und sprach das mir gegenüber mehrmals aus. Über sich selbst aber rief er mitunter, wenn wir unter vier Augen miteinander sprachen, beinahe in Verzweiflung aus, er sei so ungebildet und befinde sich auf einem so falschen Wege!

Oh, wir waren damals miteinander noch so gut befreundet!... Auch Wersilow gegenüber bemühte ich mich damals, über den Fürsten nur Gutes zu sagen; ich verteidigte seine Fehler, obgleich ich sie selbst sah, aber Wersilow schwieg dazu oder lächelte.

„Wenn er Fehler hat, so besitzt er doch mindestens ebenso viele Vorzüge wie Fehler!" rief ich einmal, als ich mit Wersilow allein war.

„Herrgott, wie du ihm schmeichelst!" erwiderte er lachend.

„Wieso schmeichle ich ihm?" fragte ich, da ich den Sinn nicht recht verstanden hatte.

„Ebenso viele Vorzüge! Da muß ja er nach seinem Tode heilig gesprochen werden, wenn er so viele Vorzüge hat wie Fehler!"

Aber natürlich war es nicht ganz so gemeint. Überhaupt vermied er es damals, von dem Fürsten zu sprechen, wie von allem, was uns persönlich anging; den Fürsten betreffend, befleißigte er sich aber noch einer ganz besonderen Zurückhaltung. Ich argwöhnte schon damals, daß er auch ohne mein Wissen zum Fürsten ging, und daß sie besondere Beziehungen hatten; aber ich kümmerte mich nicht weiter darum. Auch war ich nicht eifersüchtig deswegen, weil er mit ihm in ernsterem, sozusagen gesetzterem Tone sprach als mit mir und weniger Spott einfließen ließ: ich war damals so glücklich, daß mir das sogar ganz wohl gefiel. Ich entschuldigte es auch noch damit, daß der Fürst ein bißchen beschränkt war und deshalb im Gespräche Klarheit des Ausdrucks liebte und manche witzigen Wendungen überhaupt nicht verstand. Aber in der letzten Zeit hatte er angefangen sich zu emanzipieren. Es schien sich sogar seine Gesinnung gegen Wersilow zu verändern, was diesem bei

seiner Feinfühligkeit nicht entging. Ich schicke auch noch voraus, daß der Fürst in derselben Zeit sich auch mir gegenüber verändert hatte, sogar in recht sichtbarer Weise; es waren nur gewisse tote Formen unserer ursprünglichen, beinahe glühenden Freundschaft übriggeblieben. Indessen fuhr ich doch fort, ihn zu besuchen; wie hätte ich es übrigens auch unterlassen können, da ich nun einmal in diesen ganzen Strudel hineingeraten war? Oh, wie ungeschickt war ich damals, und kann denn wirklich die bloße Herzensdummheit einen Menschen zu solcher Unvernunft und zu solcher Erniedrigung führen? Ich nahm Geld von ihm an und meinte, das wäre nichts Schlimmes, das müsse so sein. Übrigens ist das doch nicht richtig: ich wußte auch damals, daß das nicht in der Ordnung war; aber ich machte mir einfach nicht viele Gedanken darüber. Ich ging nicht des Geldes wegen zu ihm, obgleich ich das Geld furchtbar nötig hatte. Ich wußte, daß ich nicht des Geldes wegen hinging; aber ich sah, daß ich mir jeden Tag Geld holte. Ich wurde eben in dem Strudel herumgeschleudert, und außer alledem war damals meine Seele noch von etwas ganz anderem erfüllt, von einem wundersamen Singen und Klingen!

Als ich um elf Uhr vormittags eintrat, fand ich Wersilow anwesend, der gerade eine lange Auseinandersetzung beendete; der Fürst hörte, im Zimmer auf und ab gehend, zu, während Wersilow saß. Der Fürst schien etwas erregt zu sein. Wersilow brachte es fast immer fertig, ihn in Erregung zu versetzen. Der Fürst hatte ein außerordentlich sensibles Wesen; das ging bis zu einer Naivität, die mich in vielen Fällen veranlaßte, ihn von oben herab anzusehen. Aber ich wiederhole es: in den letzten Tagen machte er den Eindruck, als wolle er vor Bosheit die

Zähne fletschen. Als er mich erblickte, blieb er stehen, und seine Gesichtsmuskeln verzogen sich. Ich wußte im stillen, wie ich mir diesen Schatten an diesem Morgen zu erklären hatte; aber ich hatte nicht erwartet gehabt, daß sich sein Gesicht in einem solchen Maße verzerren würde. Es war mir bekannt, daß sich bei ihm allerlei Sorgen angesammelt hatten; aber das Dumme war dabei, daß ich nur den zehnten Teil derselben kannte, das übrige war für mich damals noch ein vollständiges Geheimnis. Dumm und ärgerlich aber war dies deshalb, weil ich es oft unternahm, ihn zu trösten und ihm Ratschläge zu geben, und mich sogar von oben herab über seine Schwachmütigkeit lustig machte, mit der er „um solcher Bagatellen willen" außer sich geriet. Er pflegte dazu zu schweigen, aber sicherlich hat er mich in solchen Augenblicken schrecklich gehaßt; ich befand mich in einer ganz falschen Lage, ohne es im entferntesten zu ahnen. Oh, ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich von der Hauptsache keine Ahnung hatte!

Er reichte mir jedoch höflich die Hand. Wersilow nickte mir zu, ohne sich im Reden zu unterbrechen. Ich rekelte mich auf das Sofa hin. Was hatte ich überhaupt damals für einen Ton und für Manieren an mir! Ich erlaubte mir sogar noch Ärgeres: ich behandelte seine Bekannten, als ob sie die meinigen wären ... Oh, wenn es möglich wäre, all dies jetzt noch umzuändern, wie anders würde ich mich zu benehmen verstehen!

Noch zwei Worte, damit ich es nicht vergesse: der Fürst wohnte damals immer noch in derselben Wohnung, aber er hatte nun fast alle Räume derselben inne; die Besitzerin der Wohnung, Frau Stolbejewa, war nur einen Monat dageblieben und dann wieder weggereist.

## II

Sie sprachen über den Adel. Ich bemerke, daß diese Idee den Fürsten manchmal sehr aufregte, trotz all seiner scheinbaren fortschrittlichen Gesinnung, und ich vermute sogar, daß viel Schlechtes in seinem Leben auf dieser Idee beruhte und daraus hervorging: da er auf seinen Fürstenstand großen Wert legte und dabei ganz arm war, so warf er sein ganzes Leben lang mit dem Gelde nur so um sich und stürzte sich in Schulden. Wersilow hatte ihm schon mehrmals angedeutet, daß darin das Wesen des Fürstenstandes nicht bestehe, und ihm einen höheren Begriff davon beizubringen versucht; aber der Fürst schien sich schließlich dadurch verletzt zu fühlen, daß ihn jemand belehren wollte. Anscheinend fand auch an diesem Morgen ein derartiges Gespräch statt; aber ich hatte den Anfang desselben nicht gehört. Was Wersilow sagte, machte mir zunächst den Eindruck, als sei er sehr reaktionär; aber dann korrigierte er sich.

„Das Wort Ehre bedeutet Pflicht," sagte er (ich gebe nur den Sinn wieder, soweit ich ihn im Gedächtnis behalten habe). „Wenn in einem Staate ein bevorzugter Stand herrscht, so ist das betreffende Land stark. Ein bevorzugter Stand hat immer seine besondere Ehre und seinen besonderen Ehrenkodex, der auch falsch sein kann, aber doch fast immer als Bindemittel dient und das Land stark macht; er ist in moralischer Hinsicht nützlich, aber noch mehr in politischer. Es leiden aber unter diesem Zustande die Sklaven, das heißt alle, die nicht zu dem bevorzugten Stande gehören. Damit sie nicht leiden, stellt man sie in rechtlicher Beziehung den Vornehmen gleich. So ist es auch bei uns geschehen, und das ist sehr schön.

Aber nach allen bisherigen Erfahrungen hat überall (das heißt in Westeuropa) bei der Ausgleichung der Rechte ein Sinken des Ehrgefühls stattgefunden und damit auch ein Sinken des Pflichtgefühls. Der Egoismus trat an die Stelle der früheren festigenden Idee, und alles zerfiel zu persönlicher Freiheit. Die Befreiten, die nun des festigenden Gedankens entbehrten, verloren schließlich dermaßen jedes höhere Band, daß sie sogar die empfangene Freiheit zu verteidigen aufhörten. Aber der russische Adelstypus hat mit dem westeuropäischen niemals Ähnlichkeit gehabt. Unser Adel könnte auch jetzt noch, nach Verlust seiner Vorrechte, der höchste Stand bleiben, in der Gestalt eines Beschirmers der Ehre, der Bildung, der Wissenschaft und der höheren Idee und, was die Hauptsache ist, ohne sich nun noch als eine besondere Kaste abzuschließen, was der Tod der Idee sein würde. Vielmehr steht die Tür zu diesem Stande bei uns schon lange offen; jetzt aber ist die Zeit gekommen, sie endgültig aufzutun. Möge jede Großtat der Ehre, der Wissenschaft und des Heldenmutes bei uns einem jeden das Recht geben, sich der obersten Volksschicht anzuschließen. Auf diese Weise wird sich dieser Stand ganz von selbst in eine Vereinigung der Besten verwandeln, der Besten im buchstäblichen, wahren Sinne des Wortes und nicht in dem früheren Sinne einer privilegierten Kaste. In dieser neuen oder, richtiger gesagt, erneuerten Gestalt könnte dieser Stand sich behaupten."

Der Fürst grinste spöttisch.

„Was wird denn das dann für ein Adel sein? Was Sie da projektieren, ist eine Art von Freimaurerloge, aber kein Adel."

Ich wiederhole, der Fürst war furchtbar ungebildet. Ich drehte mich vor Ärger auf dem Sofa herum, ob-

gleich ich mit Wersilow nicht ganz übereinstimmte. Wersilow merkte es sehr wohl, daß der Fürst ihm die Zähne zeigte.

„Ich weiß nicht, in welchem Sinne Sie von der Freimaurerei gesprochen haben," antwortete er; „wenn aber sogar ein russischer Fürst von einer solchen Idee nichts wissen will, so ist ihre Zeit offenbar noch nicht gekommen. Die Idee der Ehre und der Aufklärung als Devise eines jeden, der in diesen sich nicht abschließenden, sondern sich beständig erneuernden Stand eintreten will, ist allerdings eine Schwärmerei; aber warum sollte sie schlechterdings unmöglich sein? Wenn dieser Gedanke auch nur in einigen Köpfen lebt, so ist er noch nicht untergegangen, sondern leuchtet wie ein Lichtpünktchen in tiefer Dunkelheit."

„Sie gebrauchen mit Vorliebe Ausdrücke wie ‚ein höherer Gedanke', ‚ein großer Gedanke', ‚eine festigende Idee' usw.; ich möchte gern wissen, was Sie eigentlich unter dem Ausdrucke ‚ein großer Gedanke' verstehen."

„Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll, mein lieber Fürst," erwiderte Wersilow mit einem feinen Lächeln. „Wenn ich Ihnen bekenne, daß ich selbst nicht darauf zu antworten verstehe, so wird das das Richtigste sein. Ein großer Gedanke, das ist meistens ein Gefühl, das manchmal sehr lange undefinierbar bleibt. Ich weiß nur, daß ein solches Gefühl immer die Quelle gewesen ist, der das lebendige Leben entströmte, das heißt nicht das intellektuelle, künstlich erdachte, sondern vielmehr das vergnügliche, heitere; so daß die höhere Idee, aus der es entströmt, entschieden notwendig ist, natürlich zum allgemeinen Ärger."

„Warum zum Ärger?"

„Weil mit Ideen zu leben langweilig ist, ohne Ideen aber immer vergnüglich."

Der Fürst schluckte die Pille.

„Aber was ist denn das für ein lebendiges Leben nach Ihrer Ansicht?" (Er war augenscheinlich erbost.)

„Das weiß ich ebenfalls nicht, Fürst; ich weiß nur, daß es etwas überaus Einfaches sein muß, das Allergewöhnlichste, offen Daliegende, das Alltäglichste, etwas, das so einfach ist, daß wir gar nicht glauben können, daß es so einfach sei, und natürlich schon viele tausend Jahre daran vorbeigehen, ohne es zu bemerken und ohne es zu erkennen."

„Ich wollte nur sagen, daß Ihre Idee vom Adel gleichzeitig eine Negation des Adels ist," sagte der Fürst.

„Nun, wenn Sie mich denn in die Enge treiben, so muß ich sagen, daß ein Adel bei uns vielleicht überhaupt nie existiert hat."

„All das ist furchtbar dunkel und unklar. Wenn man redet, dann muß man meiner Ansicht nach auch deutlich sein ..."

Der Fürst runzelte die Stirn und warf einen flüchtigen Blick nach der Wanduhr. Wersilow stand auf und griff nach seinem Hute:

„Deutlich sein!" sagte er. „Nein, es ist schon besser, nicht deutlich zu sein, und überdies ist es eine besondere Passion von mir, in undeutlicher Manier zu reden. Wahrhaftig, so ist es. Und dann noch eine Seltsamkeit: wenn ich gelegentlich anfange, einen Gedanken, den ich für richtig halte, deutlich zu machen, so passiert es mir fast immer, daß ich am Ende meiner Auseinandersetzung selbst nicht mehr an meine These glaube; ich fürchte, es würde mir auch so gehen. Auf Wiedersehen, teurer Fürst: ich komme

bei Ihnen immer in unverzeihlicher Weise ins Plaudern."

Er ging hinaus, der Fürst gab ihm höflich das Geleite; ich aber fühlte mich gekränkt.

„Warum machen Sie denn ein so finsteres Gesicht?" fragte er kurz und heftig, indem er, ohne mich anzusehen, an mir vorbei zu seinem Schreibpulte ging.

„Ich mache ein finsteres Gesicht," begann ich mit einem Zittern in der Stimme, „weil ich in Ihrem Tone mir und sogar Wersilow gegenüber eine so seltsame Veränderung wahrnehme. Allerdings redete Wersilow anfangs vielleicht ein bißchen reaktionär; aber dann korrigierte er sich doch, und ... in seinen Worten lag vielleicht ein tiefer Gedanke; aber Sie haben ihn einfach nicht verstanden, und ..."

„Ich kann es einfach nicht leiden, daß sich jemand erdreistet, mich belehren zu wollen, und mich für einen dummen Jungen hält!" erwiderte er scharf, beinahe zornig.

„Fürst, solche Ausdrücke ..."

„Bitte, ohne theatralisches Wesen – tun Sie mir den Gefallen! Ich weiß, daß das, was ich tue, gemein ist, daß ich ein Verschwender, ein Spieler, vielleicht sogar ein Dieb bin ... jawohl, ein Dieb; denn ich verspiele das Geld meiner Familie; aber ich wünsche durchaus nicht, daß sich jemand zu meinem Richter aufwirft. Ich will es nicht und dulde es nicht. Ich bin selbst mein eigener Richter. Und wozu diese versteckten Anspielungen? Wenn er mir Vorhaltungen machen wollte, so mochte er frei und offen reden, aber nicht im Prophetentone mir so einen nebelhaften Unsinn vorpredigen. Aber um mir Vorhaltungen zu machen, müßte er ein Recht besitzen und müßte selbst ein ehrenhafter Mensch sein ..."

„Erstens habe ich den Anfang Ihres Gespräches nicht gehört und weiß nicht, worüber Sie redeten, und zweitens, gestatten Sie die Frage: inwiefern ist denn Wersilow kein ehrenhafter Mensch?"

„Genug davon, ich bitte Sie, genug davon! Sie haben mich gestern um dreihundert Rubel gebeten; da sind sie..." Er legte das Geld vor mir auf den Tisch, setzte sich selbst auf einen Lehnstuhl, legte sich nervös gegen die Lehne zurück und schlug ein Bein über das andere. Ich stand einigermaßen verwirrt da.

„Ich weiß nicht," murmelte ich, „ich habe Sie zwar darum gebeten ... und ich brauche das Geld jetzt sehr notwendig; aber im Hinblick auf diesen Ton möchte ich doch..."

„Ach, lassen Sie den Ton! Wenn ich ein bißchen scharf gesprochen habe, so bitte ich um Entschuldigung. Ich versichere Ihnen, daß ich ganz andere Gedanken im Kopfe habe. Hören Sie mal zu: ich habe einen Brief aus Moskau bekommen; mein Bruder Alexander (Sie wissen, er war noch ein Kind) ist vor vier Tagen gestorben. Mein Vater ist, wie Sie gleichfalls wissen, schon seit zwei Jahren gelähmt, und jetzt ist es mit ihm, wie man mir schreibt, noch schlechter geworden: er kann kein Wort mehr sprechen und erkennt niemanden. Die Meinigen haben sich dort über die Erbschaft sehr gefreut und möchten den Kranken nach einem ausländischen Kurorte bringen; aber der Arzt schreibt mir, er habe kaum noch vierzehn Tage zu leben. Folglich bleiben meine Mutter, meine Schwester und ich zurück, und somit bin ich jetzt fast der einzige ... Na, kurz gesagt, ich bin der einzige ... Diese Erbschaft ... diese Erbschaft – oh, vielleicht wäre es das Beste gewesen, wenn sie mir gar nicht zugefallen wäre! Aber was ich Ihnen sagen wollte: ich habe von dieser Erbschaft Andrei Petro-

witsch als Minimum zwanzigtausend Rubel versprochen ... Aber stellen Sie sich vor, ich habe wegen der erforderlichen Formalitäten bisher noch nichts tun können. Ich bin sogar ... das heißt, wir ... das heißt, mein Vater ist noch nicht in den Besitz der Erbschaft eingewiesen worden. Und dabei habe ich in den letzten drei Wochen so enorm viel Geld verloren, und dieser Schurke, der Stebelkow, nimmt so gewaltige Prozente ... Ich habe Ihnen jetzt beinahe mein letztes Geld gegeben ..."

„Aber, Fürst, wenn es so steht ..."

„Darum sage ich es nicht, darum sage ich es nicht. Stebelkow wird mir heute sicher Geld bringen, und für das erste Bedürfnis wird es ja ausreichen; aber aus diesem Stebelkow wird der Teufel nicht klug! Ich habe ihn inständig gebeten, mir zehntausend Rubel zu verschaffen, damit ich Andrei Petrowitsch wenigstens diese Summe geben kann. Mein Versprechen, ihm ein Drittel abzutreten, quält und foltert mich. Ich habe mein Wort gegeben und muß es halten. Ich schwöre Ihnen, ich wünsche auf das lebhafteste, mich wenigstens nach dieser Seite hin meiner Verpflichtungen zu entledigen. Sie sind mir drückend, drückend, unerträglich! Dieses auf mir lastende Verhältnis ... Ich mag Andrei Petrowitsch gar nicht sehen, weil ich ihm nicht offen in die Augen blicken kann ... warum mißbraucht er das?"

„Was mißbraucht er, Fürst?" fragte ich und blieb erstaunt vor ihm stehen. „Hat er denn jemals im Gespräche mit Ihnen eine Anspielung darauf gemacht?"

„O nein, und ich weiß das zu schätzen; aber ich selbst habe mir Anspielungen darauf gemacht. Und schließlich, ich gerate immer tiefer und tiefer in den Sumpf hinein ... Dieser Stebelkow ..."

„Hören Sie, Fürst, beruhigen Sie sich, ich bitte Sie; ich sehe, daß Sie, je länger Sie reden, immer aufgeregter werden; und dabei ist das alles vielleicht doch nur Einbildung. Oh, ich habe mich auch selbst in unverzeihlicher, unwürdiger Weise in Not gebracht; aber ich weiß ja doch, daß das nur vorübergehend ist ... und sowie ich eine bestimmte Summe wiedergewonnen haben werde ... Sagen Sie, mit diesen dreihundert Rubeln bin ich Ihnen ja wohl zweitausendfünfhundert schuldig, nicht wahr?"

„Ich mahne Sie ja wohl nicht," sagte der Fürst mit einem häßlichen Lächeln.

„Sie sagen: ‚Für Wersilow muß ich zehntausend haben.' Wenn ich jetzt von Ihnen Geld borge, so wird das natürlich auf Wersilows zwanzigtausend angerechnet, darauf bestehe ich. Aber ... aber ich werde es Ihnen sicherlich selbst zurückgeben ... Glauben Sie denn aber wirklich, Wersilow käme des Geldes wegen zu Ihnen?"

„Es wäre mir leichter ums Herz, wenn er des Geldes wegen zu mir käme," erwiderte der Fürst rätselhaft.

„Sie sprachen von einem auf Ihnen lastenden Verhältnis. Wenn Sie damit Wersilow und mich meinen, so ist das, weiß Gott, für uns beleidigend. Und ferner sagen Sie: ‚Warum ist er nicht selbst ein solcher Mensch, wie er lehrt, daß man sein müsse?' Das ist nun Ihre Logik! Erstens ist das gar keine Logik; gestatten Sie mir, Sie darauf aufmerksam zu machen; denn wenn er auch nicht ein solcher Mensch wäre, so müßte er doch die Wahrheit predigen ... Und dann, was ist das für ein Ausdruck: ‚predigen'? Sie sagen, er sei ein ‚Prophet'. Sagen Sie mal, sind Sie es gewesen, der ihn in Deutschland einen Weiberpropheten genannt hat?"

„Nein, das bin ich nicht gewesen."

„Mir hat Stebelkow gesagt, der Ausdruck rühre von Ihnen her."

„Dann hat er gelogen. Ich verstehe mich nicht darauf, jemandem spöttische Spitznamen zu geben. Aber wenn jemand von Ehrenhaftigkeit predigt, dann muß er selbst ehrenhaft sein; das ist meine Logik, und wenn sie falsch ist, so ist mir das ganz egal. Ich will, daß es so sei, und es wird auch so sein. Und kein Mensch, kein Mensch soll sich unterstehen, in mein Haus zu kommen und über mich zu Gericht zu sitzen und mich für einen dummen Jungen zu halten! Genug davon!" rief er und winkte mir mit der Hand ab, damit ich nichts weiter sagen möchte ... „Ah, endlich!"

Die Tür öffnete sich, und Stebelkow trat ein.

## III

Er war immer noch derselbe: er trug ebenso stutzerhafte Kleidung, drückte die Brust ebenso heraus, sah einem ebenso in die Augen, bildete sich noch ebenso ein, Wunder wie schlau zu sein, und war mit sich selbst sehr zufrieden. Aber diesmal schaute er beim Eintritt in einer ganz eigentümlichen Weise um sich; etwas besonders Vorsichtiges, Spähendes lag in seinem Blicke, wie wenn er aus unseren Gesichtern etwas erraten wollte. Indessen beruhigte er sich schnell wieder, und ein selbstbewußtes Lächeln leuchtete auf seinen Lippen auf, jenes „verzeihlich freche" Lächeln, das mir aber doch unaussprechlich zuwider war.

Ich wußte schon längst, daß er den Fürsten arg peinigte. Er war schon ein- oder zweimal in meiner Anwesenheit zu ihm gekommen. Ich ... ich hatte ebenfalls in diesem letzten Monat mit ihm zu tun gehabt; aber diesmal war

ich aus einem besonderen Grunde über sein Kommen einigermaßen erstaunt.

„Sogleich!“ sagte der Fürst zu ihm, ohne ihn zu begrüßen, drehte ihm den Rücken zu und begann, aus dem Schreibpulte Papiere und Rechnungen, die er für das bevorstehende Gespräch brauchte, herauszunehmen. Was mich betrifft, so fühlte ich mich durch die letzten Worte des Fürsten entschieden beleidigt; die Anspielung auf Wersilows Unehrenhaftigkeit war so deutlich (und so erstaunlich!) daß ich nicht von ihm weggehen konnte, ehe die Sache nicht vollständig aufgeklärt war. Aber in Stebelkows Gegenwart war eine Auseinandersetzung unmöglich. Ich warf mich wieder auf das Sofa hin und schlug ein vor mir liegendes Buch auf.

„Bjelinski, zweiter Teil! Das ist ja etwas ganz Neues: Sie wollen sich bilden?“ rief ich dem Fürsten zu; mein Ton mochte wohl sehr gekünstelt klingen.

Er war sehr beschäftigt und hatte es eilig; aber auf meine Worte hin wandte er sich plötzlich um:

„Ich bitte Sie, lassen Sie das Buch liegen!“ sagte er scharf.

Das ging nun doch über alle Grenzen, und besonders in Stebelkows Gegenwart! Zu meiner Empörung grinste Stebelkow auch noch in seiner listigen, widerwärtigen Weise und deutete mir verstohlen durch eine Kopfbewegung nach dem Fürsten hin. Ich wandte mich von dem dummen Menschen ab.

„Ärgern Sie sich nicht, Fürst,“ sagte ich; „ich trete Sie der Hauptperson ab und mache mich unterdessen ganz klein . . .“

Ich hatte mich für ein zwangloses Benehmen entschieden.

„Die Hauptperson, das soll wohl ich sein?" fing Stebelkow meine Bemerkung auf und zeigte vergnügt mit dem Finger auf sich.

„Jawohl, Sie; Sie sind in der Tat die Hauptperson und wissen das auch selbst!"

„Nein, erlauben Sie! Es gibt in der Welt überall eine zweite Person. Ich bin eine solche zweite Person. Es gibt eine erste Person, und es gibt eine zweite Person. Die erste Person handelt, und die zweite Person nimmt. Dadurch wird die zweite Person die erste und die erste Person die zweite. Ist's nicht so?"

„Vielleicht ist es so; nur verstehe ich Sie wie gewöhnlich nicht."

„Erlauben Sie! In Frankreich war die Revolution, und alles wurde geköpft. Da kam Napoleon und nahm alles. Die Revolution war die erste Person und Napoleon die zweite Person. Und das Resultat war, daß Napoleon die erste Person wurde und die Revolution die zweite. Ist's nicht so?"

Ich bemerke beiläufig: darin, daß er mir gegenüber von der französischen Revolution zu reden anfing, erblickte ich ein Beispiel seiner schon oft bewiesenen Schlauheit, die mich immer sehr amüsierte. Er hielt mich immer noch für einen Revolutionär und fand jedesmal, wenn er mit mir zusammenkam, für nötig, von irgend etwas Derartigem zu reden.

„Kommen Sie!" sagte der Fürst.

Sie gingen beide in ein anderes Zimmer. Als ich allein geblieben war, beschloß ich endgültig, ihm seine dreihundert Rubel zurückzugeben, sobald Stebelkow weggegangen sein würde. Ich hatte dieses Geld äußerst nötig, faßte aber dennoch diesen Entschluß.

Sie blieben dort ungefähr zehn Minuten lang, ohne daß etwas zu hören gewesen wäre; dann aber fingen sie auf einmal an laut zu reden. Sie sprachen beide zugleich; aber der Fürst begann plötzlich in starker, bis zur Wut gesteigerter Erregung zu schreien. Er war überhaupt manchmal sehr auffahrend, so daß auch ich hatte Nachsicht üben müssen, wenn es nicht zum Bruch kommen sollte. Aber gerade in diesem Augenblick trat ein Diener herein, um jemand anzumelden; ich wies ihn nach dem Zimmer, wo sie waren, und dort wurde es augenblicklich ganz still. Der Fürst kam schnell heraus, mit sorgenvollem Gesichte, aber doch mit einem Lächeln; der Diener lief hinaus, und eine halbe Minute darauf trat der Gast des Fürsten ins Zimmer.

Es war dies ein sehr vornehmer Gast, mit Achselschnüren und Monogramm, ein Herr von nicht mehr als dreißig Jahren; sein Äußeres zeigte, daß er zur vornehmsten Gesellschaft gehörte, und hatte zugleich etwas Ernstes, Gemessenes. Ich möchte den Leser darauf aufmerksam machen, daß Fürst Sergei Petrowitsch tatsächlich immer noch nicht zur höchsten Petersburger Gesellschaft gehörte, trotzdem er das leidenschaftlich wünschte (dieser sein Wunsch war mir bekannt), und daß er daher auf diesen Besuch den höchsten Wert legen mußte. Diese Bekanntschaft anzuknüpfen war, wie ich wußte, dem Fürsten erst kürzlich nach vielen Bemühungen seinerseits gelungen; der Gast machte jetzt seine Visite, aber unglücklicherweise zu einer Zeit, wo es dem Fürsten sehr ungelegen kam. Ich sah, mit welcher Qual und mit was für einem ratlosen Blicke der Fürst sich einen Augenblick nach Stebelkow umwandte; aber Stebelkow hielt diesen Blick aus, als sei nichts geschehen, und dachte gar nicht daran, sich in den Hintergrund zurückzuziehen, sondern setzte sich ungeniert auf das

Sofa und fuhr sich mit der Hand in die Haare, wahrscheinlich zum Zeichen der Zwanglosigkeit. Er machte sogar eine wichtige Miene; kurz, er war geradezu unmöglich. Was mich betrifft, so verstand ich natürlich auch damals schon, mich zu benehmen, und hätte gewiß niemandem Schande gemacht; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich denselben fassungslosen, kläglichen, ingrimmigen Blick des Fürsten auch auf mich gerichtet sah: er schämte sich also unser aller beider und stellte mich mit Stebelkow auf gleiche Stufe. Dieser Gedanke machte mich wütend; ich streckte mich auf dem Sofa noch bequemer aus und begann in einem Buche zu blättern, wobei ich ein Gesicht machte, als kümmerte ich mich um alles andere nicht im geringsten. Stebelkow dagegen riß die Augen auf, beugte sich vor und hörte dem Gespräche der beiden aufmerksam zu, wahrscheinlich in dem Glauben, daß das höflich und liebenswürdig sei. Der Gast blickte ein paarmal nach Stebelkow hin; nach mir übrigens auch.

Sie sprachen von Familienneuigkeiten; dieser Herr hatte früher einmal die Mutter des Fürsten gekannt, die aus einer vornehmen Familie stammte. Soviel ich wahrnehmen konnte, war der Gast trotz seines liebenswürdigen Benehmens und der anscheinenden Harmlosigkeit seines Tones doch sehr affektiert und hatte offenbar von sich eine so hohe Meinung, daß er seinen Besuch als eine große Ehre für einen jeden, wer es auch sein mochte, betrachtete. Wäre der Fürst allein gewesen, das heißt ohne uns, so würde er (davon bin ich überzeugt) sich würdevoller und geschickter benommen haben; so aber verrieten ein besonderes Zucken in seinem vielleicht gar zu liebenswürdigen Lächeln und eine gewisse sonderbare Zerstreutheit, was in seinem Innern vorging.

Sie hatten noch nicht fünf Minuten gesessen, als noch ein Besuch gemeldet wurde und unglücklicherweise wieder ein kompromittierender. Diesen Herrn kannte ich gut und hatte von ihm schon viel gehört, obgleich er mich gar nicht kannte. Es war ein noch sehr junger Mensch (übrigens war er doch schon etwa dreiundzwanzig Jahre alt), vortrefflich gekleidet, aus guter Familie und von schönem Äußern; aber er gehörte zweifellos zur schlechten Gesellschaft. Im Jahre vorher war er noch Offizier in einem vornehmen Gardekavallerie-Regimente gewesen; aber er war genötigt worden, selbst um den Abschied einzukommen, und alle wußten, aus welchen Gründen. Seine Verwandten hatten sogar in den Zeitungen eine Bekanntmachung erlassen, daß sie für seine Schulden nicht aufkämen; aber er setzte sein ausschweifendes Leben immer noch fort, indem er sich Geld zu zehn Prozent monatlich verschaffte, in den Spielgesellschaften rasend spielte und für eine bekannte kleine Französin große Summen verschwendete. Die Sache war die, daß er vor einer Woche das Glück gehabt hatte, an einem Abend zwölftausend Rubel zu gewinnen, und nun triumphierte. Mit dem Fürsten verkehrte er auf freundschaftlichem Fuße: sie spielten häufig zusammen auf gemeinschaftliche Rechnung; aber der Fürst zuckte ordentlich zusammen, als er ihn erblickte, ich bemerkte das von meinem Platze aus. Denn dieser junge Mann benahm sich überall, als ob er bei sich zu Hause wäre, redete, ohne sich irgendwie zu genieren, laut und lustig, was ihm in den Sinn kam, und konnte bei seinem Naturell gar nicht auf den Gedanken kommen, daß unser Wirt wegen der Bekanntschaft mit ihm so vor seinem vornehmen Gaste zitterte.

Sowie er eingetreten war, unterbrach er das Gespräch

der beiden und begann sogleich von dem Spiele des vorhergehenden Tages zu erzählen, sogar noch ehe er sich gesetzt hatte.

„Sie waren ja wohl auch da?“ wandte er sich gleich beim dritten Satze, den er sprach, an den vornehmen Gast, den er für einen seiner Spielkumpane hielt; indes merkte er seinen Irrtum sofort und rief: „Ach, entschuldigen Sie, ich glaubte, Sie wären einer der Herren von gestern!“

„Alexei Wladimirowitsch Darsan, Ippolit Alexandrowitsch Naschtschokin,“ beeilte sich der Fürst die beiden einander vorzustellen.

Diesen jungen Mann konnte man doch wenigstens vorstellen, da er aus einer guten, bekannten Familie war; uns aber hatte er vorher nicht vorgestellt, und wir saßen immer noch in unsern Winkeln. Ich wollte durchaus nicht den Kopf zu ihnen hindrehen; aber Stebelkow fing beim Anblick des jungen Mannes erfreut zu grinsen an und drohte offenbar, sich an dem Gespräche zu beteiligen. Alles das begann mich sogar zu amüsieren.

„Ich habe Sie im vorigen Jahre oft bei der Gräfin Werigina getroffen,“ sagte Darsan.

„Ich entsinne mich Ihrer; aber Sie waren damals Offizier, glaube ich,“ antwortete Naschtschokin freundlich.

„Ja, ich war Offizier; aber dank . . . Ah, Stebelkow ist auch hier? Wie kommt der hierher? Sehen Sie, gerade den Herren von dieser Sorte habe ich es zu verdanken, daß ich nicht mehr Offizier bin.“ Er zeigte geradezu mit dem Finger auf Stebelkow und lachte laut.

Auch Stebelkow lachte vergnügt mit, da er Darsans Worte wahrscheinlich als Liebenswürdigkeit auffaßte. Der Fürst errötete und wandte sich möglichst schnell mit einer Frage an Naschtschokin; Darsan aber ging zu Stebelkow

hin und sprach mit ihm über irgend etwas sehr eifrig, aber nur halblaut.

„Sie haben ja wohl im Auslande Katerina Nikolajewna Achmakowa sehr gut gekannt?“ fragte der Gast den Fürsten.

„O ja, ich habe sie gekannt . . .“

„Es scheint, daß sich da bald etwas Neues begeben wird. Man sagt, sie werde den Baron Bjoring heiraten.“

„Das ist richtig!“ rief Darsan.

„Sie . . . wissen das zuverlässig?“ fragte der Fürst Herrn Naschtschokin; er befand sich in augenscheinlicher Aufregung und legte auf seine Frage einen besonderen Nachdruck.

„Ich habe es gehört; ich glaube, es wird schon allgemein darüber gesprochen; bestimmt weiß ich es übrigens nicht.“

„Oh, es ist sicher!“ sagte Darsan, zu ihnen tretend. „Mir hat es gestern Dubasow gesagt, und der weiß solche Neuigkeiten immer zuerst. Aber auch der Fürst müßte es eigentlich schon wissen . . .“

Naschtschokin ließ Darsan zu Ende sprechen und wandte sich dann wieder zum Fürsten:

„Man sieht sie in der letzten Zeit nur selten in der Gesellschaft.“

„Im letzten Monat war ihr Vater krank,“ bemerkte der Fürst in etwas trockenem Tone.

„Diese Dame hat ja, wie es heißt, eine bewegte Vergangenheit!“ platzte Darsan heraus.

Ich hob den Kopf in die Höhe, stand auf und richtete mich gerade.

„Ich habe das Vergnügen, Katerina Nikolajewna persönlich zu kennen, und halte es für meine Pflicht, zu erklären, daß alle jene skandalösen Gerüchte nichts als Lüge

und schmähliche Verleumdung sind, ersonnen von denjenigen, die sich um sie bemüht haben, ohne ihr Ziel zu erreichen."

Nach dieser dummen, hitzigen Tirade schwieg ich und blickte, hoch aufgerichtet, immer noch alle Anwesenden mit glühendem Gesichte an. Alle hatten sich zu mir hingewendet; aber auf einmal fing Stebelkow an zu kichern; auch der überraschte Darsan grinste.

„Arkadi Makarowitsch Dolgoruki," stellte der Fürst mich dem letzteren vor.

„Ach, Sie können es mir glauben, Fürst," wandte sich Darsan in natürlichem, gutmütigem Tone an mich, „ich sage das nicht als eigene Behauptung; wenn es solche Gerüchte gegeben hat, so habe jedenfalls ich sie nicht verbreitet."

„Oh, ich sage ja auch nichts gegen Sie persönlich," antwortete ich schnell; aber da lachte auf einmal Stebelkow in höchst unpassender Weise auf, und zwar, wie sich nachher herausstellte, darüber, daß Darsan mich „Fürst" genannt hatte. Mein verdammter Familienname hatte mir auch hier wieder Unannehmlichkeiten gemacht. Selbst jetzt noch erröte ich bei dem Gedanken daran, daß ich, natürlich aus Schamgefühl, diesen dummen Irrtum nicht augenblicklich erledigte und nicht laut erklärte, daß ich bloß Dolgoruki hieße. Das begegnete mir damals zum ersten Male in meinem Leben. Darsan sah mich und den lachenden Stebelkow verständnislos an.

„Ach ja! Was war denn das für ein hübsches Mädchen, dem ich jetzt eben bei Ihnen auf der Treppe begegnete, so ein munteres, hellblondes?" fragte er den Fürsten.

„Ich weiß wirklich nicht, wer es gewesen sein könnte," antwortete dieser, der schnell errötet war.

„Wer soll es denn sonst wissen als Sie?" versetzte Darsan lachend.

„Übrigens, das war ... das war vielleicht ..." stotterte der Fürst.

„Aber das war doch gerade die Schwester dieses Herrn hier, Lisaweta Makarowna," sagte Stebelkow, mit dem Finger auf mich weisend. „Ich bin ihr nämlich vorhin ebenfalls begegnet ..."

„Ach ja, ganz richtig!" fiel der Fürst ein, aber jetzt mit ganz ruhiger, ernster Miene. „Es ist jedenfalls Lisaweta Makarowna gewesen, eine gute Bekannte von Anna Fjodorowna Stolbejewa, bei der ich jetzt wohne. Sie hat gewiß heute einen Besuch bei Darja Onisimowna gemacht; das ist ebenfalls eine gute Bekannte von Anna Fjodorowna, und diese hat ihr, als sie wegreiste, das Haus anvertraut..."

Das war alles vollständig richtig. Diese Darja Onisimowna war die Mutter der armen Olga, von der ich schon erzählt habe; Tatjana Pawlowna hatte ihr schließlich bei Frau Stolbejewa eine Unterkunft verschafft. Es war mir wohlbekannt, daß Lisa mit Frau Stolbejewa verkehrt und nachher auch die arme Darja Onisimowna manchmal besucht hatte, die bei uns alle sehr liebgewonnen hatten; aber damals nach dieser übrigens durchaus sachlichen Erklärung des Fürsten und besonders nach Stebelkows dummer Äußerung und vielleicht auch, weil ich soeben Fürst genannt worden war, – aus diesen Gründen wurde ich über und über rot. Zum Glücke stand gerade in diesem Augenblicke Naschtschokin auf, um fortzugehen; er reichte auch Darsan die Hand. Sowie ich mit Stebelkow allein geblieben war, machte mir dieser durch eine Kopfbewegung ein Zeichen nach Darsan hin, der mit dem Rücken nach uns zu in der Tür stand; ich zeigte Stebelkow die Faust.

Eine Minute darauf ging auch Darsan weg, nachdem er mit dem Fürsten verabredet hatte, daß sie sich unfehlbar am folgenden Tage an einem schon vorher von ihnen bestimmten Orte treffen wollten, natürlich in einem Spielklub. Beim Hinausgehen rief er Stebelkow etwas zu und machte mir eine leichte Verbeugung. Kaum war er hinausgegangen, als Stebelkow von seinem Platze aufsprang, sich mitten ins Zimmer stellte und einen Finger in die Höhe hielt:

„Dieses Bürschchen hat in der vorigen Woche folgenden argen Streich ausgeführt: er hat einen Wechsel gegeben, auf dem er Herrn Awerjanows Namen gefälscht hatte. Der Wechsel ist in dieser Gestalt noch vorhanden; aber er ist nicht eingelöst worden! Etwas Kriminelles! Achttausend Rubel!"

„Und gewiß befindet sich dieser Wechsel in Ihren Händen?" rief ich, ihn grimmig anblickend.

„Ich habe ein Bankgeschäft, ich habe einen Mont de piété; aber mit Wechseln gebe ich mich nicht ab. Haben Sie gehört, was der Mont de piété in Paris für ein Institut ist? Er verschafft den Armen Brot und ist für sie eine Wohltat; ich habe einen Mont de piété . . ."

Der Fürst unterbrach ihn grob und aufgebracht:

„Was wollen Sie hier noch? Warum haben Sie hier noch herumgesessen?"

„Aber," erwiderte Stebelkow und zwinkerte dabei mit den Augen, „wie ist es? Mögen Sie nicht?"

„Nein, nein, nein, ich will es nicht!" schrie der Fürst und stampfte dabei mit dem Fuße; „ich habe es schon gesagt!"

„Na, wenn es so ist . . . dann ist es eben so. Aber es ist nicht das Richtige . . ."

Er drehte sich kurz um und ging mit gesenktem Kopfe und gekrümmtem Rücken ohne weiteres hinaus. Der Fürst rief ihm, als er schon in der Tür war, noch nach:

„Seien Sie überzeugt, mein Herr, daß ich vor Ihnen nicht die geringste Furcht habe!“

Er war in sehr gereizter Stimmung, wollte sich hinsetzen, unterließ es aber, als sein Blick auf mich fiel. Sein Blick sagte gleichsam auch zu mir: „Warum stehst du denn auch noch hier herum?“

„Fürst, ich . . .“ begann ich.

„Ich habe wirklich keine Zeit, Arkadi Makarowitsch; ich muß gleich wegfahren.“

„Nur einen Augenblick, Fürst; es ist etwas für mich höchst Wichtiges; und vor allen Dingen nehmen Sie Ihre dreihundert Rubel zurück!“

„Was soll denn das wieder heißen?“

Er war auf und ab gegangen, blieb aber nun stehen.

„Das soll heißen, daß ich nach allem, was geschehen ist . . . und weil Sie von Wersilow gesagt haben, er sei unehrenhaft . . . und schließlich Ihr Ton in der ganzen letzten Zeit . . . Kurz gesagt, ich kann es unter keinen Umständen annehmen.“

„Sie *haben* es aber doch einen ganzen Monat lang angenommen.“

Er setzte sich plötzlich auf einen Stuhl. Ich stand am Tische und mißhandelte mit der einen Hand das Buch von Bjelinski, in der andern hielt ich meinen Hut.

„Da waren meine Gefühle noch von anderer Art, Fürst . . . Und dann, ich hätte es nie bis zu einer solchen Summe kommen lassen sollen . . . Dieses Spiel . . . Kurz, ich kann es nicht!“

„Sie haben sich einfach vorhin nicht gerade von einer

glänzenden Seite gezeigt; daher sind Sie jetzt so wütend; ich möchte Sie bitten, dieses Buch in Ruhe zu lassen."

„Was soll das heißen, ich hätte mich nicht von einer glänzenden Seite gezeigt? Und dann haben Sie mich in Gegenwart Ihrer Gäste beinahe mit Stebelkow auf eine Stufe gestellt."

„Aha, da haben wir die Lösung des Rätsels!" rief er, häßlich grinsend. „Und außerdem sind Sie verlegen geworden, weil Darsan Sie ‚Fürst' nannte."

Er brach in ein boshaftes Lachen aus. Ich fuhr auf.

„Ich verstehe gar nicht . . . Ihren Fürstentitel würde ich nicht einmal geschenkt nehmen."

„Ich kenne Ihren Charakter. Was für ein komisches Geschrei Sie als Frau Achmakowas Verteidiger erhoben . . . Lassen Sie das Buch liegen!"

„Was soll das heißen?" erwiderte ich, ebenfalls schreiend.

„Lassen Sie das Buch liegen!" brüllte er auf einmal los und richtete sich wild in seinem Lehnstuhl auf, wie wenn er sich auf mich stürzen wollte.

„Das überschreitet denn doch alle Grenzen!" rief ich und ging schnell aus dem Zimmer hinaus. Aber ich war noch nicht an das Ende des Saales gelangt, als er mir von der Tür des Arbeitszimmers aus nachrief:

„Arkadi Makarowitsch, kommen Sie zurück! Kommen Sie zurück! Kommen Sie sogleich zurück!"

Ich hörte nicht auf ihn und ging weiter. Er holte mich mit schnellen Schritten ein, faßte mich an den Arm und zog mich nach dem Arbeitszimmer zurück. Ich sträubte mich nicht.

„Nehmen Sie!" sagte er, ganz blaß vor Aufregung, und hielt mir die dreihundert Rubel hin, die ich hin-

geworfen hatte. „Sie müssen es unter allen Umständen nehmen ... sonst sind wir ... unter allen Umständen!"

„Wie kann ich es denn nehmen, Fürst?"

„Na, ich werde Sie um Verzeihung bitten; ist es Ihnen recht? Na also, verzeihen Sie mir! ..."

„Fürst, ich habe Sie immer sehr gern gehabt, und wenn Sie mich ebenfalls ..."

„Ja, ich ebenfalls; nehmen Sie doch!"

Ich nahm das Geld. Seine Lippen zitterten.

„Ich verstehe ja, Fürst, daß Sie über diesen Schurken wütend sind ... aber ich nehme es nur dann, wenn wir uns küssen, wie wir es bei früheren Zerwürfnissen getan haben ..."

Als ich das sagte, zitterte ich ebenfalls.

„Na, solche Zärtlichkeiten!" murmelte der Fürst, verlegen lächelnd; aber er bog sich zu mir und küßte mich.

Ich fuhr zusammen; in seinem Gesichte las ich im Augenblicke des Kusses den entschiedenen Ausdruck der Abneigung.

„Hat er Ihnen denn wenigstens Geld gebracht?"

„Ach, das ist ja ganz egal!"

„Ich frage ja nur um Ihretwillen ..."

„Ja, ja, er hat mir welches gebracht ..."

„Fürst, wir sind Freunde gewesen ... und schließlich kann Wersilow ..."

„Nun ja, ja; gut!"

„Und dann, ich weiß wirklich immer noch nicht recht, diese dreihundert Rubel ..."

Ich hielt sie in der Hand.

„Nehmen Sie sie, nehmen Sie sie!" sagte er, wieder lächelnd; aber in seinem Lächeln lag etwas sehr Häßliches.

Ich nahm das Geld.

# Drittes Kapitel

## I

Ich nahm das Geld, weil ich ihn liebte. Wer das nicht glaubt, dem antworte ich, daß ich wenigstens in dem Augenblicke, als ich das Geld von ihm annahm, fest davon überzeugt war, ich könne, wenn ich nur wolle, mir auch aus einer anderen Quelle noch weit mehr verschaffen. Ich nahm es also nicht aus Not, sondern aus Zartgefühl, um ihn nicht zu kränken. Ach Gott, so urteilte ich damals! Aber dennoch war mir sehr schwer ums Herz, als ich von ihm hinaustrat; ich sah, wie auffallend sich sein Betragen gegen mich an diesem Vormittage geändert hatte; in einem solchen Tone hatte er noch nie zu mir geredet, und seine gegen Wersilow gerichteten Äußerungen waren ja schon die reine Empörung. Stebelkow hatte ihn allerdings durch irgend etwas schwer geärgert; aber jenes Benehmen hatte schon vor Stebelkows Ankunft begonnen. Ich wiederhole noch einmal: eine Veränderung gegen früher war auch schon an all den letzten Tagen zu bemerken gewesen, aber nicht eine solche, nicht eine so weitgehende; das war die Hauptsache.

Möglich, daß auch die dumme Nachricht über diesen Baron Bjoring auf seine Stimmung eingewirkt hatte ... Ich war ja ebenfalls in Aufregung weggegangen, aber ... Das war es eben, daß mir damals etwas ganz anderes entgegenstrahlte und ich so vieles leichtsinnigerweise unbeachtet ließ: ich beeilte mich, meine Aufmerksamkeit davon abzuwenden, wies alles Dunkle von mir und wandte mich dem Leuchtenden zu ...

Es war noch nicht ein Uhr. Vom Fürsten fuhr ich mit

meinem Matwjei geradeswegs (sollte man es glauben, zu wem?) zu Stebelkow! Das war es eben, daß er mich kurz vorher nicht sowohl durch sein Erscheinen beim Fürsten in Erstaunen versetzt hatte (denn er hatte diesem ja versprochen gehabt zu kommen), als vielmehr dadurch, daß er mir zwar nach seiner dummen Gewohnheit zugezwinkert hatte, aber gar nicht mit Bezug auf das Thema, auf welches meine Erwartung gerichtet war. Am vorhergehenden Abend hatte ich von ihm durch die Stadtpost ein für mich ziemlich rätselhaftes Briefchen erhalten, in welchem er mich dringend bat, gerade heute zwischen eins und zwei zu ihm zu kommen; er könne mir Dinge mitteilen, die mir überraschend sein würden. Und nun hatte er soeben dort beim Fürsten sich nicht das geringste davon merken lassen, daß er mir einen solchen Brief geschrieben hatte. Was konnte es zwischen Stebelkow und mir für Geheimnisse geben? Ein solcher Gedanke war geradezu lächerlich; aber im Hinblick auf alles Vorhergegangene befand ich mich jetzt, während ich zu ihm fuhr, sogar in einer kleinen Aufregung. Ich hatte mich allerdings einmal, vor ungefähr vierzehn Tagen, an ihn gewandt und Geld von ihm haben wollen, und er war auch bereit gewesen, mir welches zu geben; aber wir hatten uns damals aus irgendwelchem Grunde nicht einigen können, und ich hatte selbst auf das Darlehen verzichtet; er hatte damals nach seiner Gewohnheit etwas Unverständliches gemurmelt, und es war mir so vorgekommen, als wolle er mir irgendwelchen Vorschlag machen, mir irgendwelche besonderen Bedingungen anbieten, und da ich ihn jedesmal, wenn ich ihn beim Fürsten traf, sehr von oben herab zu behandeln pflegte, so hatte ich jeden Gedanken an besondere Bedingungen stolz abgeschnitten und war weggegangen, trotzdem er mir bis zur Haustür

nachgelaufen kam. Ich hatte mir damals das Geld vom Fürsten geben lassen.

Stebelkow lebte ganz für sich allein und war recht wohlhabend: er hatte eine aus vier schönen Zimmern bestehende Wohnung, hübsche Möbel, männliche und weibliche Dienerschaft und eine Haushälterin, die übrigens schon ziemlich bejahrt war. Als ich bei ihm eintrat, war ich sehr zornig.

„Hören Sie mal, mein Verehrter," begann ich schon unter der Tür, „was stellt, erstens einmal, dieser Brief vor? Ich wünsche keine Korrespondenz zwischen mir und Ihnen. Und warum haben Sie mir nicht einfach vorhin beim Fürsten gesagt, was Sie von mir wünschen: ich stand doch zu Ihren Diensten?"

„Aber warum haben Sie denn vorhin ebenfalls geschwiegen und mich nicht gefragt?" versetzte er, den Mund zu einem selbstzufriedenen Lächeln auseinanderziehend.

„Weil nicht ich an Sie ein Anliegen habe, sondern Sie an mich," rief ich, plötzlich hitzig werdend.

„Aber warum sind Sie denn zu mir gekommen, wenn es so steht?" antwortete er und sprang von seinem Platze ordentlich ein bißchen in die Höhe vor Vergnügen.

Ich drehte mich sofort um und wollte hinausgehen; aber er faßte mich an die Schulter.

„Nein, nein, ich habe nur Spaß gemacht. Es ist eine wichtige Sache. Sie werden selbst sehen."

Ich setzte mich. Ich muß gestehen, ich war neugierig. Wir saßen an der Vorderkante eines großen Schreibtisches einander gegenüber. Er lächelte schlau und machte Miene, den Finger in die Höhe zu heben.

„Bitte, lassen Sie all Ihre schlauen Mätzchen und das Fingeraufheben und namentlich all Ihre geheimnisvollen

Andeutungen beiseite, und kommen Sie ohne weiteres zur Sache, sonst gehe ich sofort weg!" rief ich wieder im Zorn.

„Sie . . . sind stolz!" sagte er, und es klang wie ein dummer Vorwurf; er beugte sich in seinem Lehnstuhle nach vorn zu mir hin und zog alle Runzeln auf seiner Stirn nach oben hinauf.

„Das muß man Ihnen gegenüber auch sein."

„Sie . . . haben sich heute von dem Fürsten Geld geben lassen, dreihundert Rubel; ich habe auch Geld, und mein Geld ist besser."

„Woher wissen Sie das, daß ich mir von ihm etwas habe geben lassen?" fragte ich höchst verwundert. „Hat er Ihnen denn selbst davon gesagt?"

„Ja, er hat mir davon gesagt; regen Sie sich nicht auf; es kam nur so zufällig im Laufe des Gespräches die Rede darauf, nur ganz zufällig, nicht absichtlich. Er sagte es mir. Aber Sie hätten es nicht von ihm zu nehmen brauchen. Nicht wahr?"

„Aber Sie, Sie schinden ja, wie ich gehört habe, unmenschliche Prozente heraus."

„Ich habe einen Mont de piété; aber ich schinde niemanden. Ich halte ihn nur für meine Freunde; anderen Leuten gebe ich nichts. Anderen bleibt mein Mont de piété verschlossen . . ."

Dieser sein Mont de piété war eine ganz gewöhnliche Pfandleihe, die unter fremdem Namen in einer anderen Wohnung untergebracht war und vorzüglich prosperierte.

„Aber meinen Freunden gebe ich große Summen."

„Na, ist denn etwa der Fürst ein solcher Freund von Ihnen?"

„Al-ler-dings; aber . . . er führt häßliche Reden. Daß er solche Reden führt, werde ich mir nicht gefallen lassen."

„Haben Sie ihn denn so in Händen? Ist er Ihnen viel schuldig?“

„Ja ... er ist mir viel schuldig.“

„Er wird es Ihnen bezahlen; er hat eine Erbschaft gemacht ...“

„Die Erbschaft gehört nicht ihm; er ist mir Geld schuldig und ist mir noch anderes schuldig. Die Erbschaft reicht nicht. Ich werde Ihnen Geld zinslos geben.“

„Auch als einem ‚Freunde‘? Womit habe ich denn das verdient?“ erwiderte ich lachend.

„Sie werden es schon noch verdienen.“

Er bog sich wieder mit dem ganzen Oberkörper zu mir hin und wollte den Finger in die Höhe heben.

„Stebelkow! Ohne Finger; sonst gehe ich weg.“

„Hören Sie mal ... er kann Anna Andrejewna heiraten!“ Dabei kniff er in teuflischer Manier das linke Auge zu.

„Hören Sie, Stebelkow, das Gespräch nimmt einen so klatschsüchtigen Charakter an ... Wie können Sie sich erdreisten, Anna Andrejewnas Namen in den Mund zu nehmen?“

„Regen Sie sich nicht auf!“

„Ich höre nur mit großer Überwindung zu, weil ich deutlich sehe, daß da irgendeine Gaunerei dahintersteckt, die ich in Erfahrung bringen möchte ... Aber es kann auch sein, daß mir die Geduld reißt, Stebelkow!“

„Regen Sie sich nicht auf, und seien Sie nicht stolz! Lassen Sie nur ein Weilchen Ihren Stolz beiseite, und hören Sie mich an; nachher können Sie dann wieder stolz sein. Das mit Anna Andrejewna wissen Sie doch wohl? Daß der Fürst sie vielleicht heiraten wird ... das wissen Sie doch wohl?“

„Von diesem Projekt habe ich allerdings gehört und weiß alles; aber ich habe niemals mit dem Fürsten darüber gesprochen. Ich weiß nur, daß dieses Projekt seinen Ursprung im Kopfe des alten Fürsten Sokolski hat, der immer noch krank ist; aber ich habe nie mit ihm darüber gesprochen und bin dabei ganz unbeteiligt. Ich sage Ihnen das einzig und allein zur Konstatierung der Tatsache und erlaube mir nun, Sie zu fragen: erstens, warum haben Sie mit mir davon zu reden angefangen? Und zweitens, spricht der Fürst wirklich mit Ihnen über solche Dinge?"

„Er spricht mit mir nicht davon; er will mit mir nicht davon sprechen; aber ich spreche mit ihm davon, und er will es nicht hören. Darum hat er mich vorhin so angeschrien."

„Sehr recht von ihm! Das billige ich durchaus."

„Der alte Fürst Sokolski wird Anna Andrejewna eine große Mitgift geben; sie hat sich bei ihm sehr in Gunst gesetzt. Dann wird Fürst Sokolski als Bräutigam mir das ganze Geld zurückbezahlen. Auch die nicht in Geld bestehende Schuld wird er zurückerstatten. Das wird er sicher tun! Jetzt aber hat er nichts, wovon er es mir zurückgeben könnte."

„Aber ich, ich, inwiefern kann ich Ihnen denn dabei helfen?"

„In einem sehr wichtigen Punkte: Sie sind da bekannt; Sie sind da überall bekannt. Sie können alles in Erfahrung bringen."

„Zum Teufel . . . was denn in Erfahrung bringen?"

„Ob der Fürst will, ob Anna Andrejewna will, ob der alte Fürst will. Das können Sie alles zuverlässig in Erfahrung bringen."

„Und Sie erdreisten sich, mir den Vorschlag zu machen,

ich solle Ihr Spion sein, und noch dazu für Geld?“ rief ich und sprang empört auf.

„Seien Sie nicht so stolz, seien Sie nicht so stolz! Lassen Sie nur noch ein kleines Weilchen den Stolz beiseite, nur etwa für fünf Minuten!“

Er nötigte mich, wieder Platz zu nehmen. Durch meine Gebärden und Ausrufe ließ er sich offenbar nicht einschüchtern; aber ich beschloß, ihn bis zu Ende anzuhören.

„Ich muß es bald erfahren, bald erfahren; denn ... denn vielleicht wird es bald zu spät sein. Haben Sie wohl gegesehen, was es vorhin für ihn für eine bittere Pille war, als der Offizier das von dem Baron und Frau Achmakowa erzählte?“

Ich erniedrigte mich entschieden dadurch, daß ich noch länger zuhörte; aber meine Neugier war dermaßen angeregt, daß ich sie nicht überwinden konnte.

„Hören Sie mal ... Sie sind ein nichtsnutziger Mensch!“ sagte ich in energischem Tone. „Wenn ich hier sitze und zuhöre und es dulde, daß Sie von solchen Personen reden, und sogar selbst antworte, so tue ich das keineswegs, weil ich Ihnen ein Recht dazu zugestände. Ich sehe nur, daß da eine Gemeinheit im Werke ist ... Vor allen Dingen: was für Hoffnungen kann der Fürst auf Katerina Nikolajewna haben?“

„Gar keine; aber er ist wütend.“

„Das ist nicht wahr!“

„Doch, er ist wütend. Auf Frau Achmakowa muß er sich jetzt die Lust vergehen lassen. Er hat da sein Paroli verloren. Jetzt bleibt ihm nur noch Anna Andrejewna. Ich werde Ihnen zweitausend Rubel geben ... zinslos und ohne einen Wechsel.“

Nach diesen Worten legte er mit entschlossener, wichtig

aussehender Miene den Oberkörper gegen die Stuhllehne zurück und sah mich mit weit geöffneten Augen an. Ich erwiderte diesen Blick ebenso.

„Sie tragen Anzüge aus der Großen Millionaja-Straße; dazu braucht man Geld, viel Geld; ich habe besseres Geld als er. Ich werde Ihnen mehr als zweitausend Rubel geben ..."

„Aber wofür? Wofür, zum Teufel?"

Ich stampfte mit dem Fuße. Er bog sich zu mir hin und sagte mit besonderem Nachdruck:

„Dafür, daß Sie sich nicht in den Weg stellen."

„Ich mische mich ja sowieso nicht hinein," rief ich.

„Ich weiß, daß Sie schweigen; das ist gut."

„Es liegt mir nichts an Ihrer Billigung. Ich persönlich wünsche selbst lebhaft, daß diese Verbindung zustande kommt; aber ich bin der Ansicht, daß das nicht meine Sache ist, und daß eine Einmischung meinerseits geradezu unpassend sein würde."

„Sehen Sie wohl, sehen Sie wohl: unpassend!" sagte er und hob den Finger in die Höhe.

„Was soll das heißen: ‚Sehen Sie wohl'?"

„Unpassend ... He-he!" Er fing auf einmal an zu lachen. „Ich verstehe, ich verstehe, daß es für Sie unpassend sein würde; aber ... Sie werden sich also nicht in den Weg stellen?" fragte er, mit den Augen zwinkernd.

Aber in diesem Zwinkern lag etwas überaus Freches, Höhnisches, Gemeines! Offenbar setzte er bei mir eine gemeine Gesinnung voraus und gründete seine Spekulation auf diese gemeine Gesinnung ... Das war klar; aber ich begriff absolut nicht, um was es sich handelte.

„Anna Andrejewna ist doch ebenfalls Ihre Schwester," sagte er nachdrücklich.

„Erdreisten Sie sich nicht, darüber zu sprechen! Und überhaupt nicht über Anna Andrejewna!"

„Lassen Sie doch den Stolz beiseite, nur noch für eine kleine Minute! Hören Sie mal: er wird Geld bekommen und alle versorgen," sagte Stebelkow mit besonderer Betonung, „alle, alle; Sie folgen?"

„Also glauben Sie, ich würde von ihm Geld annehmen?"

„Sie nehmen doch jetzt welches von ihm an?"

„Ich nehme mein eigenes Geld!"

„Wieso Ihr eigenes?"

„Dieses Geld gehört Wersilow: er schuldet Wersilow zwanzigtausend Rubel."

„Also schuldet er sie doch nur Wersilow und nicht Ihnen."

„Wersilow ist mein Vater."

„Nicht doch, Sie sind ein Dolgoruki, kein Wersilow."

„Das ist ganz egal!" Ich brachte es damals wirklich fertig, so zu argumentieren! Ich wußte, daß das nicht ganz egal war, ich war nicht so dumm; aber doch argumentierte ich damals so, wieder aus „Zartgefühl".

„Genug davon!" rief ich. „Ich verstehe von Ihrem Gerede absolut nichts. Wie konnten Sie nur so dreist sein, mich wegen solcher Possen herzurufen?"

„Verstehen Sie denn wirklich nicht? Stellen Sie sich nur absichtlich so oder nicht?" sagte Stebelkow langsam, wobei er mich durchdringend und mit einem mißtrauischen Lächeln ansah.

„Ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht verstehe!"

„Ich sage: er kann dann alle versorgen, alle; nur stellen Sie sich nicht in den Weg, und reden Sie nicht dagegen ..."

„Sie haben wohl den Verstand verloren! Was wollen Sie fortwährend mit diesem ‚alle'? Wird er Wersilow versorgen, was?"

„Sie sind doch nicht allein da, und auch Wersilow nicht ... es gibt auch noch andere Menschen. Und Anna Andrejewna ist ebensogut Ihre Schwester wie Lisaweta Makarowna!"

Ich sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an. Auf einmal zeigte sich in seinem widerwärtigen Blicke sogar ein flüchtiger Ausdruck von Mitleid mit mir:

„Sie verstehen nicht; um so besser! Das ist gut, sehr gut, daß Sie nicht verstehen. Das ist löblich ... wenn Sie wirklich nicht verstehen."

Ich geriet vollständig in Wut.

„Scheren Sie sich zum Teufel mit Ihren Narrheiten, Sie verrückter Mensch!" schrie ich und griff nach meinem Hute.

„Das sind keine Narrheiten! Also soll es so sein? Aber wissen Sie, Sie werden wiederkommen."

„Nein!" erwiderte ich schroff von der Schwelle aus.

„Sie werden wiederkommen, und dann ... dann werden wir ein anderes Gespräch miteinander führen. Das wird das Hauptgespräch sein. Zweitausend Rubel, vergessen Sie es nicht!"

II

Er hatte einen so widerwärtigen, verwirrenden Eindruck auf mich gemacht, daß ich beim Hinaustreten auf die Straße mir sogar Mühe gab, nicht weiter daran zu denken, und nur ausspuckte. Von dem Gedanken, daß der Fürst mit ihm über mich und dieses Geld hatte sprechen können, fühlte ich einen Stich wie von einer Nadel. „Ich werde gewinnen und ihm alles gleich heute zurückgeben," nahm ich mir mit aller Bestimmtheit vor.

Mochte Stebelkow auch noch so dumm und im Reden

ungeschickt sein, so hatte ich doch in ihm den reinen Schurken in seinem ganzen Glanze erkannt und mir vor allen Dingen gesagt, daß hier unbedingt eine Intrige dahinterstecke. Nur hatte ich damals keine Zeit, mich mit der Aufdeckung von Intrigen abzugeben, und dies war der Hauptgrund meiner damaligen Hühnerblindheit! Ich sah unruhig nach der Uhr; aber es war noch nicht zwei, also konnte ich noch einen Besuch machen, sonst wäre ich auch bis drei Uhr vor Aufregung umgekommen. Ich fuhr zu Anna Andrejewna Wersilowa, meiner Schwester. Ich war mit ihr schon längst bei meinem alten Fürsten näher bekannt geworden, und zwar gerade während seiner Krankheit. Bei dem Gedanken, daß ich nun schon drei oder vier Tage lang nicht bei ihm gewesen war, fühlte ich arge Gewissensbisse; aber gerade Anna Andrejewna hatte mich vertreten: der Fürst hatte eine ganz außerordentliche Zuneigung zu ihr gefaßt und nannte sie sogar im Gespräche mit mir seinen Schutzengel. Beiläufig: der Gedanke, sie mit dem Fürsten Sergei Petrowitsch zu verheiraten, war tatsächlich in dem Kopfe meines lieben Alten entsprungen, und er hatte ihn sogar wiederholentlich mir gegenüber ausgesprochen, natürlich unter dem Siegel des Geheimnisses. Ich hatte von diesem Gedanken Wersilow Mitteilung gemacht; denn ich hatte schon früher bemerkt, daß er zwar gegen alle übrigen Tagesereignisse sehr gleichgültig war, aber immer ein besonderes Interesse bekundete, wenn ich ihm etwas über meine Begegnungen mit Anna Andrejewna mitteilte. Wersilow hatte mir damals murmelnd geantwortet, Anna Andrejewna sei sehr klug und könne in einer so delikaten Sache auch ohne fremde Ratschläge zurechtkommen. Selbstverständlich hatte Stebelkow recht, wenn er meinte, der Alte werde ihr eine Mitgift geben; aber wie durfte er wagen, darauf Speku-

lationen zu bauen? Vor ein paar Stunden hatte der Fürst ihm nachgerufen, daß er vor ihm gar keine Furcht habe; ob Stebelkow wirklich mit ihm im Nebenzimmer über Anna Andrejewna gesprochen hatte? Ich kann mir vorstellen, wie wütend ich darüber an seiner Stelle gewesen wäre.

Anna Andrejewna hatte ich in der letzten Zeit sogar ziemlich häufig besucht. Aber dabei hatte sich immer etwas Sonderbares begeben: sie bestimmte immer selbst, daß ich kommen sollte, und konnte mich also mit Sicherheit erwarten; aber wenn ich eintrat, tat sie jedesmal so, als käme ich ganz unerwartet und zufällig; dieser eigentümliche Zug war mir aufgefallen, aber ich war ihr doch sehr zugetan. Sie wohnte bei ihrer Großmutter, Frau Fanariotowa, natürlich als ihre Pflegetochter (Wersilow bezahlte nichts für ihren Unterhalt); aber sie spielte dort durchaus nicht die Rolle, in welcher sonst gewöhnlich die Pflegetöchter in den Häusern vornehmer Damen geschildert werden, wie zum Beispiel in Puschkins Pique-Dame die Pflegetochter der alten Gräfin. Anna Andrejewna lebte vielmehr selbst in der Art jener Gräfin. Sie wohnte in diesem Hause vollständig für sich, das heißt, zwar in derselben Etage und in derselben Wohnung mit der Familie Fanariotow, aber in zwei gesondert gelegenen Zimmern, so daß ich zum Beispiel, wenn ich kam oder ging, nie jemandem von der Fanariotowschen Familie begegnete. Sie durfte bei sich empfangen, wen sie wollte, und über ihre ganze Zeit verfügen, wie es ihr beliebte. Allerdings war sie auch schon dreiundzwanzig Jahre alt. In Gesellschaft zu gehen hatte sie im letzten Jahre fast ganz aufgehört, obgleich Frau Fanariotowa mit Ausgaben für ihre Enkelin nicht geizte, gegen die sie eine herzliche Liebe empfand. Mir aber gefiel es von Anna Andrejewna gerade ganz besonders, daß ich sie immer in so bescheidener Klei-

dung und immer bei irgendeiner Beschäftigung, sei es mit einem Buche oder mit einer Handarbeit, antraf. In ihrer äußeren Erscheinung lag beinahe etwas Klösterliches, Nonnenhaftes, und das gefiel mir. Sie war nicht gesprächig, redete aber immer mit Bedacht und verstand sehr gut zuzuhören, was ich für meine Person nie verstanden habe. Wenn ich ihr manchmal sagte, sie erinnere mich außerordentlich an Wersilow, obwohl sie eigentlich gar keinen Zug mit ihm gemeinsam habe, so errötete sie immer ein klein wenig. Sie errötete oft und immer schnell, aber immer nur ein klein wenig, und in diese Eigentümlichkeit ihres Gesichtes hatte ich mich ordentlich verliebt. Im Gespräche mit ihr nannte ich Wersilow nie mit dem Familiennamen, sondern immer Andrei Petrowitsch, und das hatte sich ganz von selbst so gemacht. Ich hatte sogar recht wohl gemerkt, daß man in der Fanariotowschen Familie sich Wersilows gewissermaßen schämte; übrigens hatte ich diese Beobachtung nur an Anna Andrejewna gemacht, weiß aber wieder nicht recht, ob man dabei den Ausdruck „sich schämen“ gebrauchen kann; indessen war es jedenfalls so etwas Ähnliches. Ich fing manchmal auch von dem Fürsten Sergei Petrowitsch mit ihr zu reden an, und sie hörte sehr aufmerksam zu und interessierte sich, wie mir schien, für diese Nachrichten; aber eigentümlicherweise ging es dabei immer so zu, daß ich sie ihr von selbst mitteilte, sie aber nie danach fragte. Über die Möglichkeit einer Heirat zwischen ihnen beiden hatte ich nie mit ihr zu reden gewagt, obwohl ich es oft gern getan hätte, da dieses Projekt mir selbst in gewisser Hinsicht sehr zusagte. Aber sobald ich ihr Zimmer betrat, sank mir der Mut, über gar viele Dinge zu sprechen, und doch fühlte ich mich in ihrem Zimmer sehr wohl. Es gefiel mir an ihr auch sehr, daß sie eine gute Bildung besaß

und viel las, sogar wissenschaftliche Bücher; sie hatte viel mehr gelesen als ich.

Das erstemal hatte sie selbst mich aufgefordert, sie zu besuchen. Ich begriff auch damals schon, daß sie vielleicht darauf rechnete, manchmal dies und das von mir herauszubekommen. Oh, damals verstanden sich sehr viele darauf, sehr vieles von mir herauszubekommen! „Aber was tut das?“ dachte ich; „sie empfängt mich ja nicht allein deshalb;“ kurz, ich freute mich sogar darüber, daß ich ihr nützlich sein konnte, und ... und wenn ich bei ihr saß, hatte ich immer im stillen die Empfindung, daß da eine Schwester von mir neben mir saß, obgleich ich von unserer Verwandtschaft noch nie mit ihr gesprochen hatte, weder mit einem Worte noch auch nur mit einer Andeutung, als ob eine solche Verwandtschaft überhaupt nicht existierte. Wenn ich bei ihr saß, erschien es mir geradezu undenkbar, davon zu reden, und wirklich, wenn ich sie so ansah, ging mir manchmal der sinnlose Gedanke durch den Kopf, sie wisse vielleicht von dieser Verwandtschaft überhaupt nichts, – so schweigsam benahm sie sich in dieser Hinsicht mir gegenüber.

## III

Als ich eintrat, fand ich Lisa bei ihr. Das überraschte mich. Es war mir sehr wohl bekannt, daß die beiden schon früher miteinander in Berührung gekommen waren; das war bei dem „Säugling“ geschehen. Von dieser wunderlichen Laune der stolzen, schamhaften Anna Andrejewna, dieses Kind zu sehen, und von ihrer dortigen Begegnung mit Lisa werde ich vielleicht später mehr erzählen, wenn ich Raum dazu finde; aber trotzdem hatte ich in keiner Weise erwartet, daß Anna Andrejewna einmal Lisa zu sich einladen werde. Das berührte mich angenehm. Natür-

lich ließ ich mir davon nichts merken, begrüßte Anna Andrejewna, drückte Lisa warm die Hand und setzte mich neben die letztere. Beide waren mit einer hochwichtigen Sache beschäftigt: auf dem Tische und auf ihren Knien lag ein teures Ausgehkleid Anna Andrejewnas, das aber schon alt, das heißt dreimal getragen, war, und das sie daher irgendwie geändert haben wollte. Lisa war auf diesem Gebiete eine große Meisterin und besaß viel Geschmack, und so fand denn nun eine feierliche Beratung der „klugen Damen" statt. Ich mußte an Wersilow denken und fing an zu lachen; ich war auch sowieso schon in glänzender Laune.

„Sie sind heute sehr vergnügt, und das ist sehr hübsch," sagte Anna Andrejewna würdevoll, indem sie jedes Wort für sich besonders aussprach. Ihre Stimme war ein tiefer, klangreicher Alt; aber sie sprach immer ruhig und leise, wobei sie ihre langen Wimpern etwas senkte und ein ganz leises Lächeln über ihr blasses Gesicht hinhuschte.

„Lisa weiß, was ich für ein gräßlicher Mensch bin, wenn ich mich nicht in vergnügter Stimmung befinde."

„Vielleicht weiß auch Anna Andrejewna davon," neckte mich Lisa schelmisch. Das liebe Ding! Wenn ich gewußt hätte, wie es damals in ihrer Seele aussah!

„Was tun Sie jetzt?" fragte Anna Andrejewna. (Ich bemerke, daß sie mich ausdrücklich ersucht hatte, sie an diesem Tage zu besuchen.)

„Ich sitze jetzt hier und frage mich, warum es mir immer angenehmer ist, Sie mit einem Buche zu finden als mit einer Handarbeit. Nein, wirklich, ich weiß nicht, woher es kommt, aber eine Handarbeit steht Ihnen nicht. In dieser Beziehung bin ich mit Andrei Petrowitsch einer Ansicht."

„Haben Sie sich immer noch nicht dazu entschlossen, die Universität zu besuchen?“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie unsere früheren Gespräche nicht vergessen haben: das zeigt mir, daß Sie manchmal an mich denken; aber . . . in betreff der Universität bin ich noch zu keinem Entschlusse gelangt; außerdem habe ich meine besonderen Ziele.“

„Das heißt, er hat sein Geheimnis,“ bemerkte Lisa.

„Laß die Späße, Lisa,“ erwiderte ich. „Ein kluger Mann hat vor einigen Tagen den Ausspruch getan, bei der ganzen fortschrittlichen Bewegung der letzten zwanzig Jahre hätten wir vor allen Dingen bewiesen, daß wir schmählich ungebildet seien. Das bezog sich natürlich auch auf unsere Studierten.“

„Na, gewiß hat das Papa gesagt; du wiederholst furchtbar oft seine Gedanken,“ meinte Lisa.

„Lisa, das klingt ja, als trautest du mir keinen eigenen Verstand zu.“

„In unserer Zeit ist es nützlich, die Worte kluger Männer aufmerksam zu hören und im Gedächtnisse zu bewahren,“ sagte Anna Andrejewna leichthin zu meiner Verteidigung.

„Ganz richtig, Anna Andrejewna,“ fiel ich eifrig ein. „Wer über Rußlands jetzigen Zustand nicht nachdenkt, der ist kein Patriot! Ich betrachte Rußland vielleicht von einem eigentümlichen Gesichtspunkte aus: wir haben die tatarische Invasion überstanden und nachher eine zweihundertjährige Knechtschaft, und natürlich deshalb, weil sowohl das eine als auch das andere unserem Geschmacke zusagte. Jetzt ist uns die Freiheit gegeben worden, und wir müssen die Freiheit ertragen: werden wir das verstehen? Wird es sich zeigen, daß auch die Freiheit unserm Geschmacke zusagt? Das ist die Frage.“

Lisa warf Anna Andrejewna einen schnellen Blick zu; diese aber schlug sogleich die Augen nieder und begann, etwas neben sich zu suchen; ich sah, daß Lisa sich mit aller Kraft zu beherrschen suchte; aber auf einmal begegneten sich unsere Blicke zufällig, und sie brach in ein unbändiges Gelächter aus; ich wurde dunkelrot und fuhr auf:

„Lisa, du bist mir unbegreiflich!"

„Verzeih mir!" sagte sie, hörte auf einmal auf zu lachen und machte beinahe ein trauriges Gesicht. „Weiß Gott, was mir heute im Kopfe sitzt . . ."

In ihrer Stimme schienen Tränen zu zittern. Ich schämte mich furchtbar, ergriff ihre Hand und küßte sie herzlich.

„Sie sind ein sehr guter Mensch," sagte Anna Andrejewna weich zu mir, als sie sah, daß ich Lisa die Hand küßte.

„Ich freue mich vor allen Dingen darüber, Lisa, daß ich dich heute in lachlustiger Stimmung treffe," sagte ich. „Werden Sie es glauben, Anna Andrejewna: in den letzten Tagen hat sie mich, wenn wir uns trafen, jedesmal mit einem ganz seltsamen Blicke angesehen, in dem die Frage zu liegen schien: ‚Nun, hast du nicht etwas erfahren? Ist alles in Ordnung?' Wirklich, ungefähr so etwas besagte ihre Miene."

Anna Andrejewna hob langsam die Augen in die Höhe und blickte Lisa scharf an. Diese schlug die Augen nieder. Ich sah übrigens recht wohl, daß sie weit besser und näher miteinander bekannt waren, als ich vorher beim Eintritt hatte annehmen können; dieser Gedanke war mir angenehm.

„Sie sagten soeben, ich sei ein guter Mensch; Sie glauben gar nicht, wie sehr ich mich bei Ihnen nach der guten Seite hin verändere, und wie angenehm es mir ist, bei

Ihnen zu sein, Anna Andrejewna," sagte ich mit warmer Empfindung.

„Und ich freue mich sehr, daß Sie gerade jetzt so sprechen," antwortete sie mir bedeutsam. Ich muß sagen, daß sie noch niemals mit mir von meinem unordentlichen Lebenswandel und von dem Sumpfe, in den ich hineingeraten war, gesprochen hatte, obgleich sie (das wußte ich) nicht nur Kenntnis von alledem besaß, sondern sogar auf Umwegen Erkundigungen darüber eingezogen hatte. Ihre jetzige Bemerkung war somit eine Art von erster Anspielung, und – mein Herz fühlte sich noch mehr zu ihr hingezogen.

„Was macht unser Kranker?" fragte ich.

„Oh, es geht ihm viel besser: er geht schon umher und ist gestern und heute spazieren gefahren. Sind Sie denn auch heute nicht zu ihm herangegangen? Er erwartet Sie mit Sehnsucht."

„Ich bekenne meine Schuld ihm gegenüber; aber Sie besuchen ihn ja jetzt regelmäßig und ersetzen mich vollständig; er ist ein treuloser Verräter und ist von mir zu Ihnen übergegangen."

Sie machte ein sehr ernstes Gesicht; sehr möglich, daß mein Scherz recht trivial ausgefallen war.

„Ich war vorhin beim Fürsten Sergei Petrowitsch," murmelte ich, „und ich ... Apropos, Lisa, du hast ja vorhin Darja Onisimowna besucht?"

„Ja, ich war da," antwortete sie merkwürdig kurz, ohne den Kopf in die Höhe zu heben. „Du gehst ja wohl alle Tage zu dem kranken Fürsten?" fragte sie plötzlich, vielleicht nur, um etwas zu sagen.

„Ja, ich gehe zu ihm, nur gelange ich nicht zu ihm hin," erwiderte ich lächelnd. „Ich gehe ins Haus hinein und wende mich dann links."

„Selbst dem Fürsten ist es aufgefallen, daß Sie sehr oft zu Katerina Nikolajewna gehen. Er sprach gestern darüber und lachte,“ sagte Anna Andrejewna.

„Worüber denn? Worüber lachte er denn?“

„Er scherzte; Sie kennen ihn ja. Er sagte, eine junge, schöne Frau rufe bei einem jungen Manne Ihres Alters immer nur ein Gefühl der Enttäuschung und des Zornes hervor . . .“ Anna Andrejewna fing plötzlich an zu lachen.

„Hören Sie mal . . . wissen Sie, das war eine sehr treffende Bemerkung von ihm!“ rief ich. „Gewiß hat nicht er das geäußert, sondern Sie haben es zu ihm gesagt.“

„Warum denn? Nein, er hat es selbst gesagt.“

„Nun, wenn aber diese Frau dem Betreffenden ihre Aufmerksamkeit zuwendet, trotzdem er noch ein so unbedeutender Mensch ist und im Winkel steht und sich darüber ärgert, daß er noch so jung ist, und wenn sie ihn auf einmal dem ganzen Schwarme der sie umgebenden Verehrer vorzieht, was dann?“ fragte ich plötzlich mit höchst kühner, herausfordernder Miene.

Das Herz klopfte mir heftig.

„Dann bist du verloren,“ rief Lisa lachend.

„Ich bin verloren?“ rief ich. „Nein, ich bin nicht verloren. Ich meine, so ist es nicht. Wenn eine Frau sich mir in den Weg stellt, so muß sie mir folgen. Man versperrt mir nicht ungestraft den Weg . . .“

Lange Zeit nachher erinnerte sich Lisa einmal daran und sagte mir so obenhin, ich hätte diese Worte damals in einer höchst sonderbaren Weise herausgebracht, mit tiefem Ernst, und wie wenn ich plötzlich in Gedanken versänke, aber zugleich so komisch, daß es nicht möglich ge-

wesen sei, sich zu halten; in der Tat fing Anna Andrejewna wieder an zu lachen.

„Lachen Sie nur, lachen Sie nur über mich!“ rief ich wie trunken von Entzücken; denn dieses ganze Gespräch und die Richtung, die es genommen hatte, gefielen mir außerordentlich. „Von ihnen macht es mir nur Vergnügen, wenn Sie über mich lachen. Ich liebe Ihr Lachen, Anna Andrejewna! Sie haben eine eigene Art: Sie schweigen, und auf einmal fangen Sie an zu lachen, ganz plötzlich, so daß man es noch einen Augenblick vorher Ihrem Gesichte nicht ansehen kann. Ich habe in Moskau eine Dame gekannt, nur von weitem; ich beobachtete sie sozusagen nur aus dem Versteck: die war fast ebenso schön wie Sie; aber sie verstand nicht so zu lachen, und das Gesicht, das im übrigen ebenso originell war wie das Ihrige, verlor dadurch an Reiz; das Ihrige dagegen ist außerordentlich reizvoll, eben durch diese Fähigkeit ... Ich wollte Ihnen das schon längst einmal sagen.“

Wenn ich da von einer Dame gesagt hatte, sie sei ebenso schön gewesen wie Anna Andrejewna, so war das nur ein listiges Manöver von mir; ich hatte mich gestellt, als sei mir diese Bemerkung ganz zufällig entfahren, ohne daß ich es gewahr geworden wäre; ich wußte sehr gut, daß ein solches „achtlos entfahrenes“ Lob von einer Frau höher geschätzt wird als ein noch so kunstvoll gedrechseltes Kompliment. Und wenn Anna Andrejewna auch errötete, so wußte ich doch, daß es ihr angenehm war. Und auch diese Dame hatte ich erfunden: ich hatte keine solche Dame in Moskau gekannt; ich hatte nur Anna Andrejewna etwas Schmeichelhaftes sagen und ihr ein Vergnügen bereiten wollen.

„Man kann sich wirklich vorstellen,“ sagte sie mit einem

allerliebsten Lächeln, „daß Sie sich in den letzten Tagen unter dem Einflusse irgendeiner schönen Frau befunden haben.“

Mir war, als flöge ich irgendwohin durch die Luft ... Ich hatte sogar die größte Lust, ihnen etwas zu entdecken ... aber ich beherrschte mich.

„Apropos, wie kurze Zeit ist es her, daß Sie sich über Katerina Nikolajewna recht feindlich aussprachen.“

„Wenn ich irgend etwas Schlechtes gesagt habe,“ versetzte ich mit funkelnden Augen, „so war daran die ungeheuerliche Verleumdung schuld, daß sie Andrei Petrowitschs Feindin sei – eine Verleumdung, die sich auch gegen ihn richtete, insofern ihm nachgesagt wurde, er habe sie geliebt, ihr einen Heiratsantrag gemacht, und was der Absurditäten mehr sind. Diese Idee ist ebenso hirnverbrannt wie die andere Verleumdung, sie habe, als ihr Mann noch am Leben gewesen sei, dem Fürsten Sergei Petrowitsch versprochen, ihn zu heiraten, wenn sie werde Witwe geworden sein, habe aber dann ihr Wort nicht gehalten. Aber ich weiß aus erster Hand, daß das alles sich nicht so verhält, sondern nur ein Scherz war. Aus erster Hand weiß ich das. Sie hat einmal dort im Auslande in einem scherzhaften Augenblicke tatsächlich gesagt: ‚Vielleicht später‘; aber das konnte doch eben nur als ein leicht hingeworfenes Wort aufgefaßt werden. Ich weiß genau, daß der Fürst seinerseits einem solchen Versprechen keinerlei Bedeutung beimessen kann, und daß er es auch gar nicht beabsichtigt,“ fügte ich, das Fehlerhafte dieses Ausdruckes gewahr werdend, hinzu. „Er hat, glaube ich, ganz andere Absichten,“ schaltete ich listig ein. „Vorhin hat Naschtschokin bei ihm gesagt, Katerina Nikolajewna werde den Baron Bjoring heiraten; Sie können mir glauben, daß er

diese Mitteilung mit der größten Seelenruhe anhörte; davon können Sie überzeugt sein."

„War Naschtschokin bei ihm?" fragte Anna Andrejewna nachdrücklich und anscheinend erstaunt.

„Jawohl; er scheint ein anständiger, netter Mensch zu sein ...."

„Und Naschtschokin hat mit ihm von dieser Heirat mit Bjoring gesprochen?" fragte Anna Andrejewna höchst interessiert.

„Nicht eigentlich von der Heirat, sondern nur so von der Möglichkeit, gerüchtweise; er sagte, in der Gesellschaft sei ein solches Gerücht verbreitet. Was mich betrifft, so bin ich überzeugt, daß es Unsinn ist."

Anna Andrejewna dachte einen Augenblick nach und beugte sich über ihre Näherei.

„Ich habe den Fürsten Sergei Petrowitsch sehr gern," fügte ich plötzlich mit warmer Empfindung hinzu. „Er hat seine Mängel, unstreitig; darüber habe ich schon früher mit Ihnen gesprochen; nämlich eine gewisse Einseitigkeit in seiner Anschauungsweise... aber auch seine Mängel legen von seiner edlen Gesinnung Zeugnis ab, nicht wahr? Ich habe mich zum Beispiel heute mit ihm über einen Satz beinahe gezankt: er behauptet, wenn jemand von Ehrenhaftigkeit spreche, so müsse er selbst ehrenhaft sein; sonst sei alles, was er sage, Lüge. Na, ist das etwa logisch? Aber doch zeugt gerade das von den hohen Anforderungen, die er in seinem Herzen an das Gefühl für Ehre, Pflicht und Gerechtigkeit stellt, nicht wahr? Ach, mein Gott, was ist die Uhr?" rief ich plötzlich, da mein Blick zufällig auf das Zifferblatt der Kaminuhr fiel.

„Es ist in zehn Minuten drei," sagte sie ruhig nach einem Blick auf die Uhr. Die ganze Zeit über, während

ich von dem Fürsten sprach, hatte sie mir mit niedergeschlagenen Augen und mit einem schlauen, aber liebenswürdigen Lächeln zugehört: sie wußte, weswegen ich ihn so lobte. Lisa hatte, den Kopf über ihre Arbeit gebeugt, zugehört und sich schon seit längerer Zeit nicht mehr an dem Gespräche beteiligt.

Ich sprang auf, als ob ich mich verbrannt hätte.

„Fürchten Sie, irgendwo zu spät zu kommen?"

„Ja ... nein ... übrigens werde ich allerdings zu spät kommen; aber ich gehe sogleich. Nur noch ein Wort, Anna Andrejewna," begann ich in großer Aufregung, „ich muß, ich muß Ihnen das heute aussprechen! Ich will Ihnen gestehen, daß ich Ihre Güte und das Zartgefühl, mit dem Sie mich aufgefordert haben, Sie zu besuchen, in tiefster Seele empfinde ... Die Bekanntschaft mit Ihnen hat auf mich den allerstärksten Eindruck gemacht ... In Ihrem Zimmer wird gleichsam meine Seele reiner, und wenn ich von Ihnen weggehe, bin ich ein besserer Mensch, als ich vorher war. Das ist wirklich so. Wenn ich neben Ihnen sitze, kann ich von nichts Schlechtem reden, ja nicht einmal etwas Schlechtes denken; alle schlechten Gedanken verschwinden in Ihrer Gegenwart, und wenn mir ja bei Ihnen flüchtig etwas Schlechtes einfällt, so schäme ich mich sogleich darüber, werde verlegen und erröte innerlich. Und wissen Sie, eine besondere Freude ist es mir gewesen, heute meine Schwester bei Ihnen zu treffen. Das zeugt von Ihrer edlen Gesinnung ... von einem so schönen Verhältnis ... Kurz (wenn Sie mir schon erlauben wollen, die bisherige Zurückhaltung aufzugeben), Sie bekunden damit ein so geschwisterliches Gefühl, daß ich ..."

Während ich sprach, hatte sie sich von ihrem Platze erhoben und war immer mehr errötet; aber auf einmal schien

sie einen Schreck zu bekommen wie vor einer Grenzlinie, die nicht überschritten werden dürfe, und unterbrach mich schnell:

„Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Gefühle von ganzem Herzen zu schätzen weiß ... Ich habe sie auch ohne Worte verstanden ... und schon lange ...“

Sie hielt verlegen inne und drückte mir die Hand. Auf einmal zupfte mich Lisa heimlich am Ärmel. Ich empfahl mich und ging hinaus; aber schon im nächsten Zimmer holte mich Lisa ein.

## IV

„Lisa, warum hast du mich am Ärmel gezupft?“ fragte ich.

„Sie ist eine schlechte Person; sie ist hinterlistig und verdient dein Vertrauen nicht ... Sie unterhält den Verkehr mit dir nur, um dich auszuhorchen,“ flüsterte sie mir hastig und ingrimmig zu. Ich hatte noch nie einen solchen Ausdruck auf ihrem Gesichte gesehen.

„Lisa, ich bitte dich! Sie ist ja ein so entzückendes Mädchen!“

„Nun, dann bin ich schlecht.“

„Was hast du nur?“

„Ich bin sehr schlecht. Vielleicht ist sie ein entzückendes Mädchen, und ich bin schlecht. Genug davon; lassen wir es! Hör einmal: Mama läßt dich um etwas bitten, was sie selbst dir nicht zu sagen wagt, so hat sie sich ausgedrückt. Liebster Arkadi! Hör auf zu spielen, lieber Bruder; ich bitte dich darum ... und Mama auch ...“

„Lisa, ich weiß es ja selbst; aber ... Ich weiß, daß das eine klägliche Schwäche ist; aber ... das sind nur Kindereien und weiter nichts! Siehst du, ich bin wie ein Dummkopf in Schulden geraten und will nun nur gewinnen, um

meine Schulden zu bezahlen. Gewinnen kann ich aber, denn ich habe bisher ohne Berechnung wie ein Dummkopf blind drauflos gespielt; aber jetzt werde ich um jeden Rubel ängstlich besorgt sein ... Da müßte ich nicht der sein, der ich bin, wenn ich nicht gewinnen sollte! Das Spiel ist mir nicht zur Leidenschaft geworden; es ist mir nicht die Hauptsache, sondern nur ein vorübergehender Zeitvertreib, versichere ich dir! Ich bin willensstark genug, um jeden Augenblick, sobald ich will, aufhören zu können. Ich werde das Geld zurückzahlen und dann ganz und gar wieder euch gehören. Sage unserer Mama nur, ich würde euch nie verlassen ..."

„Diese dreihundert Rubel vorhin, die sind dir teuer zu stehen gekommen!"

„Woher weißt du das?" fragte ich zusammenzuckend.

„Darja Onisimowna hat vorhin alles mit angehört ..."

Aber in diesem Augenblicke stieß mich Lisa plötzlich hinter eine Portiere, und wir befanden uns nun beide hinter derselben in der sogenannten Laterne, das heißt in einem runden, kleinen Zimmerchen, das nur aus Fenstern bestand. Ich war noch nicht wieder recht zur Besinnung gekommen, da hörte ich eine bekannte Stimme, Sporenklirren und einen bekannten Schritt.

„Fürst Sergei," flüsterte ich.

„Ja, er ist es," antwortete sie ebenso.

„Warum bist du denn so erschrocken?"

„Einen besonderen Grund habe ich nicht; ich möchte nur nicht, daß er mich hier sähe ..."

„Tiens, er wird dir doch nicht nachstellen?" sagte ich lächelnd. „Sonst würde ich ihm den Kopf waschen. Wo willst du denn hin?"

„Wir wollen weggehen; ich komme mit dir."

„Hast du denn drinnen schon Adieu gesagt?"

„Ja, das habe ich; mein Pelzjackett ist im Vorzimmer ..."

Wir gingen hinaus; als wir auf der Treppe waren, kam mir ein überraschender Gedanke.

„Weißt du, Lisa, er ist vielleicht hergekommen, um ihr einen Heiratsantrag zu machen?"

„Nein! ... er wird ihr keinen Heiratsantrag machen ..." erwiderte sie langsam und leise, aber in festem Tone.

„Du weißt nicht, Lisa, ich habe mich zwar vorhin mit ihm gezankt (wenn dir das nun einmal wiedergesagt worden ist), aber, weiß Gott, ich habe ihn von Herzen gern und wünsche ihm hierbei einen guten Erfolg ... Wir haben uns vorhin wieder versöhnt. Wenn man sich glücklich fühlt, ist man so gutherzig ... Siehst du, er hat viele schöne Eigenschaften ... er besitzt auch eine humane Denkweise ... wenigstens Ansätze dazu ... und wenn er in die Hände eines so energischen, klugen Mädchens kommt, wie es Fräulein Wersilowa ist, so würden sich alle Unebenheiten seines Charakters ausgleichen, und er würde glücklich sein. Schade, daß ich keine Zeit habe ... aber fahre doch ein Stückchen mit mir mit; ich möchte dir etwas mitteilen ..."

„Nein, fahr nur allein; ich muß nach einer andern Seite. Kommst du zum Mittagessen?"

„Ja, ich werde kommen; ich habe es ja versprochen. Hör mal, Lisa: ein Schurke, kurz, ein greuliches Subjekt, na, Stebelkow, wenn du ihn kennst, der hat auf seine Verhältnisse einen sonderbaren Einfluß ... es handelt sich um Wechsel ... Na, kurz, der hat ihn in der Hand und hat ihn schrecklich in die Enge getrieben, und der Fürst fühlt

sich tief niedergedrückt, und jetzt sehen sie beide die einzige Rettung in einem Heiratsantrage an Anna Andrejewna. Man sollte sie eigentlich warnen; aber nein, das ist Unsinn: all diese Angelegenheiten wird sie nachher selbst in Ordnung bringen. Aber wie ist's? Wird sie ihm einen Korb geben? Was meinst du?"

„Adieu, ich habe keine Zeit mehr," brach Lisa das Gespräch ab, und in dem Blicke, mit dem sie mich streifte, sah ich auf einmal einen solchen Haß, daß ich vor Schreck ordentlich aufschrie:

„Lisa, liebe Lisa, warum bist du mir so böse?"

„Ich bin dir nicht böse; höre nur auf zu spielen ..."

„Ach so, wegen des Spieles; ich werde es aufgeben."

„Du sagtest eben: ‚wenn man sich glücklich fühlt'; also bist du sehr glücklich?"

„Furchtbar glücklich, Lisa, furchtbar glücklich! Mein Gott, es ist schon drei, schon drei durch! ... Adieu, liebe Lisa! Sag mal, liebe Lisa: darf man denn eine Frau warten lassen? Ist das erlaubt?"

„Du meinst, bei einem Rendezvous, nicht wahr?" antwortete Lisa lächelnd; aber ihr lächelndes Gesicht hatte etwas Leichenhaftes und zuckte.

„Gib mir deine Hand, damit sie mir Glück bringt!"

„Damit sie dir Glück bringt? Meine Hand? Um keinen Preis gebe ich sie dir!"

Sie entfernte sich schnell. Und die Hauptsache war: sie hatte das in so ernstem Tone gerufen. Ich warf mich in meinen Schlitten.

Ja, ja, eben dieses „Glück" war damals die Hauptursache, weswegen ich wie ein blinder Maulwurf nichts außer mir selbst begriff und sah!

# Viertes Kapitel

## I

Jetzt fürchte ich mich davor, es auch nur zu erzählen. All das liegt schon weit hinter mir; aber auch jetzt noch erscheint mir alles wie eine Luftspiegelung. Wie konnte eine solche Frau einem so garstigen Jungen, wie ich es damals war, ein Rendezvous geben? So mußte man die Sache doch auf den ersten Blick ansehen! Als ich mich von Lisa getrennt hatte und nun in meinem Schlitten dahinjagte, klopfte mir das Herz gewaltig, und ich dachte geradezu, ich würde den Verstand verlieren: der Gedanke, daß sie selbst mich zu einem Rendezvous eingeladen habe, erschien mir auf einmal als eine so krasse Absurdität, daß es mir unmöglich war, daran zu glauben. Und dennoch zweifelte ich nicht im geringsten; ja noch mehr: je krasser die Absurdität schien, um so mehr glaubte ich daran.

Der Umstand, daß es schon drei geschlagen hatte, beunruhigte mich: „Wenn mir ein Rendezvous angesetzt ist, wie darf ich dann zu spät kommen?" dachte ich. Auch dumme Fragen, wie die folgende, huschten mir durch den Kopf: „Was ist jetzt für mich vorteilhafter, Kühnheit oder Schüchternheit?" Aber all solche Gedanken konnten keinen Bestand haben, weil in meinem Herzen ein wichtigerer Gedanke vorhanden war, über den ich nicht recht ins klare kommen konnte. Am vorhergehenden Tage hatte sie so gesagt: „Morgen um drei Uhr werde ich bei Tatjana Pawlowna sein," – das war alles gewesen. Aber erstens hatte sie mich auch bei sich, in ihrem Zimmer, immer allein empfangen, und sie konnte mir alles, was sie wollte, sagen, ohne sich zu Tatjana Pawlowna zu begeben; also warum hatte sie dann einen andern Ort, bei Tatjana Pawlowna,

bestimmt? Und noch eine andere Frage: wird Tatjana Pawlowna zu Hause sein oder nicht? Wenn es ein Rendezvous war, so durfte Tatjana Pawlowna natürlich nicht zu Hause sein. Aber wie hätte sie das erreichen können ohne eine vorgängige Verabredung mit Tatjana Pawlowna? Also war auch Tatjana Pawlowna in das Geheimnis eingeweiht? Dieser Gedanke schien mir seltsam und gewissermaßen unkeusch, beinahe sogar roh.

Und schließlich konnte sie doch auch ganz einfach tags zuvor den Wunsch gehabt haben, Tatjana Pawlowna zu besuchen; das mochte sie mir ohne jede Nebenabsicht mitgeteilt haben, und ich hatte es falsch aufgefaßt. Und sie hatte es in der Tat nur so flüchtig, lässig und ruhig gesagt, nach einem sehr langweiligen Zusammensein; denn ich war die ganze Zeit über, während ich tags zuvor bei ihr gewesen war, wie wirr im Kopfe gewesen: ich hatte dagesessen, irgend etwas gemurmelt, nicht gewußt, was ich sagen sollte, und war sehr ärgerlich und schrecklich verlegen gewesen; sie aber hatte, wie sich nachher herausstellte, irgendwohin fahren wollen und war sichtlich froh gewesen, als ich endlich aufbrach. Alle diese Überlegungen drängten sich in meinem Kopfe. Ich faßte schließlich den Beschluß: „Ich werde hingehen und klingeln; die Köchin wird öffnen, und ich werde fragen, ob Tatjana Pawlowna zu Hause ist! Ist sie nicht zu Hause, so ist dies ein Rendezvous." Aber ich zweifelte nicht daran, ich zweifelte nicht daran!

Ich lief die Treppe hinauf, und auf der Treppe, vor der Tür, verschwand all meine Furcht. „Ach was," dachte ich, „mag's sein, wie's will; nur schnell die Entscheidung!" Die Köchin öffnete und näselte mit ihrem widerwärtigen Phlegma, Tatjana Pawlowna sei nicht zu Hause. Ich wollte schon fragen, ob nicht sonst jemand da sei und auf

Tatjana Pawlowna warte; aber ich unterließ es. „Ich will lieber selbst nachsehen,“ dachte ich, sagte der Köchin, ich würde warten, legte meinen Pelz ab und öffnete die Tür ...

Katerina Nikolajewna saß am Fenster und „wartete auf Tatjana Pawlowna“.

„Warum mag sie nicht da sein?“ fragte sie mich, anscheinend mißmutig und ärgerlich, sobald sie mich erblickte.

Sowohl ihr Ton als ihre Miene entsprachen meinen Erwartungen so wenig, daß ich wie erstarrt auf der Schwelle stehen blieb.

„Wen meinen Sie?“ murmelte ich.

„Tatjana Pawlowna! Ich bat Sie doch gestern, ihr zu bestellen, daß ich um drei Uhr zu ihr kommen würde.“

„Ich ... ich habe sie überhaupt nicht gesehen.“

„Sie haben es vergessen?“

Ich mußte mich hinsetzen; ich war wie von einem Schlage betäubt. Also so klärte sich das auf! Und was die Hauptsache war: alles war so klar und deutlich wie: zweimal zwei ist vier; aber ich – ich glaubte noch immer hartnäckig.

„Ich erinnere mich nicht, daß Sie mich ersucht hätten, es ihr zu bestellen. Und Sie haben mich auch gar nicht darum ersucht: Sie haben einfach gesagt, Sie würden um drei Uhr hier sein,“ stieß ich heftig heraus.

Ich sah sie nicht an.

„Ach!“ rief sie plötzlich. „Wenn Sie also vergessen haben, es ihr zu sagen, aber selbst wußten, daß ich hier sein würde, warum sind Sie selbst dann hergekommen?“

Ich hob den Kopf in die Höhe: auf ihrem Gesichte war weder Spott noch Zorn zu sehen, sondern nur ihr helles, fröhliches Lächeln und eine gesteigerte Schalkhaftigkeit (übrigens war Schalkhaftigkeit ihr steter Gesichtsausdruck),

eine beinahe kindliche Schalkhaftigkeit: „Siehst du, da habe ich dich gefangen; na, was wirst du nun sagen?" schien ihr ganzes Gesicht zu sprechen.

Ich wollte ihr nicht antworten und heftete meinen Blick wieder auf den Boden. Das Schweigen dauerte etwa eine halbe Minute.

„Kommen Sie jetzt von Papa?" fragte sie auf einmal.

„Ich komme jetzt von Anna Andrejewna; beim Fürsten Nikolai Iwanowitsch bin ich überhaupt nicht gewesen ... und Sie wußten das," fügte ich plötzlich hinzu.

„Ist bei Anna Andrejewna etwas mit Ihnen passiert?"

„Sie meinen, ich sehe aus wie ein Verrückter? Nein, so sah ich schon aus, ehe ich zu Anna Andrejewna ging."

„Und Sie sind bei ihr nicht vernünftig geworden?"

„Nein, ich bin da nicht vernünftig geworden. Ich habe außerdem gehört, daß Sie den Baron Bjoring heiraten werden."

„Hat sie Ihnen das gesagt?" fragte sie plötzlich, lebhaft interessiert.

„Nein, ich habe es ihr mitgeteilt; gehört habe ich es aber, als es heute Naschtschokin dem Fürsten Sergei Petrowitsch erzählte, dem er einen Besuch machte."

Ich hob noch immer nicht die Augen zu ihr auf; sie ansehen, das bedeutete für mich in Licht und Freude und Glückseligkeit schwimmen, und ich wollte nicht glücklich sein. Der Stachel des Ingrimms hatte sich in mein Herz gebohrt, und ich faßte in einem Augenblicke einen gewaltigen Entschluß. Und nun begann ich auf einmal zu sprechen, ich erinnere mich kaum noch, wovon. Ich bekam kaum Luft und murmelte eigentlich nur; aber ich sah sie bereits kühn an. Mein Herz klopfte heftig. Ich sprach von allerlei nicht dahin gehörigen Dingen, übrigens vielleicht nicht

eigentlich ungeschickt. Sie hörte anfangs mit jenem gleichmäßigen, geduldigen Lächeln zu, das nie von ihrem Gesichte wich; aber allmählich schimmerte Erstaunen und dann sogar Schrecken in ihrem unverwandt auf mich gerichteten Blicke auf. Das Lächeln war immer noch auf ihrem Gesichte verblieben; aber auch durch das Lächeln ging von Zeit zu Zeit ein Zucken hindurch.

„Was ist Ihnen?“ fragte ich, da ich bemerkte, daß sie mit dem ganzen Körper zusammenzuckte.

„Ich fürchte mich vor Ihnen,“ antwortete sie mir beinahe ängstlich.

„Warum gehen Sie nicht weg? Da Tatjana Pawlowna jetzt nicht hier ist und Sie wissen, daß sie nicht kommen wird, so müßten Sie doch eigentlich aufstehen und weggehen.“

„Ich wollte auf sie warten; aber jetzt . . . in der Tat . . .“

Sie schickte sich an aufzustehen.

„Nein, nein, bleiben Sie sitzen!“ hielt ich sie zurück. „Da, Sie sind wieder zusammengezuckt; aber Sie lächeln auch in Ihrer Angst . . . Sie lächeln immer. Sehen Sie, jetzt eben haben Sie ganz ordentlich gelächelt . . .“

„Reden Sie im Fieber?“

„Jawohl.“

„Ich fürchte mich,“ flüsterte sie wieder.

„Wovor?“

„Daß Sie anfangen, eine Wand einzureißen . . .“ sagte sie; sie lächelte wieder, war aber jetzt tatsächlich bange.

„Ich kann Ihr Lächeln nicht ertragen!“

Und nun begann ich wieder zu sprechen. Mir war, als flöge ich. Ich hatte die Empfindung, als ob mich etwas vorwärts stieße. Ich hatte noch niemals, noch niemals so zu ihr gesprochen, sondern war immer schüchtern gewesen.

Ich war auch jetzt furchtbar schüchtern, aber ich sprach; ich erinnere mich, daß ich von ihrem Gesichte zu sprechen anfing.

„Ich kann Ihr Lächeln nicht mehr ertragen!" rief ich. „Warum habe ich mir, als ich noch in Moskau war, von Ihnen die Vorstellung gemacht, Sie seien gebieterisch und prunkend und redeten in der heimtückischen Weise der vornehmen Welt? Ja, so habe ich in Moskau gedacht; ich redete schon dort viel von Ihnen mit Marja Iwanowna und suchte mir eine Vorstellung davon zu machen, wie Sie wohl sein möchten ... Erinnern Sie sich an Marja Iwanowna? Sie sind ja bei ihr gewesen. Als ich hierher fuhr, habe ich im Waggon die ganze Nacht über von Ihnen geträumt. Hier habe ich vor Ihrer Ankunft einen ganzen Monat lang Ihr Porträt im Arbeitszimmer Ihres Vaters betrachtet und dennoch Ihr Wesen nicht erraten. Der Ausdruck Ihres Gesichtes ist kindliche Schalkhaftigkeit und unbegrenzte Treuherzigkeit – das ist's! Darüber habe ich mich die ganze Zeit, seit ich zu Ihnen komme, nicht genug wundern können. Oh, und Sie verstehen es auch, stolz auszusehen und einen mit Ihrem Blicke niederzuschmettern: ich weiß noch, wie Sie mich damals bei Ihrem Vater ansahen, als Sie aus Moskau gekommen waren ... Ich sah Sie damals; aber wenn mich jemand, als ich auf die Straße trat, gefragt hätte, wie Sie aussähen, so hätte ich es nicht sagen können. Nicht einmal Ihre Größe anzugeben wäre ich imstande gewesen. Als ich Sie sah, wurde ich geradezu blind. Ihr Porträt hat mit Ihnen absolut keine Ähnlichkeit: Sie haben keine dunklen Augen, sondern helle, und sie scheinen nur dunkel von den langen Wimpern. Sie haben eine gewisse Körperfülle, Sie sind von mittlerer Statur; aber es ist eine feste, leichte Fülle, die Fülle eines

gesunden, jungen Bauernmädchens. Und auch Ihr Gesicht ist durchaus ländlich, das Gesicht einer Dorfschönen (fühlen Sie sich nicht gekränkt; das ist ja gut so, das ist weit besser), ein rundes, frisches, klares, keckes, lachendes und ... schüchternes Gesicht! Wahrhaftig, ein schüchternes Gesicht. Katerina Nikolajewna Achmakowa soll ein schüchternes Gesicht haben! Und doch ist es schüchtern und keusch, das schwöre ich Ihnen! Mehr als keusch: es ist kindlich! So sieht Ihr Gesicht aus! Ich bin die ganze Zeit über davon überrascht gewesen und habe mich die ganze Zeit über gefragt: ist das wirklich jene Frau? Ich weiß jetzt, daß Sie sehr klug sind; aber anfangs hatte ich gemeint, Sie wären etwas beschränkt. Sie haben einen heiteren Verstand, aber ohne alle Finessen ... Ferner liebe ich es, daß das Lächeln nie von Ihrem Gesichte weicht: das ist mein Entzücken! Ferner liebe ich Ihr ruhiges, stilles Wesen, und daß Sie die Worte glatt, ruhig und beinahe lässig aussprechen, – gerade diese Lässigkeit liebe ich. Ich glaube, wenn eine Brücke unter Ihnen zusammenbräche, so würden Sie auch dann etwas in Ihrer gewandten, maßvollen Art sagen ... Ich hatte Sie mir als den Gipfel des Stolzes und der Leidenschaftlichkeit vorgestellt; und nun haben Sie ganze zwei Monate lang mit mir gesprochen wie ein Student mit einem andern Studenten. Ich hatte mir nie vorgestellt, daß Sie eine solche Stirn hätten; sie ist etwas niedrig wie bei den antiken Statuen, aber weiß und zart wie Marmor unter dem üppigen Haare. Sie haben eine hohe Brust, einen leichten Gang; Sie sind von außerordentlicher Schönheit, und von Stolz ist bei Ihnen nicht die Spur vorhanden. Ich bin ja erst jetzt zu dieser Überzeugung gelangt; ich hatte es immer nicht glauben wollen!"

Sie hatte diese ganze wilde Tirade mit großen, weit-

geöffneten Augen angehört; sie sah, daß ich selbst zitterte. Mehrere Male hatte sie mit einer lieblichen, ängstlichen Gebärde ihre kleine, behandschuhte Hand ein wenig erhoben, um mich zu hemmen, sie aber jedesmal erstaunt und furchtsam wieder sinken lassen. Manchmal hatte sie sich sogar mit dem ganzen Körper schnell zurückgebeugt. Zwei- oder dreimal war das Lächeln auf ihrem Gesichte wieder aufgeleuchtet; einmal war sie sehr rot geworden, aber gegen das Ende hatte sie entschieden Angst bekommen und war erblaßt. Sowie ich innehielt, streckte sie die Hand vor und sagte in bittendem Tone, aber doch fließend und geläufig:

„So darf man nicht sprechen ... so zu sprechen ist nicht erlaubt ..."

Und plötzlich erhob sie sich von ihrem Platze und griff ohne Hast nach ihrem Halstuche und nach ihrem Zobelmuff.

„Sie gehen?" rief ich.

„Ich fürchte mich wirklich vor Ihnen ... Sie mißbrauchen diese Gelegenheit ..." sagte sie in gedehntem Tone, anscheinend bedauernd und vorwurfsvoll.

„Hören Sie mich an; bei Gott, ich werde keine Wand einreißen!"

„Sie haben ja schon angefangen," erwiderte sie; sie konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. „Ich weiß nicht einmal, ob Sie mich werden vorbeigehen lassen."

Sie schien geradezu zu fürchten, ich würde sie nicht hinauslassen.

„Ich werde Ihnen selbst die Tür öffnen; Sie können frei hinausgehen. Aber wissen Sie: ich habe einen gewaltigen Entschluß gefaßt; und wenn Sie mein Herz glücklich machen wollen, so kehren Sie wieder um, setzen Sie sich hin, und hören Sie nur noch wenige Worte von mir!

Aber wenn Sie das nicht wollen, so mögen Sie weggehen, und ich werde Ihnen selbst die Tür öffnen!"

Sie sah mich an und setzte sich wieder auf ihren Platz.

„Mit welcher Entrüstung wäre eine andere weggegangen; aber Sie haben sich wieder hingesetzt!" rief ich entzückt.

„Sie haben sich früher nie erlaubt, so zu mir zu sprechen."

„Ich bin früher immer schüchtern gewesen. Auch als ich jetzt hier hereinkam, wußte ich nicht, was ich sagen sollte. Sie denken, ich sei jetzt nicht schüchtern? Ich bin schüchtern. Aber ich habe plötzlich einen gewaltigen Entschluß gefaßt und fühle, daß ich ihn ausführen werde. Und als ich diesen Entschluß gefaßt hatte, da verlor ich sogleich den Verstand und begann alles dies zu reden ... Hören Sie mich an; was ich sagen wollte, ist dies: bin ich ein Spion, der Sie belauert, oder nicht? Antworten Sie mir – das ist meine Frage!"

Ihr Gesicht wurde von einer dunklen Röte übergossen.

„Antworten Sie noch nicht, Katerina Nikolajewna, sondern hören Sie erst alles, und sagen Sie dann die volle Wahrheit!"

Ich hatte mit einem Mal alle Zäune zerbrochen und stürmte ins Freie hinaus.

## II

„Vor zwei Monaten stand ich hier hinter der Portiere ... Sie wissen es ja ... und Sie sprachen mit Tatjana Pawlowna über einen Brief. Ich kam hervorgestürzt, und außer mir, wie ich war, sagte ich mehr, als ich hätte sagen sollen. Sie verstanden sofort, daß ich etwas wußte ... Sie mußten es notwendig verstehen ... Sie suchten ein wichtiges Schriftstück und waren seinetwegen in Sorge. Warten Sie, Katerina Nikolajewna; beherrschen Sie sich noch, und

sagen Sie noch nichts! Ich erkläre Ihnen, daß Ihr Verdacht begründet war: dieses Schriftstück existiert ... das heißt, es war vorhanden ... ich habe es gesehen; es war ein Brief von Ihnen an Andronikow, nicht wahr?"

„Sie haben diesen Brief gesehen?" fragte sie schnell in sichtlicher Verwirrung und Aufregung. „Wo haben Sie ihn gesehen?"

„Ich habe ihn ... ich habe ihn bei Krafft gesehen ... bei dem, der sich erschossen hat ..."

„Wirklich? So haben Sie den Brief selbst gesehen? Was ist denn aus ihm geworden?"

„Krafft hat ihn zerrissen."

„In Ihrer Gegenwart? Haben Sie es gesehen?"

„Ja, in meiner Gegenwart. Er zerriß ihn wahrscheinlich im Hinblick auf seinen Tod ... Ich wußte ja damals nicht, daß er sich erschießen würde ..."

„Also ist er vernichtet, Gott sei Dank!" sagte sie langsam; sie atmete tief auf und bekreuzte sich.

Ich hatte sie nicht belogen. Das heißt, ich hatte sie insofern belogen, als sich das Schriftstück in meinem Besitz befand und Krafft es niemals gehabt hatte; aber das war nur eine Nebensache, in der Hauptsache hatte ich sie nicht belogen, denn in dem Augenblicke, wo ich log, nahm ich mir fest vor, diesen Brief noch an demselben Abend zu verbrennen. Ich schwöre, wenn ich ihn in diesem Augenblicke in der Tasche gehabt hätte, so hätte ich ihn hervorgezogen und ihr gegeben; aber ich hatte ihn nicht bei mir, er befand sich in meiner Wohnung. Übrigens hätte ich ihn ihr vielleicht doch nicht gegeben; denn ich hätte mich damals sehr geschämt, ihr zu bekennen, daß er sich in meinen Händen befand, und daß ich ihn so lange aufbewahrt und auf etwas gewartet und ihn ihr nicht gegeben hatte. Aber wie dem

auch sei: jedenfalls wollte ich ihn zu Hause verbrennen und hatte also nicht gelogen! Ich kann beschwören, daß ich in diesem Augenblicke ein reines Gewissen hatte.

„Und da es nun so steht," fuhr ich in hochgradiger Erregung fort, „so sagen Sie mir, bitte: haben Sie mich nur deswegen an sich herangezogen und mich bei sich empfangen, weil Sie argwöhnten, ich wisse etwas von diesem Schriftstück? Warten Sie, Katerina Nikolajewna, schweigen Sie noch einen kleinen Augenblick, und lassen Sie mich alles zu Ende sagen: ich habe die ganze Zeit über, während ich bei Ihnen verkehrte, diese ganze Zeit über habe ich geargwöhnt, daß Sie nur deswegen freundlich gegen mich wären, um etwas über diesen Brief von mir herauszulocken, um mich zur Ablegung eines Geständnisses zu bringen ... Warten Sie noch einen Augenblick: ich argwöhnte es, aber ich litt unter diesem Argwohn. Ihre Doppelzüngigkeit war für mich unerträglich; denn ... denn ich hatte in Ihnen das edelste Wesen der Welt gefunden! Ich sage es geradeheraus, ich sage es geradeheraus: ich war Ihr Feind gewesen, aber ich hatte in Ihnen das edelste Wesen der Welt gefunden! Meine ganze Seele war mit einem Schlage besiegt worden. Aber Ihre Doppelzüngigkeit, das heißt, der Verdacht, daß Sie doppelzüngig seien, quälte mich ... Jetzt muß sich alles entscheiden, alles muß sich klären, der richtige Zeitpunkt ist gekommen; aber warten Sie noch ein klein wenig, reden Sie noch nicht; hören Sie erst, wie ich selbst diese ganze Sache ansehe, gerade jetzt, in diesem Augenblick; ich sage geradeheraus: selbst wenn es so war, werde ich Ihnen doch deswegen nicht zürnen ... das heißt, ich wollte sagen, ich werde mich nicht gekränkt fühlen; denn das ist ja so natürlich, ich habe ja Verständnis dafür. Was kann denn daran Unnatürliches und Schlechtes sein?

Sie machten sich Sorge wegen eines Schriftstücks; Sie argwöhnten, daß jemand alles wisse; nun, da war es doch sehr erklärlich, daß Sie wünschten, der Betreffende möchte sich verplappern ... Daran ist nichts Schlechtes, absolut nichts. Ich rede ganz aufrichtig. Aber doch ist es erforderlich, daß Sie mir jetzt etwas darüber sagen ... ein Geständnis ablegen (verzeihen Sie diesen Ausdruck!). Ich muß die Wahrheit erfahren. Das ist aus einem gewissen Grunde notwendig! Also sagen Sie nun: sind Sie nur deswegen freundlich gegen mich gewesen, um etwas über dieses Schriftstück von mir herauszulocken ... Katerina Nikolajewna?"

Ich redete hastig, und meine Stirn glühte. Sie hörte mich ohne die frühere Unruhe an; im Gegenteil drückte ihr Gesicht eine freundliche Empfindung aus; aber sie machte den Eindruck, als sei sie verlegen, als schäme sie sich.

„Ja, deswegen," sagte sie langsam und halblaut. „Verzeihen Sie mir; ich habe unrecht gehandelt," fügte sie auf einmal hinzu und hob die Hände ein wenig gegen mich auf.

Das hatte ich in keiner Weise erwartet. Alles hatte ich erwartet, nur nicht diese beiden Worte; nicht einmal von ihr, die ich doch schon so gut kannte.

„Und Sie sagen zu mir: ‚Ich habe unrecht gehandelt'! So geradezu: ‚Ich habe unrecht gehandelt'!" rief ich.

„Oh, ich fühlte schon lange, daß ich Ihnen unrecht tat ... und bin jetzt sogar froh darüber, daß es zur Aussprache gekommen ist ..."

„Sie haben es schon lange gefühlt? Warum haben Sie es denn nicht schon früher gesagt?"

„Ich wußte nicht recht, wie ich es sagen sollte," versetzte sie lächelnd; „das heißt, ich hätte es wohl gewußt" (sie lächelte wieder), „aber ich schämte mich immer ... denn

ich hatte Sie tatsächlich anfangs nur deswegen an mich herangezogen, wie Sie sich ausdrückten; aber dann wurde mir das bald widerwärtig ... und ich wurde dieser ganzen Verstellung überdrüssig, versichere ich Sie!" fügte sie nicht ohne Bitterkeit hinzu, – „und auch all dieser Mühen und Sorgen!"

„Und warum, warum haben Sie mich damals nicht gefragt, mich ganz offen gefragt? Sie hätten sagen sollen: ‚Du weißt ja von dem Briefe; warum verstellst du dich denn?' Und ich hätte Ihnen sogleich alles gesagt, hätte sogleich ein Geständnis abgelegt!"

„Ja, ich ... ich fürchtete mich ein bißchen vor Ihnen. Ich muß gestehen, ich traute Ihnen ebenfalls nicht. Und die Wahrheit zu sagen: wenn ich List anwandte, so haben Sie es ja doch auch getan," fügte sie lächelnd hinzu.

„Ja, ja, ich war dessen nicht wert, daß Sie offen zu mir gesprochen hätten!" rief ich, tief ergriffen. „Oh, Sie kennen noch nicht die ganze Abgrundtiefe meines Falles!"

„Nun, am Ende gar Abgrundtiefe! Da erkenne ich Ihre Ausdrucksweise wieder," bemerkte sie lächelnd. „Dieser Brief", fügte sie traurig hinzu, „war die traurigste, leichtfertigste Handlung meines ganzen Lebens. Das Bewußtsein dieser Handlung war mir ein steter Vorwurf. Unter der Einwirkung von mancherlei Umständen und Befürchtungen kam ich dazu, an meinem lieben, großherzigen Vater zu zweifeln. Da ich wußte, daß dieser Brief in die Hände schlechter Menschen fallen konnte, und allen Grund hatte, das zu glauben" (sie sagte das mit warmer Empfindung), „so zitterte ich vor Furcht, sie könnten ihn mißbrauchen, ihn meinem Papa zeigen ... und bei seinem Zustande konnte das auf ihn, auf seine Gesundheit, die nachteiligste Wirkung ausüben ... und er hätte aufgehört, mich zu lieben ...

Ja," fügte sie hinzu, indem sie mir offen in die Augen sah; wahrscheinlich hatte sie in der Geschwindigkeit etwas in meinem Blicke wahrgenommen, „ja, ich fürchtete auch für mein eigenes Schicksal; ich fürchtete, er könnte unter dem Einflusse seiner Krankheit mir seine gütigen Zuwendungen entziehen ... Dieses Gefühl wirkte ebenfalls mit; aber ich habe ihm gewiß auch darin unrecht getan: er ist so gut und großherzig, daß er mir gewiß verziehen hätte. Das ist alles, was sich begeben hat. Daß ich mich aber Ihnen gegenüber so verhielt, das war nicht in der Ordnung," schloß sie, und ihre Miene wurde auf einmal wieder verlegen. „Ich schäme mich vor Ihnen."

„Nein, Sie haben keinen Anlaß, sich zu schämen!" rief ich.

„Ich habe in der Tat auf ... auf Ihr heißes Blut gerechnet ... und bekenne das," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen.

„Katerina Nikolajewna! Sagen Sie, wer, wer zwingt Sie, mir laut solche Geständnisse zu machen?" rief ich wie ein Trunkener. „Sie brauchten doch nur aufzustehen und mir in den gewähltesten Ausdrücken und in der feinsten Weise, so klar, wie zweimal zwei vier ist, zu beweisen, daß das zwar geschehen sei, aber nichts zu bedeuten habe, – Sie verstehen: in der Art, wie die Leute in Ihren höheren Kreisen mit der Wahrheit umzugehen verstehen. Ich bin ja ein dummer, weltfremder Mensch; ich hätte Ihnen sogleich geglaubt, ich hätte Ihnen alles geglaubt, was Sie gesagt hätten! Sie hätten ja doch ganz leicht so verfahren können! Sie fürchten sich doch nicht etwa wirklich vor mir? Wie konnten Sie sich freiwillig vor so einem Grünspecht, vor so einem unreifen jungen Menschen so erniedrigen?"

„Darin wenigstens habe ich mich vor Ihnen nicht er-

niedrigt," sagte sie mit besonderer Würde; sie hatte anscheinend nicht recht verstanden, was ich gesagt hatte.

„Oh, im Gegenteil, im Gegenteil! Das ist es ja, was ich sage! ..."

„Ach, das war so schlecht und so leichtfertig von mir!" rief sie und hob die Hand zu ihrem Gesichte hinauf, als ob sie es damit bedecken wollte. „Ich habe mich noch gestern so geschämt, und darum war ich auch so mißmutig, als Sie bei mir waren ... Die ganze Sache ist die," fügte sie hinzu, „daß jetzt meine Verhältnisse sich auf einmal so gestaltet haben, daß ich unbedingt endlich die ganze Wahrheit über den Verbleib dieses unglückseligen Briefes in Erfahrung bringen mußte; sonst hätte ich ihn schon beinahe vergessen gehabt ... denn ich habe Sie keineswegs nur deshalb bei mir empfangen," fügte sie auf einmal hinzu.

Mein Herz erzitterte.

„Natürlich nicht," fuhr sie mit einem feinen Lächeln fort, „natürlich nicht! Ich ... Sie bemerkten vorhin sehr treffend, Arkadi Makarowitsch, daß ich oft mit Ihnen geredet habe wie ein Student mit einem anderen Studenten. Ich versichere Ihnen, daß ich mich in der vornehmen Gesellschaft manchmal sehr langweile; besonders ist das nach meinem Aufenthalte im Auslande und nach all unserm Familienunglück der Fall ... Ich gehe jetzt auch nur selten irgendwohin, und zwar nicht einzig und allein aus Trägheit. Ich habe oft ein großes Verlangen, aufs Land zu fahren. Dort würde ich meine Lieblingsbücher lesen, die ich schon vor langer Zeit beiseite gelegt habe, und zu deren Lektüre ich hier schlechterdings nicht komme. Davon habe ich schon früher einmal mit Ihnen gesprochen. Erinnern Sie sich wohl, Sie lachten darüber, daß ich russische Zeitungen lese, zwei Zeitungen an einem Tage?"

„Ich habe nicht darüber gelacht ...“

„Sie waren ja ebenfalls in lebhafter Erregung über unsere inneren Zustände, und ich habe es Ihnen schon längst gestanden, daß ich eine Russin bin und Rußland liebe. Sie erinnern sich, wir lasen immer zusammen die ‚Fakta‘, wie Sie es nannten“ (sie lächelte). „Sie sind zwar sehr oft ein bißchen ... sonderbar; aber Sie wurden manchmal ganz lebhaft und wußten dann immer ein treffendes Wort zu sagen und interessierten sich gerade für das, was mich interessierte. Wenn Sie sich als Studenten geben, dann sind Sie wirklich nett und originell. Andere Rollen scheinen Ihnen weniger zu liegen,“ fügte sie mit einem reizenden, listigen Lächeln hinzu. „Sie erinnern sich, wir haben manchmal stundenlang nur von Zahlen gesprochen, gerechnet und abgemessen und uns Sorgen darum gemacht, wieviel Schulen es bei uns gibt, und welche Richtung die Volksbildung bei uns nimmt. Wir zählten die Mordtaten und sonstigen Kriminalverbrechen und verglichen sie mit den guten Nachrichten ... wir wollten gern wissen, wohin das alles strebe, und was schließlich aus uns selbst werden würde. Ich habe an Ihnen einen aufrichtigen Menschen gefunden. In der vornehmen Gesellschaft spricht man mit uns Frauen niemals so. In der vorigen Woche knüpfte ich mit dem Fürsten *** ew ein Gespräch über Bismarck an, weil eine auf diesen bezügliche Frage mich sehr interessierte und ich nicht imstande war, allein darüber ins klare zu kommen; aber denken Sie sich, er setzte sich neben mich und begann mir die Sache auseinanderzusetzen, sogar sehr eingehend, aber mit einer ironischen Färbung und mit jener mir unerträglichen Herablassung, mit der die ‚Herren der Schöpfung‘ gewöhnlich mit uns Frauen reden, wenn wir uns um Dinge kümmern, die uns ihrer Meinung nach

nichts angehen ... Und wissen Sie noch, wie Sie und ich einmal über Bismarck beinah ins Zanken gekommen wären? Sie erklärten mir, Sie hätten eine eigene Idee, die ‚weit moralischer' sei als die Bismarcks," sagte sie und lachte plötzlich auf. „Ich bin in meinem Leben nur zwei Männern begegnet, die mit mir ganz ernsthaft geredet haben: das war mein verstorbener Mann, ein sehr, sehr kluger, vornehm denkender Mensch," sagte sie mit starkem Nachdruck, „und dann noch ... Sie wissen selbst, wer der zweite war ..."

„Wersilow!" rief ich. Ich hörte atemlos zu, während sie so sprach.

„Ja, ich hörte ihn sehr gern reden; ich wurde im Verkehr mit ihm zuletzt ganz offenherzig, vielleicht zu offenherzig; aber gerade dann glaubte er mir nicht!"

„Er glaubte Ihnen nicht?"

„Nein, und es hat mir ja überhaupt nie jemand geglaubt."

„Aber Wersilow, Wersilow!"

„Nicht genug, daß er mir nicht glaubte," sagte sie mit niedergeschlagenen Augen und mit einem seltsamen Lächeln; „er meinte auch, in mir steckten ‚alle möglichen Laster'."

„Von denen Sie doch kein einziges besitzen!"

„Doch; auch ich habe welche."

„Wersilow hat Sie nicht geliebt; daher hat er Sie auch nicht verstanden!" rief ich mit blitzenden Augen.

Es zuckte etwas in ihrem Gesichte.

„Lassen Sie diesen Gegenstand, und reden Sie nie wieder zu mir von ... von diesem Menschen," sagte sie erregt und mit großer Heftigkeit. „Aber nun genug; es ist Zeit, daß ich gehe." (Sie stand auf, um fortzugehen.) „Nun, wie

ist's? Verzeihen Sie mir oder nicht?" sagte sie und sah mich dabei mit klarem Blicke an.

„Ich ... Ihnen ... verzeihen! Hören Sie, eine Frage, Katerina Nikolajewna, und werden Sie darüber nicht böse: ist es wahr, daß Sie heiraten werden?"

„Das ist noch ganz unentschieden," antwortete sie verlegen und anscheinend erschrocken.

„Ist er ein guter Mensch? Verzeihen Sie mir diese Frage, verzeihen Sie sie mir!"

„Ja, ein sehr guter Mensch ..."

„Antworten Sie nicht weiter, würdigen Sie mich keiner Antwort mehr! Ich weiß ja, daß solche Fragen von meiner Seite unzulässig sind! Ich wollte nur wissen, ob er Ihrer würdig ist; aber ich werde mich selbst über ihn erkundigen."

„Ach, um Gottes willen nicht!" rief sie erschrocken.

„Also dann werde ich es nicht tun, ich werde es nicht tun. Ich werde es unterlassen ... Nur das will ich Ihnen noch sagen: möge Ihnen Gott jedes Glück geben, jedes Glück, das Sie selbst sich wünschen ... zum Lohn dafür, daß Sie selbst mir jetzt in dieser einen Stunde soviel Glück gespendet haben! Sie haben mir jetzt Ihr Bild für mein ganzes Leben ins Herz geprägt. Ich habe einen Schatz erworben: den Gedanken an Ihre Vollkommenheit. Ich argwöhnte Hinterlist und plumpe Koketterie und fühlte mich in diesem Gedanken unglücklich, weil ich ihn nicht mit Ihrem Bilde vereinigen konnte ... in den letzten Tagen habe ich Tag und Nacht darüber nachgedacht, und nun auf einmal wird alles klar wie der Tag! Als ich hier eintrat, glaubte ich Jesuitismus, Hinterlist, eine spionierende Schlange zu finden; aber ich fand ein ehrenhaftes, prächtiges Wesen, einen Studenten! Sie lachen? Immerhin, immerhin!

Sie sind ja eine Heilige; Sie können nicht über das lachen, was heilig ist'..."

„O nein, ich lache auch nur darüber, daß Sie so schreckliche Ausdrücke gebrauchen ... Was bedeutet denn das ‚eine spionierende Schlange'?" fragte sie lachend.

„Heute entschlüpfte Ihnen ein wertvoller Ausdruck," fuhr ich in meiner Begeisterung fort. „Wie konnten Sie mir nur so ins Gesicht sagen, Sie hätten auf mein heißes Blut gerechnet? Nun, wenn Sie auch eine Heilige sind und dies sogar selbst gestehen, da Sie sich irgendwelche Schuld beimaßen und sich bestrafen wollten (wiewohl übrigens keinerlei Schuld da war; denn wenn auch irgend etwas da gewesen sein sollte, so ist doch alles, was von Ihnen ausgeht, heilig), so konnten Sie es doch vermeiden, gerade dieses Wort, diesen Ausdruck zu gebrauchen!... Eine solche geradezu unnatürliche Offenherzigkeit ist nur ein Beweis für Ihre ideale Keuschheit, für Ihre Achtung vor mir, für Ihr Vertrauen zu mir!" rief ich ohne Zusammenhang. „Oh, erröten Sie nicht, erröten Sie nicht!... Und wer, wer konnte Sie so verleumden und von Ihnen sagen, Sie seien eine Frau mit allerlei Leidenschaften? Oh, verzeihen Sie mir: ich sehe einen Ausdruck der Qual auf Ihrem Gesichte; verzeihen Sie einem unreifen jungen Menschen, der außer sich geraten ist, seine plumpen Worte! Aber kommt es denn jetzt auf Worte und Ausdrücke an? Stehen Sie denn nicht über allen Ausdrücken... Wersilow hat einmal gesagt, Othello habe nicht deswegen Desdemona und dann sich selbst getötet, weil er eifersüchtig gewesen sei, sondern weil man ihm sein Ideal geraubt habe... Ich habe das verstanden, weil auch mir heute mein Ideal wiedergegeben worden ist!"

„Sie loben mich zu sehr; ich verdiene das nicht," sagte sie mit warmer Empfindung. „Erinnern Sie sich wohl noch an das, was ich Ihnen von Ihren Augen gesagt habe?" fügte sie scherzhaft hinzu.

„Daß ich nicht Augen hätte, sondern statt der Augen zwei Mikroskope, und daß ich jede Fliege zu einem Kamel vergrößerte! Nein, hier habe ich nichts vergrößert! ... Wie, Sie gehen fort?"

Sie stand mitten im Zimmer, ihren Muff und ihren Schal in der Hand.

„Nein, ich warte noch, bis Sie fort sind, und gehe erst dann selbst. Ich will noch ein paar Worte für Tatjana Pawlowna aufschreiben."

„Ich gehe sogleich, sogleich; aber noch einmal: mögen Sie glücklich werden, sei es allein oder mit dem, den Sie erwählen; das gebe Gott! Ich aber, ich brauche nur ein Ideal!"

„Lieber, guter Arkadi Makarowitsch, seien Sie überzeugt, daß ich Sie ... Mein Vater sagte von Ihnen immer: ‚ein lieber, guter Junge!' Seien Sie überzeugt, ich werde immer an Ihre Erzählungen von dem armen, bei fremden Leuten lebenden Knaben und von seinen einsamen Träumereien denken ... Ich habe ein volles Verständnis dafür, daß Ihre Seele sich so hat entwickeln müssen ... Aber jetzt, wenn wir auch Studenten sind," fügte sie mit einem bittenden, verschämten Lächeln hinzu, indem sie mir die Hand drückte, „jetzt dürfen wir nicht mehr miteinander wie bisher verkehren, und ... und Sie verstehen das gewiß selbst?"

„Wir dürfen es nicht?"

„Nein, wir dürfen es nicht, für lange Zeit nicht ... das ist nun meine Schuld ... Ich sehe, daß das jetzt ganz

unmöglich ist ... Wir werden uns manchmal bei Papa sehen ..."

„Sie fürchten mein ‚heißes Blut', Sie trauen mir nicht?" wollte ich schon ausrufen; aber ihr Gesicht nahm auf einmal einen solchen Ausdruck der Scham an, daß mir die Worte nicht über die Lippen wollten.

„Sagen Sie," hielt sie mich noch einmal zurück, als ich schon dicht bei der Tür war, „haben Sie selbst gesehen, daß ... jener Brief zerrissen wurde? Besinnen Sie sich genau darauf? Woher wußten Sie damals, daß es eben jener Brief an Andronikow war?"

„Krafft hatte mir den Inhalt erzählt und mir den Brief sogar gezeigt ... Leben Sie wohl! Wenn ich bei Ihnen in Ihrem Zimmer war, so war ich in Ihrer Gegenwart immer schüchtern; wenn Sie aber hinausgegangen waren, so hatte ich die größte Lust, mich hinzuwerfen und die Stelle des Fußbodens zu küssen, wo Ihr Fuß gestanden hatte ..." sagte ich auf einmal unwillkürlich, ohne selbst zu wissen, wie und warum ich es sagte; dann ging ich, ohne sie anzusehen, schnell hinaus.

Ich fuhr nach Hause. Meine Seele war von Entzücken erfüllt; in meinem Kopfe wirbelte alles bunt durcheinander. Als ich zu Mamas Hause kam, erinnerte ich mich plötzlich an Lisas Undankbarkeit gegen Anna Andrejewna und an das harte, ungeheuerliche Urteil, das sie vorhin über diese ausgesprochen hatte, und das Herz tat mir auf einmal um sie alle weh! „Was haben sie doch alle für harte Herzen! Ja, und Lisa, was der nur sein mag?" dachte ich, während ich die Stufen zur Haustür hinaufstieg.

Ich entließ Matwjei mit dem Befehle, mich um neun Uhr von meiner Wohnung abzuholen.

# Fünftes Kapitel

## I

Ich kam erst nach der gewöhnlichen Tischzeit; aber sie hatten auf mich gewartet und sich noch nicht hingesetzt. Es waren sogar, weil ich überhaupt nur selten bei ihnen zu Mittag aß, ein paar Extragerichte hinzugefügt: es gab Sardinen als Vorgericht und mehr dergleichen. Aber zu meiner Verwunderung und Betrübnis fand ich sie alle in sorgenvoller, düsterer Stimmung: Lisa lächelte kaum, als sie mich erblickte, und Mama befand sich offenbar in starker Unruhe; Wersilow lächelte zwar, aber nur gezwungen. „Ob sie sich am Ende gezankt haben?" dachte ich. Indessen ging zu Anfang alles gut: nur runzelte Wersilow über die Suppe mit Mehlklößchen ein wenig die Stirn und schnitt ein recht grimmiges Gesicht, als Srazsy aufgetragen wurde.

„Ich brauche nur zu sagen, daß mein Magen dieses oder jenes Gericht nicht verträgt, dann kommt es gleich am nächsten Tage auf den Tisch," sagte er ärgerlich.

„Aber was soll man denn ersinnen, Andrei Petrowitsch? Neue Gerichte kann man sich doch nicht ausdenken," antwortete Mama schüchtern.

„Deine Mutter ist das vollständige Gegenteil von manchen unserer Zeitungen, bei denen alles, was neu ist, auch als gut gilt," versuchte Wersilow zu scherzen; aber er brachte diese freundlich und humoristisch gemeinte Bemerkung nicht richtig heraus und verängstigte Mama dadurch nur noch mehr, die den Vergleich ihrer eigenen Person mit den Zeitungen natürlich nicht verstand und ratlos von dem einen zum andern blickte.

In diesem Augenblicke trat Tatjana Pawlowna ein; sie

erklärte, sie habe schon zu Mittag gegessen, und setzte sich neben Mama auf das Sofa.

Es war mir immer noch nicht gelungen, die Gunst dieser Dame zu erwerben; ja, sie fiel sogar noch ärger als früher bei jedem Anlaß und bei jeder Gelegenheit über mich her. Gerade in der letzten Zeit war ihre Unzufriedenheit mit mir besonders stark geworden: sie konnte meine stutzerhafte Kleidung nicht ausstehen, und Lisa hatte mir berichtet, sie habe beinahe einen Anfall bekommen, als sie gehört habe, ich hielte mir einen Fiaker. Ich vermied es schließlich nach Möglichkeit, mit ihr zusammenzutreffen. Zwei Monate vorher, nach dem Verzicht auf die Erbschaft, war ich zu ihr gelaufen, um ihr über Wersilows Handlungsweise mein Herz auszuschütten, hatte aber mit meinen Anschauungen bei ihr nicht den geringsten Anklang gefunden; im Gegenteil, sie war sehr aufgebracht gewesen: es mißfiel ihr sehr stark, daß Wersilow alles und nicht nur die Hälfte hingegeben hatte; mir gegenüber bemerkte sie damals in scharfem Tone:

„Ich möchte darauf wetten, du bist davon überzeugt, daß er einzig zu dem Zwecke das Geld hingegeben und den Fürsten zum Duell gefordert hat, um in Arkadi Makarowitschs Meinung zu steigen."

Und wirklich hatte sie es beinah erraten: ich hatte damals in der Tat eine derartige Empfindung.

Sowie sie eintrat, sagte ich mir sofort, daß sie unbedingt auf mich loshacken werde; ich war sogar bis zu einem gewissen Grade davon überzeugt, daß sie eigens zu diesem Zwecke hergekommen war, und deshalb begann ich auf einmal, mich höchst ungeniert zu benehmen; und das kostete mich auch gar keine Mühe, weil ich immer noch von vorher in Freude und Wonne schwamm. Ich bemerke ein für alle=

mal, daß Ungeniertheit mir in meinem ganzen Leben nie gut gestanden hat, das heißt, sie paßt nicht zu meinem Gesichte, sondern hat mir vielmehr immer eine Blamage eingetragen. So geschah es auch diesmal: ich sagte sofort eine Dummheit; ich hatte wahrgenommen, daß Lisa sehr trübsinnig war, und platzte ohne jede böse Absicht, sondern rein aus Leichtsinn, und sogar ohne überhaupt zu bedenken, was ich sagte, mit der Bemerkung heraus:

„Nun esse ich hier nur alle Jubeljahre mal zu Mittag, und da mußt du gerade so ein trübseliges Gesicht aufsetzen, Lisa!"

„Ich habe Kopfschmerzen," antwortete Lisa.

„Ach mein Gott," fiel Tatjana Pawlowna, die Gelegenheit benutzend, sofort ein, „was kommt darauf an, daß sie krank ist? Arkadi Makarowitsch hat geruht zum Mittagessen herzukommen, da muß sie tanzen und vergnügt sein."

„Sie sind wahrhaftig das Unglück meines Lebens, Tatjana Pawlowna; ich werde nie wieder herkommen, wenn Sie hier sind!" Und bei diesen Worten schlug ich in aufrichtigem Ärger mit der flachen Hand auf den Tisch; Mama fuhr zusammen, und Wersilow warf mir einen sonderbaren Blick zu. Ich fing auf einmal an zu lachen und bat alle um Entschuldigung.

„Tatjana Pawlowna, ich nehme den Ausdruck ‚das Unglück meines Lebens' zurück," sagte ich, zu ihr gewendet; die Rolle der Ungezwungenheit spielte ich noch weiter.

„Nein, nein," versetzte sie schroff, „es ist mir weit schmeichelhafter, von dir für dein Unglück gehalten zu werden als für das Gegenteil; das kannst du mir glauben."

„Mein Lieber, man muß es verstehen, die kleinen Unglücksfälle des Lebens zu ertragen," murmelte Wersilow

lächelnd. „Ohne Unglück hat das Leben überhaupt keinen Wert."

„Wissen Sie, Sie sind manchmal ein schrecklicher Reaktionär," rief ich, nervös lachend.

„Mein Freund, das ist gleichgültig."

„Nicht doch, das ist nicht gleichgültig! Warum sagen Sie es einem Esel nicht geradezu, wenn er ein Esel ist?"

„Du wirst das doch nicht von dir selbst sagen! Vor allen Dingen will und kann ich niemanden richten."

„Warum wollen Sie es nicht, warum können Sie es nicht?"

„Sowohl weil ich dazu zu träge bin, als auch weil es mir zuwider ist. Eine kluge Frau hat einmal zu mir gesagt, ich hätte deswegen kein Recht, andere zu richten, weil ich nicht verstände zu leiden; andere richten könne nur, wer sich das Recht dazu durch Leiden verdient habe. Das klingt ein bißchen hochtrabend, ist aber, auf mich angewendet, vielleicht richtig, so daß ich mich diesem Urteile sogar sehr gern unterworfen habe."

„Hat das wirklich Tatjana Pawlowna zu Ihnen gesagt?" rief ich.

„Woher hast du das erfahren?" fragte Wersilow, mich einigermaßen erstaunt ansehend.

„Ich habe es aus Tatjana Pawlownas Gesichte erraten: sie zuckte auf einmal so damit."

Ich hatte es zufällig erraten. Dieser Satz war tatsächlich, wie sich nachher herausstellte, ein Ausspruch, den Tatjana Pawlowna tags zuvor in einem hitzigen Gespräche mit Wersilow getan hatte. Ich wiederhole es: mit meiner frohen Stimmung und mit meiner Redseligkeit setzte ich überhaupt allen sehr zur Unzeit zu: jeder von ihnen hatte seine Sorgen, seine schweren Sorgen.

„Ich verstehe das nicht, weil das alles so abstrakt ist; das ist eine Eigenheit bei Ihnen, Andrei Petrowitsch: Sie sprechen furchtbar gern abstrakt. Das ist eine egoistische Eigenheit: abstrakt sprechen nur Egoisten gern.“

„Diese Bemerkung ist gar nicht so dumm; aber disputiere nicht zu hartnäckig!“

„Nein, erlauben Sie,“ fuhr ich in meiner Redseligkeit fort, „was bedeutet das: ‚sich das Recht zum Richten durch Leiden verdienen‘? Wer ehrenhaft ist, der kann auch Richter sein; das ist meine Meinung.“

„Bei diesem Grundsatze wirst du nicht viele Richter zusammenbringen.“

„Einen weiß ich schon.“

„Wer ist denn das?“

„Er sitzt jetzt hier und spricht mit mir.“

Wersilow lächelte sonderbar, bog sich dicht an mein Ohr, faßte mich bei der Schulter und flüsterte mir zu: „Er belügt dich fortwährend.“

Ich verstehe bis auf den heutigen Tag noch nicht, was er damals meinte; aber offenbar befand er sich in jenem Augenblicke in einer ganz besonderen Unruhe (infolge einer Nachricht, wie ich mir das nachher zurechtlegte). Aber dieser Ausdruck: „Er belügt dich fortwährend“, überraschte mich dermaßen und war in so ernstem, seltsamem, durchaus nicht scherzhaftem Tone gesprochen, daß ein nervöses Zucken durch meinen ganzen Körper lief; ich bekam ordentlich einen Schreck und sah ihn befremdet an; aber Wersilow lachte schnell auf.

„Na, Gott sei Dank!“ sagte Mama, die sich darüber geängstigt hatte, daß er mir etwas ins Ohr flüsterte, „ich hatte schon gedacht ... Du mußt auf uns nicht böse sein,

lieber Arkadi: kluge Leute wirst du auch ohne uns viele um dich haben; aber wer würde dich liebhaben, wenn du uns nicht hättest?"

„Das ist eben das Unmoralische an der verwandtschaftlichen Liebe, Mama, daß sie unverdient ist. Liebe muß man verdienen."

„Bis du sie verdienen wirst, wirst du hier auch umsonst geliebt werden."

Alle fingen auf einmal an zu lachen.

„Na, Mama, Sie wollten vielleicht gar nicht schießen und haben doch ein Rebhuhn getroffen!" rief ich, mitlachend.

„Du hast dir am Ende wirklich eingebildet, du besäßest Eigenschaften, für die du geliebt zu werden verdienst," fuhr Tatjana Pawlowna wieder auf mich los. „Sie lieben dich nicht nur ohne dein Verdienst, sondern sogar mit Überwindung ihres Widerwillens!"

„Ach nein, so ist das doch nicht!" rief ich vergnügt. „Wissen Sie, wer mir heute angedeutet hat, daß er mich liebt?"

„Das hat der Betreffende bloß gesagt, um sich über dich lustig zu machen!" fiel Tatjana Pawlowna boshaft mit ganz überraschender Schnelligkeit ein, gerade als hätte sie nur auf diese Worte von mir gewartet gehabt. „Ja, jeder Mensch mit Anstandsgefühl und besonders jede Frau muß sich schon allein durch deinen seelischen Schmutz abgestoßen fühlen. Du trägst einen modischen Scheitel, feine Wäsche, Anzüge von einem französischen Schneider; das alles ist weiter nichts als Schmutz! Wer bezahlt deine Kleider, wer bezahlt dein Essen, wer gibt dir das Geld zum Roulettespielen? Denk daran, von wem du dich nicht schämst es anzunehmen!"

Mama wurde dabei so rot, daß ich einen solchen Aus-

druck von Scham noch nie auf ihrem Gesichte gesehen hatte. Es gab mir einen Ruck durch den ganzen Leib.

„Wenn ich Geld verschwende, so verschwende ich mein eigenes Geld und bin niemandem Rechenschaft darüber schuldig," sagte ich scharf und errötete über das ganze Gesicht.

„Dein eigenes? Wieso?"

„Wenn es nicht mir gehört, so gehört es Andrei Petrowitsch. Er wird es mir nicht abschlagen ... Ich habe es mir von dem Fürsten a conto seiner Schuld an Andrei Petrowitsch geben lassen ..."

„Mein Freund," sagte Wersilow auf einmal in festem Tone, „ich habe da auch nicht eine Kopeke eigenes Geld."

Das waren schwerwiegende Worte. Ich verstummte und saß starr auf meinem Platze. Oh, natürlich hätte ich bei meiner ganzen damaligen kecken, rücksichtslosen Stimmung mich durch einen „edlen Gefühlsausbruch" oder durch ein geistvolles Bonmot oder sonstwie aus der Klemme ziehen können; aber auf einmal gewahrte ich auf Lisas finsterem Gesichte einen bösen, anklagenden Ausdruck, einen ungerechten, beinahe höhnischen Ausdruck, und da packte mich eine Art von Wut.

„Wie es scheint, mein Fräulein," wandte ich mich plötzlich an sie, „besuchen Sie ja oft Darja Onisimowna in der Wohnung des Fürsten? Möchten Sie da nicht die Güte haben, ihm diese dreihundert Rubel einzuhändigen, um derentwillen Sie mich heute schon so gescholten haben?"

Ich zog das Geld aus der Tasche und reichte es ihr hin. Na, wird man es mir glauben, daß ich diese unwürdigen Worte damals ohne jede böse Absicht sagte, das heißt, ohne damit die geringste Anspielung auf irgend etwas machen zu wollen? Und eine solche Anspielung war ja auch ganz ausgeschlossen, weil ich in diesem Augenblicke absolut

nichts wußte. Vielleicht wollte ich ihr nur einen kleinen, verhältnismäßig recht harmlosen Hieb versetzen, etwa in folgendem Sinne: Wenn Sie, mein Fräulein, sich denn unbedingt in Dinge einmischen müssen, die Sie nichts angehen, möchten Sie dann nicht selbst diesen Fürsten, einen jungen Mann und Petersburger Offizier, besuchen und ihm dieses Geld einhändigen, da Sie einmal solche Lust haben, sich mit den Angelegenheiten junger Männer abzugeben? – Aber wie groß war mein Erstaunen, als Mama plötzlich aufstand, drohend einen Finger vor mir aufhob und mir zurief:

„Untersteh dich nicht! Untersteh dich nicht!"

So etwas hätte ich von ihr nie für möglich gehalten; ich sprang ebenfalls auf, nicht sowohl vor Schreck als vor Betrübnis, wie wenn mein Herz eine schmerzliche Wunde empfangen hätte; denn ich erriet auf einmal, daß sich etwas Tiefernstes begeben haben mußte. Aber Mama verharrte nicht lange in der drohenden Haltung: sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und verließ schnell das Zimmer. Lisa folgte ihr, ohne mir auch nur einen Blick zuzuwerfen. Tatjana Pawlowna sah mich etwa eine halbe Minute lang schweigend an.

„Hast du wirklich einen Skandal anrichten wollen?" rief sie rätselhaft, indem sie mich mit dem höchsten Erstaunen anblickte; dann aber lief sie, ohne eine Antwort abzuwarten, ebenfalls hinter den andern her. Wersilow stand mit zürnender, fast grimmiger Miene vom Tische auf und griff nach seinem Hute in der Ecke.

„Ich nehme an, daß du gar nicht so dumm, sondern nur sehr harmlos bist," sagte er spöttisch. „Wenn sie kommen, so sage ihnen, sie möchten mit der süßen Speise nicht auf mich warten: ich will ein bißchen spazieren gehen."

Ich blieb allein; zuerst kam mir alles sonderbar vor, dann fühlte ich mich beleidigt, und dann gelangte ich zu der deutlichen Einsicht, daß ich mir etwas hatte zuschulden kommen lassen. Übrigens wußte ich nicht, worin meine eigentliche Schuld bestand; aber ich hatte doch so ein Gefühl. Ich saß am Fenster und wartete. Nachdem ich ungefähr zehn Minuten gewartet hatte, nahm ich ebenfalls meinen Hut und ging nach oben in mein früheres Giebelstübchen. Ich wußte, daß sie dort waren, das heißt Mama und Lisa, und daß Tatjana Pawlowna schon weggegangen war. So fand ich sie denn auch beide zusammen auf meinem Sofa, wo sie miteinander flüsterten. Bei meinem Eintritt verstummten sie beide sofort. Zu meiner Verwunderung waren sie nicht böse auf mich; Mama wenigstens lächelte mir zu.

„Ich bitte um Verzeihung, Mama ..." begann ich.

„Nun, nun, es macht nichts," unterbrach sie mich; „habt einander nur lieb und zankt euch niemals; dann wird euch Gott auch Glück geben."

„Er wird mich nie absichtlich kränken, Mama; das kann ich Ihnen versichern!" sagte Lisa im Tone fester Überzeugung und mit warmem Gefühle.

„Wäre nur nicht diese Tatjana Pawlowna dagewesen, dann wäre nichts passiert!" rief ich. „So ein garstiges Frauenzimmer!"

„Sehen Sie wohl, Mama! Hören Sie wohl!" sagte Lisa und wies mit dem Finger auf mich.

„Ich will euch beiden etwas sagen," erklärte ich emphatisch: „wenn es auf der Welt etwas Garstiges gibt, so bin nur ich garstig, und alles übrige ist entzückend."

„Lieber Arkadi, sei nicht so aufgebracht; aber wenn du nur wirklich aufhören wolltest ..."

„Sie meinen: zu spielen, zu spielen? Ich werde aufhören, Mama: heute will ich zum letztenmal hingehen, besonders da Andrei Petrowitsch selbst laut erklärt hat, daß ihm da keine Kopeke gehöre. Sie glauben gar nicht, wie ich mich schäme ... Ich muß mich übrigens mit ihm aussprechen ... Mama, liebe Mama, das vorige Mal habe ich hier ... etwas Häßliches gesagt ... Mamachen, ich habe Unsinn geredet: ich habe den aufrichtigen Wunsch, zu glauben; ich habe nur renommiert, ich liebe Christus sehr ..."

Wir hatten das vorige Mal wirklich ein Gespräch dieses Inhaltes geführt; Mama war sehr betrübt und erregt gewesen. Als sie mich jetzt so reden hörte, lächelte sie mir zu wie einem kleinen Kinde:

„Christus verzeiht alles, lieber Arkadi, auch deine Lästerung verzeiht er; und er verzeiht auch Leuten, die schlechter sind als du. Christus ist unser Vater; Christus bedarf nichts und wird sogar in der tiefsten Finsternis hell strahlen ..."

Ich sagte ihnen Lebewohl und ging hinaus, indem ich über die Möglichkeit nachdachte, heute noch mit Wersilow zusammenzukommen; ich hatte den dringenden Wunsch, mit ihm zu sprechen, und vorher war es nicht möglich gewesen. Ich vermutete stark, daß er in meiner Wohnung auf mich wartete! Ich ging zu Fuß hin: nach der warmen Witterung war ein leichter Frost eingetreten, und es ging sich sehr angenehm.

## II

Ich wohnte in der Nähe der Wosnesenski-Brücke in einem Miethause von gewaltiger Größe, in einer Hofwohnung. Als ich gerade ins Tor treten wollte, stieß ich

mit Wersilow zusammen, der von meiner Wohnung herkam.

„Nach meiner Gewohnheit“, sagte er, „bin ich auf dem Spaziergange nach deiner Wohnung herangegangen und habe sogar bei Peter Ippolitowitsch eine Weile auf dich gewartet; aber es wurde mir zu langweilig. Die Leute zanken sich da fortwährend, und heute hat die Frau sich sogar ins Bett gelegt und weint. Ich habe es eine Zeitlang mit angesehen und bin dann weggegangen.“

Ich wurde aus nicht ganz klarem Grunde ärgerlich.

„Ich bin offenbar der einzige Mensch, zu dem Sie hingehen, und außer mir und Peter Ippolitowitsch scheinen Sie in ganz Petersburg niemanden zu kennen?“

„Mein Freund ... das ist ja ganz gleichgültig.“

„Wohin wollen Sie denn jetzt?“

„Zu dir möchte ich nicht noch einmal umkehren. Wenn du magst, so laß uns zusammen spazieren gehen; es ist ein herrlicher Abend.“

„Wenn Sie, statt mir abstrakte Erörterungen vorzutragen, in einfacher, natürlicher Weise mit mir gesprochen hätten und mir zum Beispiel nur wegen dieses verdammten Spieles eine kleine Warnung hätten zukommen lassen, so hätte ich mich vielleicht nicht wie ein Narr da hineinziehen lassen,“ sagte ich plötzlich.

„Du bereust es? Das ist gut,“ erwiderte er langsam, den Mund kaum öffnend. „Ich habe mir immer schon gedacht, daß das Spiel bei dir nicht eine festsitzende Leidenschaft, sondern nur so eine zeitweilige Verirrung ist ... Du hast recht, mein Freund: das Spiel ist ein Laster, und außerdem kann man sich da zugrunde richten.“

„Und fremdes Geld verspielen.“

„Hast du denn auch fremdes Geld verspielt?“

„Ihr Geld habe ich verspielt. Ich ließ mir von dem Fürsten Geld auf Ihr Konto geben. Allerdings war das eine schreckliche Absurdität und Dummheit von meiner Seite, Ihr Geld für das meinige zu halten; aber ich beabsichtigte, es alles wiederzugewinnen."

„Ich möchte dir noch einmal bemerken, mein Lieber, daß mir da kein Geld gehört. Ich weiß, daß sich dieser junge Mensch selbst in der Klemme befindet, und ich rechne trotz seiner Versprechungen nicht darauf, etwas von ihm zu erhalten."

„Wenn es sich so verhält, befinde ich mich in doppelt schlimmer Lage ... in einer lächerlichen Lage. Welchen Anlaß hat er unter solchen Umständen, mir Geld zu geben, und ich, welches von ihm anzunehmen?"

„Das ist nun deine eigene Sache ... Aber hast du wirklich auch nicht den allergeringsten Anlaß, Geld von ihm zu nehmen, wie?"

„Außer unserer Freundschaft ..."

„Ja, außer eurer Freundschaft? Gibt es nicht irgendwelche Tatsache, auf Grund deren es dir möglich erscheinen kann, von ihm Geld anzunehmen, wie? Etwa infolge irgendwelcher Erwägungen?"

„Infolge von was für Erwägungen? Ich verstehe Sie nicht."

„Um so besser, wenn du mich nicht verstehst, und ich muß gestehen, mein Freund, ich war davon überzeugt. Brisons là, mon cher, und gib dir Mühe, das Spiel aufzugeben!"

„Wenn Sie mir das doch früher gesagt hätten! Und auch jetzt sagen Sie es nur so lässig und obenhin."

„Wenn ich es dir früher gesagt hätte, so hätten wir uns nur miteinander überworfen, und du hättest mich nicht so

gern abends zu dir kommen lassen. Und wisse, mein Lieber, daß all solche frühzeitigen Ratschläge zur Rettung weiter nichts sind als ein Eindringen in ein fremdes Gewissen auf fremde Kosten. Ich habe mich oft genug in das Gewissen anderer Leute eingedrängt, und das Ende vom Liede war immer, daß ich Nasenstüber und Spott und Hohn erntete. Aus den Nasenstübern und dem Spott und Hohn mache ich mir allerdings nichts; aber die Hauptsache ist, daß man auf diese Weise absolut nichts erreicht: niemand hört auf einen, und wenn man noch so eindringlich redet . . . und alle können einen bald nicht mehr leiden."

„Ich freue mich, daß Sie endlich einmal mit mir von etwas anderem reden als von abstrakten Dingen. Da ist noch etwas, wonach ich Sie fragen möchte; ich wollte es schon lange, habe es aber, wenn ich mit Ihnen zusammen war, nie fertig gebracht. Gut, daß wir auf der Straße sind. Erinnern Sie sich wohl noch, wie wir an jenem Abend, an dem letzten Abend, vor zwei Monaten, in Ihrer Wohnung in meinem ‚Sarge' beide zusammen saßen und ich Sie nach Mama und Makar Iwanowitsch befragte, – erinnern Sie sich wohl noch, wie ungeniert ich damals mit Ihnen redete? Wie konnten Sie es dulden, daß so ein Grünschnabel von Sohn in solchen Ausdrücken von seiner Mutter sprach? Und was taten Sie? Sie äußerten mit keinem Worte Ihre Mißbilligung, sondern redeten vielmehr selbst sehr zwanglos und veranlaßten mich dadurch zu noch ungenierterer Ausdrucksweise."

„Mein Freund, es ist mir sehr angenehm, dich solche Gefühle aussprechen zu hören . . . Ja, ich erinnere mich sehr wohl daran; ich wartete damals tatsächlich darauf, eine Röte auf deinem Gesichte erscheinen zu sehen, und

wenn ich selbst dich in deinem Tone noch bestärkte, so hatte ich dabei vielleicht gerade die Absicht, dich bis an die Grenze zu führen ..."

„Und Sie haben mich nur noch mehr in die Irre geführt und den reinen Quell in meiner Seele noch mehr getrübt! Ja, ich bin von einer kläglichen Unreife und weiß manchmal selbst nicht, was schlecht und was gut ist. Hätten Sie mir damals auch nur ein ganz kleines Stückchen des richtigen Weges gezeigt, dann hätte ich das übrige schon erraten und wäre sogleich wieder auf die richtige Bahn gekommen. Aber Sie haben mich damals nur ärgerlich gemacht."

„Cher enfant, ich habe immer ein Vorgefühl gehabt, daß du und ich uns auf die eine oder andere Weise einmal in unseren Anschauungen zusammenfinden würden: diese Röte ist dir doch jetzt ganz von selbst, ohne irgendwelche Belehrung von meiner Seite, ins Gesicht gestiegen, und ich kann dir versichern, das ist für dich selbst das Beste ... Ich habe wahrgenommen, mein Lieber, daß du in der letzten Zeit sehr gewonnen hast ... ob das wirklich von dem Umgange mit diesem Menschen, dem Fürsten, herkommt?"

„Loben Sie mich nicht; ich kann das nicht leiden. Lassen Sie mich nicht im Herzen den peinlichen Verdacht hegen, daß Sie mich zum Schaden der Wahrheit aus Jesuitismus loben, um sich meine Zuneigung zu erhalten. Aber in der letzten Zeit ... sehen Sie ... habe ich mit Damen verkehrt. Ich bin sehr gut aufgenommen worden, zum Beispiel von Anna Andrejewna; wissen Sie das?"

„Ich habe es von ihr selbst gehört, mein Freund. Ja, sie ist ein sehr liebes, kluges Mädchen. Mais brisons là, mon cher. Mir ist heute ganz besonders schlecht zumute;

ob es Hypochondrie ist? Ich führe es auf die Hämorrhoiden zurück. Wie steht es denn zu Hause? So einigermaßen? Du hast dich mit ihnen natürlich ausgesöhnt, und ihr habt euch umarmt? Cela va sans dire. Ich werde manchmal geradezu traurig, wenn ich zu ihnen zurückkehre, selbst wenn der Spaziergang unerfreulich gewesen ist. Wahrhaftig, mitunter mache ich im Regen einen unnötigen Umweg, um nur möglichst spät in dieses Heim zurückzukommen ... Und die Langweiligkeit, die Langweiligkeit, o Gott!"

„Mama ..."

„Deine Mutter ist das vortrefflichste, beste Wesen von der Welt, mais ... Kurz, ich bin ihrer und Lisas wohl nicht wert. Apropos, was ist denn heute eigentlich bei ihnen los? In den letzten Tagen sind die Frauenspersonen da alle so eigentümlich gewesen ... Weißt du, ich gebe mir immer Mühe, dergleichen zu ignorieren; aber heute muß da bei ihnen doch etwas passiert sein ... Du hast nichts bemerkt?"

„Ich weiß absolut von nichts, und ich hätte überhaupt nichts bemerkt, wenn nicht diese verdammte Tatjana Pawlowna dazugekommen wäre, die sich immer mit mir herumbeißen muß. Aber Sie haben recht: da muß etwas passiert sein. Ich habe Lisa heute bei Anna Andrejewna getroffen; sie war auch dort schon so seltsam ... ich war ganz erstaunt über sie. Sie wissen wohl, daß sie mit Anna Andrejewna verkehrt?"

„Ja, ich weiß es, mein Freund. Aber ... wann bist du denn heute bei Anna Andrejewna gewesen, ich meine, um welche Stunde genauer? Ich möchte das um einer Feststellung willen wissen."

„Von zwei bis drei. Und denken Sie sich, als ich wegging, kam der Fürst ..."

Und nun erzählte ich ihm meinen Besuch mit der größten Ausführlichkeit. Er hörte alles schweigend an; über die Möglichkeit einer Bewerbung des Fürsten um Anna Andrejewnas Hand äußerte er kein Wort; auf meine begeisterten Lobreden über Anna Andrejewna murmelte er wieder, sie sei ein liebes Mädchen.

„Ich habe sie heute in großes Erstaunen versetzt durch die Mitteilung einer ganz frischgebackenen Neuigkeit, die in der vornehmen Welt zirkuliert: daß Katerina Nikolajewna Achmakowa den Baron Bjoring heiraten wird," sagte ich plötzlich, als wäre in meinem Innern auf einmal eine Schleuse aufgegangen.

„Ja? Kannst du dir das vorstellen, sie hat mir diese selbe ‚Neuigkeit' heute schon erzählt, vor zwölf Uhr, also erheblich früher, als du sie damit in Erstaunen versetzt hast."

„Was Sie sagen!" rief ich und blieb verwundert auf dem Fleck stehen. „Aber woher konnte sie es erfahren haben? Jedoch, was rede ich? Selbstverständlich konnte sie es früher erfahren haben als ich; aber denken Sie nur: sie hörte es von mir an, als sei es ihr eine vollständige Neuigkeit! Indessen . . . indessen, was will ich denn? Es lebe die Toleranz! Man muß in toleranter Weise alle Charaktere gelten lassen, nicht wahr? Ich zum Beispiel hätte alles sogleich weitererzählt; sie aber verwahrt es wie in einer Schnupftabaksdose . . . Aber wenn auch, wenn auch, sie ist dennoch ein allerliebstes Wesen und ein vortrefflicher Charakter!"

„Oh, ohne Zweifel, ein jeder Mensch in seiner Art! Und was das Originellste ist, diese vortrefflichen Charaktere verstehen es manchmal, einen ganz außerordentlich zu befremden; stelle dir das vor: Anna Andrejewna verblüffte

mich heute mit der Frage, ob ich Katerina Nikolajewna Achmakowa liebe."

„Was für eine wunderliche, unglaubliche Frage!" rief ich, wieder wie vor den Kopf geschlagen. Es wurde mir sogar trübe vor den Augen. Noch niemals hatte ich mit ihm von diesem Thema zu reden angefangen, und nun tat er es von selbst . . .

„Welchen Grund gab sie denn für ihre Frage an?"

„Gar keinen, mein Freund, schlechterdings gar keinen; die Schnupftabaksdose wurde sogleich wieder geschlossen, noch dichter als vorher; und achte vor allen Dingen darauf: ein solches Gespräch mit mir habe ich immer für völlig ausgeschlossen angesehen, und sie ebenfalls . . . Übrigens sagst du ja selbst, daß du sie kennst, und kannst daher beurteilen, wie ihr eine derartige Frage steht . . . oder weißt du etwas darüber?"

„Ich bin darüber ebenso verblüfft wie Sie. Es war wohl eine wunderliche Neugier, vielleicht ein Scherz?"

„Oh, im Gegenteil, es war die ernsthafteste Frage, die man sich nur denken kann, und eigentlich nicht eine Frage, sondern beinahe sozusagen ein Verhör, und augenscheinlich aus ganz besonderen, bestimmten Ursachen. Besuchst du sie bald wieder? Könntest du nicht etwas darüber in Erfahrung bringen? Ich möchte dich sogar darum bitten, siehst du . . ."

„Aber vor allen Dingen: wie kann sie es überhaupt für möglich halten, daß Sie Katerina Nikolajewna lieben! Verzeihen Sie, ich bin immer noch ganz starr vor Staunen. Nie, nie habe ich es mir erlaubt, mit Ihnen über dieses oder ein ähnliches Thema zu reden . . ."

„Daran hast du sehr verständig gehandelt, mein Lieber."

„Ihre früheren Intrigen und Ihre früheren Beziehungen

sind natürlich für uns beide kein passendes Gesprächsthema, und es wäre meinerseits sogar dumm, wenn ich davon anfinge; aber gerade in der letzten Zeit, in den letzten Tagen, habe ich mehrmals im stillen für mich ausgerufen: wie hätten sich die Dinge gestaltet, wenn Sie diese Frau jemals geliebt hätten, auch nur einen Augenblick lang? Oh, dann hätten Sie nie in bezug auf sie, in Ihrem Urteile über sie den schrecklichen Irrtum begangen, den Sie nachher wirklich begangen haben! Was das Resultat dieses Irrtums gewesen ist, das weiß ich: ich weiß von Ihrer beiderseitigen Feindschaft und von Ihrem beiderseitigen sozusagen Abscheu gegeneinander; davon habe ich gehört, sehr viel gehört, schon in Moskau; aber dabei springt einem doch vor allem gerade die Tatsache der heftigen Abneigung, der erbitterten Feindschaft, also des geraden Gegenteiles von Liebe in die Augen, und nun richtet Anna Andrejewna auf einmal an Sie die Frage: ‚Lieben Sie sie?‘ Ist sie wirklich so schlecht unterrichtet? Ganz seltsam! Sie hat einen Scherz gemacht, ich versichere Sie, sie hat einen Scherz gemacht!"

„Aber ich finde, mein Lieber," erwiderte Wersilow, und in seiner Stimme wurde ein gefühlvoller, warmer, zu Herzen gehender Klang vernehmbar, was bei ihm nur sehr selten vorkam, „ich finde, daß auch du selbst bei diesem Gegenstande sehr lebhaft wirst. Du sagtest soeben, daß du mit Damen verkehrst ... es ist mir natürlich peinlich, dich ‚über dieses Thema‘, wie du dich ausdrücktest, auszufragen... Aber steht vielleicht auch diese Frau auf der Liste deiner neuen Freundinnen?"

„Diese Frau," die Stimme fing mir plötzlich an zu zittern, „hören Sie, Andrei Petrowitsch, hören Sie: diese Frau ist das, was Sie heute beim Fürsten vom lebendigen

Leben sagten, erinnern Sie sich? Sie sagten, dieses lebendige Leben sei etwas so Schlichtes und Einfaches und sehe einen so gerade und offen an, daß man eben wegen dieser Geradheit und Offenheit gar nicht glauben könne, daß es eben jener Schatz sei, den wir unser ganzes Leben lang mit solcher Mühe suchen ... Und nun sehen Sie: Sie, der Sie eine solche Anschauung haben, sind einer idealen Frauengestalt begegnet und haben in diesem Ideal von Vollkommenheit ‚alle möglichen Laster‘ zu finden geglaubt! Unerhört!"

Der Leser kann daraus ersehen, in welcher Ekstase ich mich befand.

„‚Alle möglichen Laster!‘ Holla, diesen Ausdruck kenne ich!" rief Wersilow; „und wenn es schon so weit gekommen ist, daß man dir von diesem Ausdruck Mitteilung gemacht hat, kann man dir dann nicht schon zu etwas gratulieren? Das bekundet eine solche Intimität zwischen euch, daß man dich vielleicht sogar wegen einer Diskretion und Verschwiegenheit loben muß, deren nur wenige Männer fähig sind ..."

Seine Stimme hatte einen so liebenswürdigen, herzlichen, lachenden Klang ... auch in seinen Worten lag etwas freundlich Aufmunterndes, und ebenso in seinem hellen Gesichte, soweit ich das in der Dunkelheit erkennen konnte. Er war erstaunlich lebhaft geworden. Ich strahlte unwillkürlich nur so vor Freude.

„Diskretion, Verschwiegenheit! O nein, nein!" rief ich errötend und drückte gleichzeitig seine Hand, die ich, ohne mir dessen bewußt zu werden, ergriffen hatte und ebenso unbewußt in der meinigen behielt. „Nein, davon ist nicht die Rede! ... Kurz, mir ist zu nichts zu gratulieren, und es kann sich da auch niemals, niemals etwas begeben,"

sagte ich, mühsam Atem holend; ich flog gleichsam durch die Luft und flog so gern durch die Luft, und es war mir ein so angenehmes Gefühl. „Wissen Sie ... na, mag es denn einmal sein, nur dieses eine kleine Mal! Sehen Sie, mein lieber, prächtiger Papa (Sie erlauben doch, daß ich Sie Papa nenne), über seine Beziehungen zu einer Frau, auch wenn sie von reinster Art sind, kann ein Sohn nicht mit seinem Vater, ja überhaupt niemand mit einem Dritten sprechen! Die Pflicht zu schweigen ist sogar um so heiliger, je reiner diese Beziehungen sind! Eine Verletzung dieser Pflicht wäre eine Schändlichkeit, eine Gemeinheit; kurz, ein Vertrauter ist da unmöglich! Aber wenn überhaupt nichts vorliegt, absolut nichts, dann darf man doch davon reden, nicht wahr?"

„Soviel das Herz will."

„Eine unbescheidene, sehr unbescheidene Frage: Sie haben ja doch in Ihrem Leben Frauen kennen gelernt und Verhältnisse mit ihnen gehabt? ... Ich rede nur im allgemeinen, ganz im allgemeinen, nicht von irgendwelchem besonderen Falle!" sagte ich errötend; ich konnte vor Entzücken kaum die Worte deutlich aussprechen.

„Nehmen wir an, daß solche Sünden vorgekommen sind."

„Nun, dann hören Sie einmal folgenden Fall, und erklären Sie ihn mir auf Grund Ihrer größeren Erfahrung. Eine Dame sagt zu Ihnen beim Abschiede, so ganz von ungefähr, und indem sie zur Seite blickt: ‚Morgen um drei Uhr werde ich da und da sein' ... na, meinetwegen bei Tatjana Pawlowna," entfuhr es mir, und ich flog nun wieder vollständig durch die Luft. Das Herz klopfte mir heftig und wollte stehen bleiben; ich machte sogar im Reden eine Pause; ich konnte nicht weiterreden. Er hörte

gespannt zu. „Am andern Tage begebe ich mich zu Tatjana Pawlowna und überlege beim Eintritt in das Haus: wenn mir die Köchin aufmacht (Sie kennen doch ihre Köchin?), dann werde ich sofort fragen, ob Tatjana Pawlowna zu Hause ist. Und wenn die Köchin antwortet, Tatjana Pawlowna sei nicht zu Hause und es sitze schon eine Dame drinnen und warte auf sie, – was muß ich dann daraus schließen, sagen Sie mir das, wenn Sie ... kurz, wenn Sie ..."

„Ganz einfach, daß man dich zu einem Rendezvous bestellt hat. Aber hat es denn stattgefunden? Heute stattgefunden? Ja?"

„O nein, nein, nein, es war nichts, nichts! Es hat stattgefunden, aber es war von anderer Art; ein Rendezvous, aber nicht zu solchem Zweck, und das sage ich gleich im voraus, um nicht ein Schuft zu sein: es hat stattgefunden, aber ..."

„Mein Freund, das alles beginnt so interessant zu werden, daß ich vorschlagen möchte ..."

„Ich habe selbst früher jedem Bittenden einen Zehner oder Fünfundzwanziger gegeben! Zu einem Schnäpschen! Geben Sie mir nur ein paar Kopeken; ein Leutnant bittet inständig, ein Leutnant außer Dienst!" Mit diesen Worten trat uns plötzlich die große Gestalt eines Bettlers, vielleicht wirklich eines früheren Leutnants, in den Weg. Das Merkwürdigste war, daß er für sein Gewerbe sogar recht gut gekleidet war und doch die Hand hinhielt.

## III

Dieses wertlose Geschichtchen von dem unbedeutenden Leutnant will ich absichtlich nicht übergehen, da ich mir den ganzen Wersilow jetzt nicht anders ins Gedächtnis

zurückrufen kann als mitsamt allen, auch den geringfügigsten Einzelheiten jener für mich so verhängnisvollen Stunde. Ja, es war eine verhängnisvolle Stunde; aber ich wußte es nicht!

„Wenn Sie nicht machen, daß Sie fortkommen, mein Herr, werde ich sofort die Polizei rufen," sagte Wersilow auffallend laut, indem er vor dem Leutnant stehen blieb. Ich hätte nie gedacht, daß ein solcher Philosoph so zornig werden könne, und noch dazu aus so unwichtigem Anlaß. Und dabei ist noch zu beachten, daß wir unser Gespräch gerade an der für ihn interessantesten Stelle (wie er selbst erklärt hatte) unterbrachen.

„Also haben Sie wirklich nicht einmal einen Fünfer?" schrie der Leutnant frech und schwenkte dabei den Arm. „Keine Kanaille hat ja heutzutage mehr einen Fünfer! Schurken! Halunken! So einer geht selbst im Biberpelz, aber aus einem Fünfer macht er eine Staatsfrage!"

„Schutzmann!" rief Wersilow.

Aber er hätte gar nicht zu schreien brauchen: ein Schutzmann stand gerade an der Ecke und hörte selbst, wie der Leutnant räsonierte.

„Ich ersuche Sie, mein Zeuge für die mir angetane Beleidigung zu sein, und Sie ersuche ich, sich mit auf die Wache zu bemühen," sagte Wersilow.

„Ach was, mir ganz egal; beweisen können Sie gar nichts! Und besonders keinen Verstand!"

„Lassen Sie ihn nicht davongehen, Schutzmann, und kommen Sie mit uns mit!" sagte Wersilow in energischem Tone.

„Wollen wir denn wirklich nach der Wache gehen? Hol den Kerl der Teufel!" flüsterte ich ihm zu.

„Unbedingt wollen wir hingehen, mein Lieber. Diese

Unverschämtheit auf unseren Straßen wird einem schließlich denn doch zu bunt, und wenn jeder seine Pflicht täte, so wäre das für alle ein Segen. C'est comique, mais c'est ce que nous ferons."

Während der ersten hundert Schritte benahm sich der Leutnant sehr aufgeregt, spielte den Mutigen und renommierte; er behauptete, das sei unzulässig, wegen eines Fünfers usw. usw. Aber schließlich fing er an, dem Schutzmann etwas zuzuflüstern. Der Schutzmann, ein vernünftiger Mensch und offenbar ein Feind häßlicher Straßenszenen, schien auf seiner Seite zu sein, aber doch nur in gewissem Sinne. Auf seine Fragen antwortete er ihm halblaut, jetzt ginge es nicht mehr, jetzt sei die Sache anhängig gemacht; „wenn Sie aber vielleicht um Entschuldigung bitten wollten und der Herr sich bereit finden ließe, die Entschuldigung anzunehmen, dann könnte man wohl ..."

„Na, hö-ören Sie mal, verehrter Herr, wo gehen wir denn hin? Ich frage Sie: wohin lenken wir unsere Schritte, und was ist für ein Witz dabei?" schrie der Leutnant laut. „Wenn ein unglücklicher Mensch in seinem Mißgeschicke bereit ist, um Entschuldigung zu bitten ... wenn Sie schließlich verlangen, daß er sich demütigt ... Hol's der Teufel, wir sind hier doch in keinem Salon, sondern auf der Straße! Für die Straße ist diese Entschuldigung ausreichend! ..."

Wersilow blieb stehen und brach plötzlich in ein Gelächter aus; ich dachte schon beinahe, er hätte diese ganze Geschichte nur spaßeshalber in Szene gesetzt, aber dem war nicht so.

„Ich nehme Ihre Bitte um Entschuldigung gern an, Herr Leutnant, und bestätige Ihnen, daß Sie ein Mann von hohen Fähigkeiten sind. Handeln Sie so nur auch im

Salon (bald wird ein solches Verhalten ja auch für den Salon vollkommen genügen); einstweilen aber nehmen Sie hier diese beiden Zwanziger, trinken Sie dafür einen Schnaps, und essen Sie etwas dazu! Entschuldigen Sie die Belästigung, Schutzmann; ich würde mich gern auch Ihnen für Ihre Mühe erkenntlich zeigen, aber die Schutzmänner haben jetzt ein so vornehmes Wesen ... Mein Lieber," wandte er sich an mich, „hier ist ein kleines Restaurant, in Wirklichkeit eine schauderhafte Höhle; aber man kann dort Tee trinken, und ich möchte dir den Vorschlag machen ... da ist es schon gleich, komm nur!"

Ich wiederhole: ich hatte ihn noch nie in solcher Erregung gesehen, obwohl sein Gesicht heiter aussah und geradezu strahlte; aber ich bemerkte, daß, als er die beiden Zwanziger aus dem Portemonnaie herausnehmen wollte, um sie dem Leutnant zu geben, ihm die Hände zitterten und die Finger ihm absolut nicht gehorchen wollten, so daß er schließlich mich bat, das Geld herauszunehmen und dem Leutnant zu geben; ich kann das nicht vergessen.

Er führte mich in ein kleines Kellerlokal am Kanal. Gäste waren nur wenige da. Ein verstimmtes, heiseres kleines Orchestrion spielte; es roch nach fettigen Servietten; wir setzten uns in eine Ecke.

„Du weißt es vielleicht nicht? Aus Langerweile ... aus schrecklicher seelischer Langerweile ... gehe ich manchmal gern in allerlei solche Höhlen. Diese ganze Einrichtung, diese holprige Arie aus der Lucia, diese Kellner in ihren unanständig unsauberen russischen Kostümen, dieser Tabaksqualm, dieses aus dem Billardzimmer hereintönende Geschrei, alles das ist so gemein und prosaisch, daß es nahezu phantastisch wird. Na also, wie steht es, mein Lieber? Dieser Marsjünger hat uns ja wohl gerade beim

interessantesten Punkte unseres Gespräches unterbrochen ..: Aber da ist ja auch der Tee; ich liebe den Tee hier ... Denk dir nur, Peter Ippolitowitsch behauptete vorhin seinem andern, dem pockennarbigen, Chambregarnisten gegenüber, es sei im vorigen Jahrhundert im englischen Parlamente eigens eine Kommission von Juristen eingesetzt worden, um den ganzen Prozeß Christi vor dem Hohenpriester und Pilatus zu revidieren, einzig und allein, um festzustellen, wie die Sache nach unseren Gesetzen abgelaufen wäre; alles sei in feierlichster Form, mit Advokaten, Staatsanwälten usw., durchgeführt worden ... na, und die Geschworenen hätten sich genötigt gesehen, ein verurteilendes Verdikt zu fällen ... Eine verwunderliche Geschichte! Der dumme Kerl, der Chambregarnist, bestritt die Sache, erboste sich, überwarf sich mit seinem Wirte und erklärte, er werde morgen ausziehen. Die Wirtin fing an zu weinen, weil sie dadurch ihre Einnahme verlöre ... Mais passons! In diesen kleinen Restaurants werden manchmal Nachtigallen gehalten. Kennst du die alte Moskauer Anekdote à la Peter Ippolitowitsch? In einem Moskauer Restaurant singt eine Nachtigall; es kommt ein Kaufmann herein, so einer mit dem Grundsatz: ‚Was mir Spaß macht, darf mir niemand verwehren.' Er fragt: ‚Was kostet die Nachtigall?' – ‚Hundert Rubel.' – ‚Braten und auftragen!' Sie wurde gebraten und aufgetragen. Schneide mir für zehn Kopeken ab!' Ich habe diese Geschichte einmal deinem Wirte Peter Ippolitowitsch erzählt; aber er glaubte sie nicht und war sogar entrüstet darüber."

Er erzählte noch vieles. Ich führe diese Bruchstücke nur als Proben an. Er unterbrach mich fortwährend, sowie ich nur den Mund öffnete, um meine Erzählung zu beginnen,

und fing irgendwelches wunderliches, gar nicht dahingehöriges Zeug zu reden an; er redete lebhaft und vergnügt, lachte Gott weiß worüber und kicherte sogar, was ich an ihm noch nie gesehen hatte. Er trank ein Glas Tee in einem Zuge aus und goß sich ein neues ein. Jetzt ist mir das verständlich: er glich damals einem Menschen, der einen wertvollen, interessanten, lange erwarteten Brief erhalten hat und nun vor sich hinlegt und absichtlich nicht öffnet, sondern vielmehr lange in den Händen hin und her dreht, das Kuvert und das Siegel betrachtet, ins Nebenzimmer geht, um etwas zu besorgen, kurz, den interessanten Augenblick hinausschiebt, weil er weiß, daß er ihm nicht mehr entgehen kann, und alles das, um sich den Genuß noch zu steigern.

Ich erzählte ihm natürlich alles, alles vom ersten Anfang an, und erzählte vielleicht eine Stunde lang. Und wie hätte es auch anders sein können; ich hatte schon vorher von Begierde zu reden gebrannt. Ich begann mit unserer allerersten Begegnung, damals beim alten Fürsten, nach ihrer Ankunft aus Moskau; dann erzählte ich, wie das alles Schritt für Schritt weitergegangen war. Ich ließ nichts weg und konnte auch nichts weglassen; er selbst führte mich auf vieles hin, erriet vieles und half mir ein. Manchmal schien es mir, als gehe etwas Zauberhaftes vor, als habe er jedesmal während dieser ganzen zwei Monate dort irgendwo hinter der Tür gesessen oder gestanden: er wußte jede meiner Gebärden, jedes meiner Gefühle voraus. Ich empfand einen unbeschreiblichen Genuß bei dieser Beichte, die ich ihm ablegte; denn ich gewahrte bei ihm eine so herzliche Milde, ein so feines psychologisches Verständnis, eine so erstaunliche Fähigkeit, aus dem vierten Teile eines Wortes einen ganzen Satz zu erraten. Er hörte mit zarter

Teilnahme zu wie eine Frau. Vor allen Dingen verstand er es so einzurichten, daß ich mich über nichts schämte; manchmal hielt er mich bei irgendeiner Einzelheit fest, oft unterbrach er mich und wiederholte eindringlich die Bitte: „Vergiß die Einzelheiten nicht; vor allen Dingen vergiß nicht die Einzelheiten: je kleiner ein Nebenumstand ist, um so wichtiger ist er mitunter.“ In dieser Weise unterbrach er mich mehrere Male. Oh, selbstverständlich redete ich anfänglich sehr von oben herab, als ob ich hoch über ihr stände; aber bald wurde meine Darstellung wahrheitsgemäß. Ich erzählte ihm aufrichtig, daß ich nahe daran gewesen war, mich hinzuwerfen und die Stelle des Fußbodens zu küssen, wo ihr Fuß gestanden hatte. Das Schönste, Prächtigste war, daß er ein vollkommenes Verständnis dafür besaß, daß sie unter der Angst wegen jenes Schriftstückes leiden und gleichzeitig doch das sittlich reine, untadelige Wesen bleiben könne, als das sie sich mir heute gezeigt hatte. Ebenso hatte er ein vollkommenes Verständnis für den Ausdruck „Student“. Aber als ich schon ziemlich an das Ende meines Berichtes gelangt war, bemerkte ich, daß durch sein gutherziges Lächeln hindurch von Zeit zu Zeit eine starke Ungeduld, eine gewisse Zerstreutheit und Nervosität in seinem Blicke sichtbar wurde. Als ich zu dem Schriftstück gekommen war, überlegte ich mir im stillen, ob ich ihm die ganze Wahrheit sagen sollte oder nicht, – und ich sagte sie ihm nicht, trotz all meiner Begeisterung. Das notiere ich hier zur Erinnerung für mein ganzes Leben. Ich setzte ihm die Sache ebenso auseinander wie ihr, das heißt, indem ich Krafft ins Spiel brachte. Seine Augen begannen zu glühen; eine sonderbare Falte bildete sich vorübergehend auf seiner Stirn, eine sehr finstere Falte.

„Was diesen Brief betrifft, erinnerst du dich auch ganz genau, mein Lieber, daß Krafft ihn an der Kerze verbrannt hat? Irrst du dich da nicht?“

„Nein, ich irre mich nicht,“ versicherte ich.

„Die Sache ist die, daß dieses Schriftstück für sie von größter Wichtigkeit ist, und wenn du es heute in Händen hättest, so könntest du heute . . .“ (Aber was ich „könnte“, das sagte er nicht mehr.) „Also wie ist's? Hast du es jetzt nicht in Händen?“

Innerlich fuhr ich heftig zusammen, aber äußerlich nicht. Äußerlich verriet ich mich durch nichts und zuckte nicht einmal mit den Wimpern; aber ich wollte immer noch nicht glauben, daß die Frage ernst gemeint sei.

„Wie meinen Sie das: ‚in Händen haben‘? Jetzt soll ich es in Händen haben? Aber wenn es doch Krafft damals verbrannt hat?“

„Hat er das getan?“ fragte er, indem er einen brennenden, starren Blick auf mich richtete, der mir unvergeßlich ist. Übrigens lächelte er wieder; aber sein ganzer bisheriger gutmütiger, frauenhafter Gesichtsausdruck war plötzlich verschwunden. Seine Miene zeigte eine gewisse Unsicherheit und Verwirrung; seine Zerstreutheit nahm immer mehr zu. Hätte er sich damals mehr in seiner Gewalt gehabt, nämlich in dem Maße, wie es bisher der Fall gewesen war, so würde er diese Frage wegen jenes Schriftstücks nicht an mich gerichtet haben; wenn er es doch tat, so tat er es sicherlich, weil er selbst die ruhige Überlegung verloren hatte. Übrigens rede ich so erst jetzt; damals aber verstand ich die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, nicht so schnell; ich flog immer noch durch die Luft, und in meiner Seele klang immer noch dieselbe Musik. Aber meine Erzählung war beendet; ich sah ihn an.

„Aber eines ist doch wunderlich," sagte er auf einmal, als ich schon alles bis auf das letzte Tüpfelchen erzählt hatte, „eines ist doch sehr sonderbar, mein Freund: du sagst, daß du von drei bis vier dort gewesen bist und Tatjana Pawlowna nicht zu Hause war?"

„Genau von drei bis halb fünf."

„Na, und nun denk dir mal, ich kam zu Tatjana Pawlowna Punkt halb vier, auf die Minute, und traf sie in der Küche: ich gehe ja fast immer über die Hintertreppe zu ihr hinauf."

„Wie? Sie haben sie in der Küche getroffen?" rief ich und bog mich erstaunt zurück.

„Ja, und sie erklärte mir, sie könne meinen Besuch nicht annehmen; ich blieb nur ein paar Minuten bei ihr; ich war auch nur herangekommen, um sie zum Mittagessen einzuladen."

„Vielleicht war sie eben erst von irgendeinem Gange nach Hause zurückgekehrt?"

„Das kann ich nicht sagen – übrigens nein: sie hatte ihre offene Hausjacke an. Das war genau um halb vier."

„Aber . . . Tatjana Pawlowna hat Ihnen nicht gesagt, daß ich da war?"

„Nein, sie hat mir nicht gesagt, daß du da warst . . . Sonst hätte ich es ja gewußt und dich nicht danach gefragt."

„Hören Sie mal, das ist sehr wichtig . . ."

„Ja . . . das kommt darauf an, von welchem Standpunkte man es ansieht; du bist ja sogar ganz blaß geworden, mein Lieber; übrigens, was ist denn eigentlich daran so wichtig?"

„Man hat sich über mich lustig gemacht wie über ein kleines Kind!"

„Sie hat sich einfach ‚vor deinem heißen Blute gefürchtet‘, wie sie sich selbst dir gegenüber ausgedrückt hat; na, und da hat sie sich durch Tatjana Pawlownas Anwesenheit sichern wollen."

„Aber, mein Gott, was war das für ein hinterlistiges Verfahren! Hören Sie nur, sie hat mich das alles vor den Ohren einer dritten Person aussprechen lassen, vor Tatjana Pawlownas Ohren; die hat also alles gehört, was ich da heute gesagt habe! Das ... es ist ja schrecklich, sich das auch nur vorzustellen!"

„C'est selon, mon cher. Und überdies hast du ja selbst vorhin von der Toleranz gesprochen, die man den Frauen gegenüber überhaupt üben müsse, und ausgerufen: ‚Es lebe die Toleranz!‘"

„Wenn ich Othello wäre und Sie Jago, so hätten Sie Ihre Sache nicht besser machen können ... übrigens, ich lache darüber! Von einem Othello kann hier nicht die Rede sein, weil gar keine derartigen Beziehungen vorhanden sind. Und warum sollte ich auch nicht darüber lachen? Mag es auch so gewesen sein! Ich glaube dennoch an das, was unendlich viel höher ist als ich, und lasse mir mein Ideal nicht rauben! ... Wenn es ein Scherz von ihrer Seite war, so verzeihe ich ihr. Ein Scherz mit einem armseligen, unreifen jungen Menschen – meinetwegen! Ich habe mich ja auch nicht besser gemacht, als ich bin; aber der Student, der Student ist doch trotz alledem in ihrem Herzen gewesen und geblieben; da ist er, und da wird er bleiben! Genug davon! Hören Sie, wie denken Sie darüber: soll ich gleich zu ihr hinfahren, um die ganze Wahrheit zu erfahren?"

Ich sagte: „Ich lache darüber"; aber die Tränen standen mir in den Augen.

„Warum nicht? Fahre hin, mein Freund, wenn du Lust dazu hast.“

„Ich habe mich sozusagen seelisch dadurch beschmutzt, daß ich Ihnen das alles erzählt habe. Seien Sie mir nicht böse, Sie Lieber, Guter; aber über eine Frau (ich wiederhole es), über eine Frau darf man einem Dritten nichts mitteilen; ein Vertrauter wird das, was man ihm sagt, doch nicht verstehen. Selbst ein Engel würde es nicht können. Wenn man eine Frau achtet, so soll man sich keinen Vertrauten anschaffen, und wenn man sich selbst achtet, so soll man es ebenfalls nicht tun! Ich achte mich selbst jetzt nicht. Auf Wiedersehen, ich kann es mir nicht verzeihen . . .“

„Höre auf, mein Lieber, du übertreibst die Sache. Du sagst ja selbst, daß nichts vorgelegen habe.“

Wir traten auf die Kanalstraße hinaus und schickten uns an, voneinander Abschied zu nehmen.

„Wirst du mich denn niemals herzlich und kindlich küssen, wie ein Sohn seinen Vater küßt?“ fragte er, und seine Stimme bebte dabei eigentümlich.

Ich küßte ihn mit heißer Empfindung.

„Mein lieber Junge . . . bleib immer so reinen Herzens, wie du jetzt bist!“

Ich hatte ihn noch nie in meinem Leben geküßt und war nie auf den Gedanken gekommen, daß er selbst einen solchen Wunsch haben könne.

## Sechstes Kapitel

### I

„Natürlich fahre ich hin!“ beschloß ich, während ich eilig nach Hause ging; „sofort fahre ich hin! Es ist sehr wahr=

scheinlich, daß ich sie allein zu Hause treffe; aber ob ich sie nun allein treffe oder jemand bei ihr ist, das ist ganz egal: ich kann sie herausrufen lassen. Sie wird mich empfangen; sie wird sich wundern, aber mich empfangen. Und wenn sie mich nicht empfangen sollte, so werde ich darauf bestehen, daß sie mich empfängt; ich werde hineinsagen lassen, es sei dringend notwendig. Sie wird glauben, es sei etwas wegen des Schriftstücks, und wird mich empfangen. Und ich werde erfahren, wie sich die Geschichte mit Tatjana verhält, und dann ... ja, was dann? Wenn ich ihr unrecht getan habe, so werde ich es durch verdoppelte Ergebenheit wieder gutmachen; wenn ich aber im Rechte bin und sie schuldig ist, dann ist ja alles zu Ende! Dann ist ja unter allen Umständen alles zu Ende! Was habe ich dann noch zu verlieren? Ich habe nichts mehr zu verlieren. Ich fahre hin! Ich fahre hin!"

Und dennoch ... Ich werde es nie vergessen und mich immer mit Stolz daran erinnern, daß ich nicht hinfuhr! Niemand wird es erfahren; es wird mit mir begraben werden; es genügt, daß ich selbst es weiß, und daß ich in einem solchen Augenblicke eines so edlen Verhaltens fähig war! „Es ist eine Versuchung; aber ich werde ihr nicht unterliegen," sagte ich mir schließlich, nachdem ich zu ruhiger Überlegung gekommen war. „Man hat mich durch eine angebliche Tatsache in Schrecken setzen wollen; aber ich habe nicht daran geglaubt, habe den Glauben an ihre sittliche Reinheit nicht verloren! Und zu welchem Zwecke sollte ich hinfahren, wonach sollte ich mich erkundigen? Ist sie etwa verpflichtet, so unbedingt an mich, an meine sittliche Reinheit zu glauben, wie ich an sie glaube? Darf sie sich nicht vor meinem ‚heißen Blute' fürchten und sich durch Tatjana Pawlownas Anwesenheit sichern? Ich habe mir in ihren

Augen noch kein unbeschränktes Vertrauen verdient. Mag sie meinetwegen in Unkenntnis darüber bleiben, daß ich ein solches Vertrauen in Wirklichkeit doch verdiene, daß ich mich durch Versuchungen nicht verlocken lasse, daß ich böswilligen Verleumdungen über sie keinen Glauben schenke: dafür weiß ich es selbst und werde mich deswegen hochachten. Ich werde mein Gefühl hochachten. O ja, sie hat es so eingerichtet, daß ich das alles vor Tatjanas Ohren aussprach; sie hat es so eingerichtet, daß Tatjana Zeugin war; sie wußte, daß Tatjana dasaß und horchte (denn die mußte einfach horchen); sie wußte, daß die über mich lachte, – es ist furchtbar, furchtbar! Aber ... aber wenn es ihr unmöglich war, das zu vermeiden? Was konnte sie denn in der Lage von vorhin sonst tun, und wie kann ich sie deswegen anklagen? Ich habe sie ja heute selbst mit dem, was ich zu ihr über Krafft sagte, belogen; ich habe sie ja auch meinerseits betrogen, weil es mir ebenfalls unmöglich war, das zu vermeiden, und ich habe unfreiwillig und unschuldigerweise gelogen. „Mein Gott!" rief ich plötzlich, und ein qualvolles Gefühl der Scham trieb mir das Blut ins Gesicht, „und was habe ich selbst, ich selbst soeben getan? Habe ich nicht eben dieser Tatjana gegenüber mich gerühmt, daß sie mir ihre Liebe gestanden habe, und habe ich nicht soeben alles Wersilow erzählt? Aber was rede ich? Da ist doch ein großer Unterschied. Hier handelte es sich nur um das Schriftstück; in Wirklichkeit habe ich Wersilow nur von dem Schriftstück Mitteilung gemacht, denn weiter hatte ich gar nichts mitzuteilen und konnte auch gar nichts mitzuteilen haben. Habe ich ihm nicht von vornherein laut und energisch versichert, daß zwischen uns nichts vorgefallen sei? Er ist doch ein Mensch, der Verständnis hat. Hm! Aber was glüht doch selbst

heute noch in seinem Herzen für ein Haß gegen diese Frau! Was für ein Drama muß sich damals zwischen ihnen abgespielt haben, und aus welchem Anlaß? Gewiß aus Selbstsucht! Wersilow ist keines anderen Gefühles fähig als einer grenzenlosen Selbstsucht!"

Ja, dieser letzte Gedanke stieg damals in mir auf, ohne daß ich ihn eigentlich beachtet hätte. Solche Gedanken zogen mir damals, einer nach dem andern, durch den Kopf, und ich war gegen mich völlig aufrichtig! Ich machte mir nichts vor, ich suchte mich nicht selbst zu täuschen; und wenn ich damals, in jenem Augenblicke, ein und das andere nicht begriff, so kam das nur von meinem unzulänglichen Verstande her, nicht etwa daher, daß ich mich selbst in jesuitischer Weise betrogen hätte.

Ich kehrte in sehr lebhafter Erregung nach Hause zurück und befand mich, ohne recht zu wissen warum, in sehr heiterer Stimmung, obwohl in meinem Kopfe eine große Unklarheit herrschte. Aber ich fürchtete mich davor, meine Gefühle genauer zu prüfen, und gab mir alle Mühe, mich zu zerstreuen. Ich ging sogleich zu meiner Wirtin: es hatte in der Tat zwischen ihr und ihrem Manne einen argen Krach gegeben. Sie war eine hochgradig schwindsüchtige Frau, vielleicht gutherzig, aber wie alle schwindsüchtigen Frauen sehr launisch. Ich machte mich sogleich daran, die beiden miteinander zu versöhnen, und ging auch zu dem andern Chambregarnisten, einem sehr groben, pockennarbigen, dummen, höchst eingebildeten Bankbeamten namens Tscherwjakow, den ich selbst nicht leiden konnte, mit dem ich aber doch in gutem Einvernehmen lebte, weil ich gemein genug war, oft mit ihm zusammen unsern Wirt Peter Ippolitowitsch zu hänseln. Ich redete ihm sogleich das Ausziehen aus; aber er hätte diese Absicht auch wohl

von selbst nicht zur Ausführung gebracht. Schließlich gelang es mir, die Wirtin vollständig zu beruhigen, und überdies brachte ich es fertig, ihr das Kopfkissen vorzüglich zurechtzulegen: „So gut hat es Peter Ippolitowitsch nie verstanden," sagte sie schadenfroh. Darauf beschäftigte ich mich in der Küche mit ihren Senfpflastern und machte ihr eigenhändig zwei vorzügliche derartige Pflaster zurecht. Der arme Peter Ippolitowitsch sah mir dabei nur zu und beneidete mich um meine Geschicklichkeit; aber ich erlaubte ihm nicht, die Pflaster auch nur zu berühren, und wurde für meine Leistung buchstäblich mit Tränen der Dankbarkeit belohnt. Aber ich erinnere mich, auf einmal wurde mir das alles gräßlich zuwider, und ich wurde mir bewußt, daß ich der Kranken gar nicht aus Gutherzigkeit behilflich gewesen war, sondern aus irgendwelchem ganz andern Grunde.

Ich wartete mit nervöser Ungeduld auf Matwjei: ich hatte mir vorgenommen, an diesem Abend zum letztenmal das Glück zu versuchen, und ... und auch davon abgesehen fühlte ich ein gewaltiges Bedürfnis zu spielen; sonst wäre mir der Abend unerträglich gewesen. Wenn ich nicht anderswohin gefahren wäre, würde ich es vielleicht nicht ausgehalten haben und zu ihr gefahren sein. Matwjei mußte bald erscheinen; aber auf einmal öffnete sich die Tür, und es trat ein unerwarteter Besuch ein: Darja Onisimowna. Ich runzelte die Stirn und wunderte mich. Sie kannte meine Adresse, da sie schon einmal in Mamas Auftrage bei mir gewesen war. Ich forderte sie auf, Platz zu nehmen, und sah sie fragend an. Sie sagte nichts, sondern blickte mir gerade in die Augen und lächelte demütig.

„Sie kommen wohl von Lisa?" fragte ich, da mir dies gerade einfiel.

„Nein, ich komme nur so."

Ich teilte ihr mit, daß ich gleich wegfahren müsse; sie antwortete wieder, sie sei „nur so“ gekommen und werde sogleich wieder weggehen. Sie tat mir auf einmal leid, ich wußte nicht warum. Ich bemerke, daß ihr von uns allen, von Mama und besonders von Tatjana Pawlowna, viel Teilnahme erwiesen worden war; aber nachdem es gelungen war, sie bei Frau Stolbejewa unterzubringen, hatten die Unsrigen alle gewissermaßen angefangen, sie zu vergessen, vielleicht mit Ausnahme von Lisa, die häufig zu ihr ging. Die Schuld an dieser Lockerung der Beziehungen trug wohl Darja Onisimowna selbst, die trotz all ihrer Demut und ihres einschmeichelnden Lächelns eine starke Neigung sich abzusondern und unsichtbar zu machen besaß. Mir für meine Person mißfiel dieses ihr Lächeln sehr, sowie daß sie ihrem Gesichte offenbar immer einen gekünstelten Ausdruck verlieh, und es war mir auch sogar schon einmal der Gedanke gekommen, daß sie nicht gerade lange um ihre Olga getrauert habe. Aber diesmal tat sie mir, ich weiß nicht warum, leid.

Und siehe da, auf einmal beugte sie sich, ohne ein Wort zu sagen, vor, senkte den Kopf herab, streckte beide Arme vor, faßte mich um die Taille und legte ihr Gesicht auf meine Knie. Sie ergriff meine Hand, so daß ich glaubte, sie wolle sie küssen; aber sie führte sie an ihre Augen, und ein Strom heißer Tränen ergoß sich über sie. Ihr ganzer Leib wurde von dem Schluchzen erschüttert; aber sie weinte still. Mein Herz zog sich krampfhaft zusammen, wiewohl ich gleichzeitig eine Art von Ärger verspürte. Aber sie umschlang mich ganz vertrauensvoll, ohne irgendwie zu fürchten, daß ich darüber böse werden könnte, trotzdem sie mich den Augenblick vorher so ängstlich und sklavisch angelächelt hatte. Ich bat sie, sich zu beruhigen.

„Lieber, bester Herr, ich weiß gar nicht mehr, was ich machen soll. Wenn es dämmrig wird, kann ich es nicht mehr aushalten: es treibt mich auf die Straße, in die Dunkelheit hinaus. Und was mich hinaustreibt, das ist eine seltsame Vorstellung. Es hat sich in meinem Kopfe so eine Vorstellung festgesetzt, daß ich, sobald ich hinauskomme, sie auf einmal auf der Straße treffen werde. Ich gehe so dahin und meine, sie zu sehen. Das heißt, es sind andere Leute, die da gehen; aber ich gehe mit Absicht hinter ihnen her und denke: ‚Ist sie das nicht? Ist das nicht meine Olga?‘ Und so denke ich und denke ich immerzu. Und zuletzt werde ich ganz dumm im Kopfe, und ich stoße immer gegen die Leute: ganz übel wird mir dabei. Wie eine Betrunkene torkele ich, und manche lachen über mich. Ich lebe schon ganz zurückgezogen und gehe zu keinem Menschen. Denn wohin ich auch komme, es wird mir nur noch schlechter. Da kam ich nun eben bei Ihrem Hause vorbei und dachte: ‚Ich will zu ihm herangehen; er ist von allen der Beste und war auch damals mit dabei.‘ Liebster Herr, verzeihen Sie mir armem Weibe; ich gehe gleich wieder weg . . .“

Sie stand plötzlich auf und wollte eilig fort. In diesem Augenblicke kam gerade Matwjei; ich ließ sie zu mir in den Schlitten steigen und brachte sie unterwegs zu ihrem Hause, zur Wohnung der Frau Stolbejewa.

## II

In der letzten Zeit hatte ich häufig den Roulette-Spielsaal eines Herrn Serschtschikow besucht. Vorher hatte ich drei andere Häuser frequentiert, immer mit dem Fürsten zusammen, der mich dort eingeführt hatte. In einem dieser Häuser wurde besonders Pharo gespielt, und zwar mit sehr hohen Einsätzen. Aber dort hatte ich mich

nicht wohlgefühlt: ich sah, daß es da nur für solche Leute hübsch war, die über sehr viel Geld verfügten, und daß überdies dort sehr viele hochmütige Menschen und Angehörige der protzigen Jugend der höchsten Kreise zu verkehren pflegten. Gerade das liebte der Fürst; er liebte sowohl das Spiel als auch den Umgang mit dieser vornehmen Clique. Ich bemerkte, daß er an diesen Abenden, wenn er auch manchmal mit mir zusammen eintrat, doch im Laufe des Abends sich von mir fernhielt und mich mit niemand von „seinen Leuten" bekannt machte. Ich aber machte ganz den Eindruck eines Wilden, und mitunter sogar in dem Grade, daß ich dadurch die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich zog. Am Spieltisch machte es sich manchmal so, daß ich mit diesem oder jenem ins Gespräch kam; aber als ich einmal am andern Tage in denselben Räumen ein Herrchen zu begrüßen versuchte, mit dem ich am vorhergehenden Abend nicht nur geredet, sondern neben dem ich auch gesessen, mit dem ich gelacht und dem ich sogar zwei Karten empfohlen hatte, auf die er dann gewann: da (sollte man's glauben?) erkannte er mich gar nicht wieder. Oder es war vielmehr noch ärger: er blickte mich mit gekünstelter Verwunderung an und ging lächelnd vorüber. So blieb ich denn bald dort fort und besuchte mit besonderer Leidenschaft ein Spiellokal sehr niedrigen Ranges. Es war ein ziemlich unbedeutender, kleiner Roulettezirkel, den eine Maitresse unterhielt, obgleich sie für ihre Person nie im Saale erschien. Es herrschte dort ein sehr ungenierter Ton, und obgleich auch Offiziere und reiche Kaufleute dort verkehrten, ging doch alles recht schmierig zu, was übrigens auf viele Leute sogar anziehend wirkte. Außerdem hatte ich dort oft Glück im Spiel. Aber auch den Besuch dieses Lokals stellte ich nach einem un-

erquicklichen Vorfalle ein, der sich in der Hitze des Spieles zugetragen und mit einer Prügelei zwischen zwei Spielern geendet hatte, und verkehrte seitdem bei Serschtschikow, bei dem mich auch wieder der Fürst eingeführt hatte. Dieser Serschtschikow war ein Stabsrittmeister a. D., und der Ton an seinen Spielabenden war ganz erträglich, militärisch, von peinlicher Genauigkeit in der Beobachtung der Formen der Ehre, kurz und sachlich. Spaßvögel zum Beispiel und starke Trinker ließen sich dort nicht blicken. Außerdem wurde dort nicht zum Scherz gespielt! Die Spiele waren Pharo und Roulette. Vor diesem Abend, dem fünfzehnten November, war ich erst ein paarmal dagewesen, und Serschtschikow schien mich von Gesicht zu kennen; aber Bekannte hatte ich dort noch keinen einzigen. Es traf sich so, daß auch der Fürst und Darsan an diesem Abende erst gegen Mitternacht erschienen, auf dem Heimwege aus jenem vornehmen Spielzirkel, dessen Besuch ich aufgegeben hatte; auf diese Weise war ich an diesem Abend in dem fremden Menschenschwarm wie verraten und verkauft.

Wenn ich einen Leser hätte und dieser alles gelesen hätte, was ich schon über meine Erlebnisse niedergeschrieben habe, so brauchte ich ihm ohne Zweifel nicht erst mitzuteilen, daß ich entschieden für keine Form der Geselligkeit geschaffen bin. Vor allen Dingen verstehe ich absolut nicht, mich in Gesellschaft zu benehmen. Wenn ich irgendwo eintrete, wo viele Menschen zusammen sind, so habe ich immer ein Gefühl, als ob alle Blicke elektrische Funken auf mich überspringen ließen. Ich bekomme geradezu einen Krampf, einen physischen Krampf, sogar an solchen Orten wie im Theater, von Privathäusern ganz zu geschweigen. In allen diesen Spielzirkeln habe ich es schlechterdings nicht ver-

standen, mir eine angemessene Haltung zu eigen zu machen: bald saß ich da und machte mir wegen meiner übermäßigen Sanftmut und Höflichkeit Vorwürfe; bald stand ich plötzlich auf und beging irgendwelche Grobheit. Und demgegenüber, was für wertlose Subjekte, im Vergleich mit mir, verstanden es dort, eine bewundernswerte Haltung zu bewahren, – und gerade das erboste mich am ärgsten, so daß ich das kalte Blut immer mehr und mehr verlor. Ich sage es geradeheraus: nicht erst jetzt, sondern auch damals schon war mir diese ganze Gesellschaft, ja auch das Gewinnen selbst (wenn ich schon alles sagen soll) schließlich zum Ekel und zur Qual geworden. Geradezu zur Qual. Natürlich empfand ich einen außerordentlichen Genuß dabei, aber dieser Genuß war mit Qual gepaart; das alles, das heißt diese Menschen, das Spiel und vor allen Dingen ich selbst mit ihnen zusammen, erschien mir als etwas schrecklich Schmutziges. „Ich will nur erst gewinnen; dann wende ich der ganzen Geschichte den Rücken!" sagte ich jedesmal zu mir selbst, wenn ich mich beim Morgengrauen nach einer durchspielten Nacht in meiner Wohnung schlafen legte. Und was nun wieder das Gewinnen anlangte, so muß man von vornherein bedenken, daß ich das Geld überhaupt nicht leidenschaftlich liebte. Das heißt, ich will nicht die abgeschmackten Gemeinplätze wiederholen, die gewöhnlich bei solchen Behauptungen vorgebracht werden, als hätte ich nur um des Spieles willen gespielt, um der Aufregung, des Genusses, des Wagnisses willen usw., und nicht um des pekuniären Vorteils willen. Ich hatte Geld dringend nötig, und obwohl das nicht der von mir in Aussicht genommene Weg, nicht „meine Idee" war, so dachte ich damals doch: „So oder so!" und beschloß, in Gestalt eines Experimentes es auch auf diesem Wege zu

versuchen. Dabei regte mich immer ein hartnäckiger Gedanke auf: „Du bist doch zu der Überzeugung gelangt, daß du unbedingt Millionär werden kannst, lediglich weil du die dazu erforderliche Charakterstärke besitzt; von dieser Charakterstärke hast du ja schon durch eine Probe den Beweis geliefert, so dokumentiere sie denn nun auch hier: ist denn etwa für das Roulette mehr Charakterstärke erforderlich als für deine Idee?" Das war's, was ich mir fortwährend wiederholte. Ich halte bis auf den heutigen Tag an der Überzeugung fest, daß man beim Hasardspiel, wenn man sich nur völlige Seelenruhe und damit auch die ganze Schärfe des Verstandes und der Berechnung bewahrt, mit Notwendigkeit die Plumpheit des blinden Zufalls überwinden und gewinnen muß; daher mußte es mich damals naturgemäß immer mehr aufbringen, als ich sah, wie ich alle Augenblicke meine Ruhe verlor und mich wie ein kleiner Junge hinreißen ließ. „Ich, der den Hunger ertragen konnte, vermag mich bei einer solchen Dummheit nicht zu beherrschen!" Das war's, was mich nervös machte. Dazu kam noch eines: das Bewußtsein, daß, wie lächerlich und gering ich auch erscheinen mochte, doch in meinem Innern jener Schatz von Kraft verborgen liege, der alle diese Menschen seinerzeit dazu zwingen werde, ihre Meinung über mich zu ändern; dieses Bewußtsein bildete damals (fast schon seit meinen traurigen Kinderjahren) die einzige Quelle meines Lebens, mein Licht und meinen Stolz, meine Waffe und meinen Trost; sonst hätte ich mir vielleicht schon als Kind das Leben genommen. Und daher war ich notwendigerweise über mich selbst empört, wenn ich sah, in was für ein klägliches Wesen ich mich am Spieltische verwandelte. Das war der Grund, weshalb ich nicht mehr vom Spiele ablassen konnte: jetzt

erkenne ich das alles mit voller Deutlichkeit. Von diesem Hauptgrunde abgesehen, litt auch meine kleinliche Eitelkeit: meine Spielverluste erniedrigten mich dem Fürsten gegenüber, Wersilow gegenüber (obgleich der letztere es nicht der Mühe für wert hielt, ein Wort darüber zu sprechen), allen gegenüber, sogar Tatjana gegenüber; das war wenigstens meine Auffassung, meine Empfindung. Schließlich will ich noch ein Bekenntnis ablegen: ich war damals schon verdorben; es wurde mir schon schwer, auf ein aus sieben Gängen bestehendes Diner im Restaurant, auf Matwjei, auf die Anzüge aus dem Englischen Magazin, auf die gute Meinung, die mein Friseur von mir hatte, na und auf all solche Dinge zu verzichten. Ich war mir auch damals schon dessen bewußt, unterdrückte aber dieses peinliche Bewußtsein absichtlich; jetzt, wo ich dies niederschreibe, erröte ich vor Beschämung.

## III

Ich war allein eingetreten und befand mich nun in einer Schar unbekannter Menschen; so ließ ich mich denn zunächst an einer Ecke des Tisches nieder, setzte nur kleine Beträge und saß so etwa zwei Stunden lang, ohne mich zu rühren. Diese ganzen zwei Stunden über trug das Spiel einen sehr farblosen Charakter; es war weder nach der einen noch nach der andern Seite hin interessant. Ich ließ wundervolle Chancen unbenutzt und gab mir alle Mühe, nicht ärgerlich zu werden, sondern durch Kaltblütigkeit und vorsichtiges Spiel etwas zu erreichen. Schließlich ergab sich, daß ich in den ganzen zwei Stunden weder verloren noch gewonnen hatte: von den dreihundert Rubeln hatte ich zehn, fünfzehn Rubel verspielt. Dieses elende Resultat erboste mich, und überdies begab sich noch ein unangenehmer

Zwischenfall. Ich weiß, daß in diesen Roulettesälen manchmal Diebe vorkommen, das heißt nicht solche von der Straße, sondern einfach Mitglieder der Spielgesellschaft. So bin ich zum Beispiel überzeugt, daß der bekannte Spieler Afjerdow ein Dieb ist; er spielt auch jetzt noch in der Stadt eine Rolle, er ist mir erst kürzlich in seiner eigenen Equipage mit zwei Ponys davor begegnet; aber er ist ein Dieb und hat mich bestohlen. Aber die Hauptgeschichte folgt erst später; an diesem Abend trug sich erst das Vorspiel davon zu. Ich saß diese ganzen zwei Stunden lang an einer Ecke des Tisches, und links neben mir hatte die ganze Zeit über so ein Talmi-Elegant seinen Platz, ich glaube, ein Judenjüngling; er ist übrigens irgendwo Kompagnon, schreibt sogar etwas und läßt es drucken. Im allerletzten Augenblick gewann ich plötzlich zwanzig Rubel. Die beiden roten Banknoten lagen vor mir, und auf einmal sah ich, wie dieser Judenjüngling die Hand ausstreckte und mit der größten Seelenruhe eine meiner Banknoten zu sich heranzog. Ich erhob Einspruch; aber er erklärte mir mit der unverschämtesten Miene und ohne die Stimme zu erheben, das sei sein Gewinn, er habe soeben selbst gesetzt und gewonnen; er wollte das Gespräch nicht einmal fortsetzen und wandte sich von mir ab. Leider befand ich mich in jenem Augenblicke gerade in einer sehr dummen Gemütsverfassung; ich plante etwas Großes, und so ließ ich denn die Sache schießen, stand schnell auf und ging weg; ich wollte mich mit ihm nicht herumstreiten und schenkte ihm die zehn Rubel. Und es wäre auch schwer gewesen, diese Geschichte mit dem frechen Diebe zum Austrag zu bringen, da ich den richtigen Augenblick bereits hatte vorübergehen lassen: das Spiel hatte schon seinen Fortgang genommen. Und eben das war nun von meiner

Seite ein gewaltiger Fehler, der sich in der Folge schwer rächte: drei oder vier Spieler in unserer Nähe hatten unseren Wortwechsel bemerkt, und da sie sahen, daß ich so leicht nachgab, hielten sie mich wahrscheinlich selbst für ein solches Subjekt. Es war gerade Mitternacht; ich ging in das anstoßende Zimmer, dachte ein Weilchen nach, entwarf einen neuen Plan, und als ich zurückgekehrt war, wechselte ich mir beim Bankhalter meine Banknoten in Halbimperiale um. Ich hatte deren nun etwas über vierzig Stück. Ich teilte sie in zehn gleiche Teile und beschloß, zehnmal hintereinander auf zéro zu setzen, jedesmal vier Halbimperiale, einmal nach dem andern. „Gewinne ich, so ist das mein Glück; verliere ich, um so besser; dann werde ich nie wieder spielen." Ich bemerke noch, daß in diesen ganzen zwei Stunden zéro nicht ein einziges Mal herausgekommen war, so daß schließlich niemand mehr auf zéro setzte.

Ich setzte im Stehen, schweigend, mit finsterem Gesichte und zusammengebissenen Zähnen. Bei meinem dritten Einsatz rief Serschtschikow laut: „zéro!" das den ganzen Abend über noch nicht gekommen war. Es wurden mir hundertvierzig Halbimperiale in Gold ausgezahlt. Ich hatte noch sieben Einsätze und fuhr fort zu setzen, obwohl alles um mich herum sich zu drehen und zu tanzen begann.

„Kommen Sie hierher!" rief ich über den ganzen Tisch weg einem Spieler zu, neben dem ich vorher gesessen hatte, einem Herrn im Frack, mit grauem Schnurrbart und rotem Gesichte, der schon mehrere Stunden lang mit unsäglicher Geduld kleine Beträge gesetzt und einen Einsatz nach dem andern verloren hatte. „Kommen Sie hierher! Hier ist Glück!"

„Meinen Sie mich?" antwortete der Schnurrbärtige in einer Art von verwundertem, drohendem Tone vom Ende des Tisches her.

„Ja, Sie! Da werden Sie alles bis auf den letzten Rubel verlieren!"

„Das ist nicht Ihre Sache, und ich ersuche Sie, mich nicht zu belästigen!"

Aber ich konnte mich nicht mehr halten. Mir gegenüber, auf der anderen Seite des Tisches, saß ein älterer Offizier. Als er meine Art zu setzen sah, sagte er halblaut zu seinem Nachbar:

„Sonderbar, zéro. Nein, zu zéro kann ich mich nicht entschließen."

„Entschließen Sie sich nur dazu, Oberst!" rief ich und setzte von neuem.

„Ich ersuche Sie ebenfalls, mich in Ruhe zu lassen und mich mit Ihren Ratschlägen zu verschonen," erwiderte er mir scharf. „Sie schreien hier sehr laut."

„Ich gebe Ihnen ja nur einen guten Rat. Na, wollen wir wetten, daß gleich noch einmal zéro kommt? Zehn Goldstücke, da, mein Wetteinsatz; haben Sie Lust?"

Ich legte zehn Halbimperiale hin.

„Auf zehn Goldstücke wetten? Das kann ich tun," versetzte er mit trockenem Ernst. „Ich wette gegen Sie, daß nicht zéro kommt."

„Auf zehn Louisdor, Oberst."

„Was soll das heißen: ‚auf zehn Louisdor'?"

„Auf zehn Halbimperiale, Oberst; feiner gesagt: auf zehn Louisdor."

„Dann sagen Sie einfach ‚Halbimperiale', und erlauben Sie sich mit mir keine Späße!"

Ich hoffte natürlich nicht darauf, daß ich die Wette ge-

winnen würde; es waren sechsunddreißig Chancen gegen eine, daß zéro nicht kommen werde; aber doch hatte ich die Wette proponiert, erstens, um groß zu tun, und zweitens, weil ich auf irgendeine Weise die allgemeine Aufmerksamkeit auf mich lenken wollte. Ich sah nur zu gut, daß mich hier aus irgendwelchem Grunde niemand leiden konnte, und daß man mich das mit besonderem Vergnügen empfinden ließ. Die Roulette drehte sich, – und wie groß war das allgemeine Erstaunen, als wieder zéro kam! Es erscholl sogar ein allgemeiner Aufschrei. Und nun umnebelte der Rausch des Gewinnens meinen Geist vollständig. Es wurden mir wieder hundertvierzig Halbimperiale ausgezahlt. Serschtschikow fragte mich, ob ich nicht einen Teil davon in Banknoten nehmen wolle; aber ich murmelte nur etwas Unverständliches zur Antwort; denn ich war faktisch nicht mehr imstande, mich ruhig und deutlich auszudrücken. Der Kopf schwindelte mir, und die Beine waren mir schwach geworden. Ich hatte auf einmal das Gefühl, daß ich nun gleich furchtbar gewagt spielen würde; außerdem hatte ich die größte Lust, noch irgend etwas zu unternehmen, jemandem eine Wette anzubieten, jemandem ein paar tausend Rubel auszuzahlen. Mechanisch scharrte ich mit der Handfläche die Banknoten und Goldstücke zusammen, konnte mich aber nicht so weit sammeln, um sie nachzuzählen. In diesem Augenblicke bemerkte ich hinter mir den Fürsten und Darsan; sie waren aus ihrem Pharozirkel gekommen und hatten dort, wie ich nachher erfuhr, alles verspielt.

„Ah, Darsan," rief ich ihm zu. „Hier ist Glück! Setzen Sie auf zéro!"

„Ich habe alles verspielt; ich habe kein Geld," antwortete er trocken.

Der Fürst aber tat seinerseits ganz, als ob er mich nicht bemerke und mich nicht erkenne.

„Da ist Geld!“ rief ich und zeigte auf meinen Goldhaufen. „Wieviel brauchen Sie?“

„Hol’s der Teufel!“ rief Darsan, der ganz rot geworden war. „Ich habe Sie ja wohl nicht um Geld gebeten.“

„Sie werden gerufen,“ sagte Serschtschikow zu mir, mich am Ärmel zupfend.

Derjenige, der mich schon ein paarmal und beinahe schimpfend gerufen hatte, war jener Oberst, welcher die Wette um zehn Halbimperiale an mich verloren hatte.

„Bitte, nehmen Sie!“ rief er, ganz rot vor Zorn. „Ich bin nicht verpflichtet, hier lange vor Ihnen zu stehen; und sonst sagen Sie am Ende nachher, Sie hätten das Geld nicht bekommen. Zählen Sie es nach!“

„Ich glaube es, ich glaube es, Oberst, ich glaube es ohne Nachzählen; nur schreien Sie mich, bitte, nicht so an, und seien Sie nicht so böse!“ erwiderte ich und scharrte das Häufchen Gold mit der Hand zu mir heran.

„Ich ersuche Sie, mein Herr, mit Ihrem Freudenrausche andere Leute zu belästigen, aber nicht mich,“ rief der Oberst in scharfem Tone. „Ich habe nicht mit Ihnen zusammen Schweine gehütet!“

„Sonderbar, daß solche Menschen hier hereingelassen werden; was ist denn das eigentlich für einer? Irgend so ein junger Mensch,“ hörte ich halblaut sagen.

Aber ich kümmerte mich nicht darum, sondern setzte aufs Geratewohl weiter, und zwar jetzt nicht mehr auf zéro. Ich setzte ein ganzes Päckchen Hundertrubelscheine auf die ersten achtzehn Zahlen.

„Wir wollen fahren, Darsan!“ hörte ich hinter mir den Fürsten sagen.

„Nach Hause?“ fragte ich, mich zu ihnen umwendend. „Warten Sie auf mich; wir wollen zusammen fahren; ich mache hier Schluß.“

Mein Einsatz gewann; die gewonnene Summe war eine ganz gewaltige.

„Genug!“ rief ich und begann mit zitternden Händen das Gold, ohne es zu zählen, zusammenzuscharren und in die Taschen zu schütten, sowie die Banknotenhäufchen mit den Fingern ungeschickt zusammenzudrücken, um sie alle zusammen in die Seitentasche zu stecken. Auf einmal legte sich die dicke, beringte Hand Afjerdows, der dicht neben mir saß und ebenfalls hohe Einsätze gemacht hatte, auf drei meiner Hundertrubelscheine und deckte sie zu.

„Erlauben Sie, das ist nicht Ihr Geld,“ sagte er deutlich markiert und in ernstem Tone, jedoch mit ziemlich sanfter Stimme.

Das war nun jenes Vorspiel, das später, einige Tage darauf, solche schwerwiegenden Folgen haben sollte. Jetzt kann ich mit meinem Ehrenworte versichern, daß diese drei Hundertrubelscheine mir gehörten; aber zu meinem Unglück regte sich damals, obgleich ich überzeugt war, daß sie mir gehörten, doch noch eine Spur von Zweifel in mir, und für einen ehrenhaften Menschen ist das ausschlaggebend, und ich bin ein ehrenhafter Mensch. Vor allen Dingen aber wußte ich damals noch nicht bestimmt, daß Afjerdow ein Dieb ist; ich kannte damals noch nicht einmal seinen Namen, so daß ich in jenem Augenblicke tatsächlich denken konnte, ich hätte mich geirrt und diese drei Hundertrubelscheine gehörten nicht zu den mir soeben ausgezahlten. Ich hatte die ganze Zeit über meinen Geldhaufen nicht gezählt und das Geld nur mit den Händen herangescharrt; vor Afjerdow aber hatte ebenfalls die ganze Zeit über Geld

gelegen, und zwar dicht neben dem meinigen, aber wohlgeordnet und gezählt. Und endlich war Afjerdow hier bekannt, wurde für einen reichen Mann gehalten und mit Achtung behandelt: all das übte auch auf mich seine Wirkung aus, und ich protestierte wieder nicht. Ein furchtbarer Fehler! Die größte Dummheit bestand darin, daß ich mich in solcher Ekstase befand.

„Es tut mir sehr leid, daß ich mich nicht genau besinnen kann; aber ich glaube fest, daß es mein Geld ist," sagte ich, und meine Lippen zitterten dabei vor Empörung. Diese Worte riefen bei den Anwesenden sogleich ein Murren hervor.

„Um so etwas zu sagen, muß man sich genau besinnen können, und Sie sagten selbst, daß Sie sich nicht genau besinnen," erwiderte Afjerdow in unerträglich hochmütigem Tone.

„Wer ist denn das eigentlich? Wie kann man so etwas dulden?" wurde von mehreren Seiten gerufen.

„Das ist bei dem Herrn nicht das erstemal; vorhin hatte er mit Rechberg auch einen Streit um einen Zehnrubelschein," ließ sich neben mir eine niederträchtige Stimme vernehmen.

„Na, lassen wir's gut sein, lassen wir's gut sein!" rief ich. „Ich widerspreche nicht, nehmen Sie es nur! Fürst ... wo ist denn der Fürst und Darsan? Weggegangen? Meine Herren, haben Sie nicht gesehen, wohin der Fürst und Darsan gegangen sind?" Und nachdem ich endlich all mein Geld verstaut hatte (nur ein paar Halbimperiale hatte ich noch nicht in die Tasche schieben können und hielt sie in der Hand), stürzte ich davon, um den Fürsten und Darsan einzuholen. Der Leser sieht wohl, daß ich mich nicht schone und mich an dieser Stelle meiner Erzählung

ganz so schildere, wie ich mich damals benahm, mit sämtlichen häßlichen Einzelheiten, damit die späteren Vorgänge verständlich werden.

Der Fürst und Darsan waren schon die Treppe hinuntergestiegen, ohne sich um mein Rufen und Schreien auch nur im geringsten zu kümmern. Ich hatte sie schon eingeholt, blieb aber noch eine Sekunde vor dem Portier stehen und schob ihm (weiß der Teufel, warum) drei Halbimperiale in die Hand; er sah mich erstaunt an und bedankte sich nicht einmal. Aber mir war alles gleich, und wenn Matwjei dagewesen wäre, so hätte ich auch ihm gewiß eine ganze Handvoll Goldstücke gegeben; ja, ich hatte auch wohl schon die Absicht, es zu tun; aber als ich auf die Stufen vor der Haustür hinausgelaufen kam, fiel mir plötzlich ein, daß ich ihn ja schon vorhin nach Hause entlassen hatte. In diesem Augenblicke fuhr der mit einem Berber bespannte Schlitten des Fürsten vor, und dieser stieg ein.

„Ich fahre mit, Fürst; ich will zu Ihnen!" rief ich, griff nach der Schlittendecke und schlug sie zurück, um in seinen Schlitten einzusteigen; aber auf einmal sprang, an mir vorbei, Darsan in den Schlitten, und der Kutscher riß mir die Decke aus der Hand und wickelte sie den Herren um die Beine.

„Hol's der Teufel!" rief ich wütend. Das kam ja gerade so heraus, als ob ich für Darsan wie ein Lakai die Schlittendecke zurückgeschlagen hätte.

„Nach Hause!" rief der Fürst.

„Halt!" brüllte ich und packte den Schlitten; aber das Pferd zog an, und ich kollerte in den Schnee. Es schien mir sogar, als lachten sie. Aufspringend nahm ich mir sofort einen gerade vorüberkommenden Droschkenschlitten

und jagte zum Fürsten, wobei ich das Tempo der Kracke alle Augenblicke durch Zurufe zu beschleunigen suchte.

## IV

Um meinen Ärger noch zu erhöhen, brauchte die Kracke zu dem Wege unglaublich viel Zeit, obwohl ich dem Kutscher einen ganzen Rubel Trinkgeld versprach. Der Erfolg war nur, daß dieser die Peitsche in Bewegung setzte und dem Pferde allerdings für einen Rubel Hiebe verabreichte. Mein Herz wollte aufhören zu schlagen; ich setzte an, um dem Kutscher etwas zu sagen, konnte aber kein vernünftiges Wort herausbringen und murmelte nur irgendwelchen Unsinn. In diesem Zustande stürzte ich zu dem Fürsten ins Zimmer! Er war eben erst angekommen; er hatte Darsan unterwegs bei dessen Wohnung abgesetzt und war allein. Mit bleichem, grimmigem Gesichte ging er im Zimmer auf und ab. Ich wiederhole noch einmal: er hatte im Spiel gewaltig verloren. Mich blickte er mit einer Art von zerstreuter Verwunderung an.

„Sind Sie schon wieder da?" sagte er mit finsterer Miene.

„Ja, um mit Ihnen zu einem Ende zu kommen, mein Herr!" erwiderte ich, nach Atem ringend. „Wie konnten Sie es wagen, mich so zu behandeln?"

Er sah mich fragend an.

„Wenn Sie mit Darsan fahren wollten, so brauchten Sie mir das nur zu sagen; aber Sie befahlen dem Kutscher, das Pferd anzutreiben, und ich . . ."

„Ach ja, Sie fielen ja wohl in den Schnee!" Er lachte mir ins Gesicht.

„Darauf antwortet man mit einer Forderung, und deshalb wollen wir zunächst unsere Rechnung miteinander erledigen."

Und ich machte mich mit zitternden Händen daran, mein Geld herauszuholen und auf das Sofa, auf ein Marmortischchen und sogar auf ein aufgeschlagenes Buch zu legen, handvollweise, in Häufchen, in Päckchen; einige Goldstücke rollten auf den Teppich.

„Ach ja, Sie haben ja wohl gewonnen? . . . Das merkt man an Ihrem Tone."

Noch nie vorher hatte er mit mir in so unverschämter Art gesprochen. Ich war sehr blaß.

„Hier . . . ich weiß nicht, wieviel es ist . . . wir müssen es zählen. Ich bin Ihnen etwa dreitausend Rubel schuldig . . . oder wieviel ist es? . . . Mehr oder weniger?"

„Ich habe Sie ja wohl nicht um die Rückzahlung gemahnt."

„Nein, ich will es Ihnen von selbst zurückgeben, und Sie werden wissen, warum. Ich weiß, daß dieses Päckchen tausend Rubel in Hundertern enthält, da!" Ich versuchte, mit meinen zitternden Händen die Scheine zu zählen, mußte das aber aufgeben. „Ganz egal; ich weiß, daß es tausend sind. Na, also diese tausend Rubel hier werde ich für mich behalten; alles übrige aber, diese Häufchen hier, nehmen Sie als Bezahlung meiner Schuld, als Bezahlung eines Teiles meiner Schuld: das sind hier, glaube ich, etwa zweitausend oder vielleicht auch mehr."

„Aber tausend reservieren Sie doch für sich?" fragte der Fürst mit grinsendem Lächeln.

„Brauchen Sie sie? In diesem Falle . . . ich wollte nur . . . ich hatte gedacht, Sie würden nicht den Wunsch haben . . . aber wenn Sie sie brauchen, so . . . da sind sie . . ."

„Nein, ich brauche sie nicht," antwortete er geringschätzig, wandte sich von mir ab und begann wieder im

Zimmer auf und ab zu gehen. „Und der Teufel weiß, was Ihnen auf einmal eingefallen ist, daß Sie es mir zurückgeben!“ Er wandte sich mit impertinent herausfordernder Miene wieder zu mir.

„Ich gebe es zurück, um von Ihnen Genugtuung fordern zu können!“ schrie ich meinerseits.

„Scheren Sie sich weg mit Ihren ewigen theatralischen Worten und Gebärden!“ schrie er mich an und stampfte wie ein Rasender mit dem Fuße auf den Boden. „Ich wollte Ihnen beiden schon längst mein Haus verbieten, Ihnen und Ihrem Wersilow.“

„Sie haben den Verstand verloren!“ rief ich. Und es machte in der Tat diesen Eindruck.

„Sie haben mich beide ganz zermartert mit Ihren tönenden Phrasen; denn weiter war es nichts als immer nur Phrasen, Phrasen! Über die Ehre zum Beispiel! Pfui Teufel! Ich wollte schon längst mit Ihnen beiden brechen ... Ich freue mich, freue mich wirklich, daß endlich der richtige Augenblick dafür gekommen ist. Ich hielt mich für gebunden und errötete vor Scham darüber, daß ich genötigt war, Sie zu empfangen, Sie beide! Aber jetzt halte ich mich durch nichts mehr für gebunden, durch nichts; das mögen Sie wissen! Ihr Wersilow hat mich dazu aufgehetzt, über Frau Achmakowa herzufallen und sie zu beschimpfen ... Wagen Sie nicht, nach alledem noch zu mir von Ehre zu reden! Denn Sie sind ehrlose Menschen ... alle beide, alle beide; oder haben Sie sich etwa geschämt, Geld von mir anzunehmen?“

Es wurde mir dunkel vor den Augen.

„Ich habe es als Freund von Ihnen angenommen,“ begann ich mit ganz leiser Stimme; „Sie boten es mir selbst an, und ich glaubte an Ihre Zuneigung zu mir ...“

„Ich bin nicht Ihr Freund! Ich habe es Ihnen gegeben, aber nicht deswegen; Sie wissen ja doch selbst, weswegen."

„Ich habe das Geld auf Wersilows Konto angenommen; das war allerdings dumm von mir; aber ich . . ."

„Sie konnten sich auf Wersilows Konto kein Geld geben lassen ohne seine Erlaubnis, und ich konnte Ihnen ohne seine Erlaubnis kein Geld darauf geben . . . Ich habe Ihnen mein eigenes Geld gegeben, und Sie wußten es; Sie wußten es und nahmen das Geld doch, und ich duldete diese verhaßte Komödie in meinem Hause!"

„Was soll ich gewußt haben? Von was für einer Komödie reden Sie? Weshalb haben Sie mir das Geld gegeben?"

„Pour vos beaux yeux, mon cousin!" erwiderte er und lachte mir dabei gerade ins Gesicht.

„Zum Teufel!" brüllte ich. „Nehmen Sie alles; da haben Sie auch noch die tausend Rubel! Jetzt sind wir quitt, und morgen . . ."

Und ich warf nach ihm mit dem Päckchen Banknoten, das ich mir zur Verbesserung meiner Lebenslage hatte reservieren wollen. Das Päckchen traf ihn gerade gegen die Weste und fiel klatschend auf den Fußboden. Schnell, mit drei großen Schritten, trat er gerade auf mich zu.

„Wollen Sie zu behaupten wagen," sagte er in grimmiger Wut, jede Silbe einzeln aussprechend, „daß Sie mein Geld den ganzen Monat über angenommen haben, ohne zu wissen, daß Ihre Schwester von mir schwanger ist?"

„Was? Wie?" schrie ich auf, und plötzlich wurden mir die Beine schwach, und ich sank kraftlos auf das Sofa.

Er selbst hat mir später gesagt, ich sei so weiß geworden wie Leinwand. Die Gedanken verwirrten sich in meinem

Kopfe. Ich erinnere mich, daß wir einander lange schweigend ins Gesicht sahen. Ein Erschrecken schien über sein Gesicht hinzugehen; er beugte sich plötzlich zu mir herab und faßte mich an den Schultern, um mich zu stützen. Ich habe sein starres Lächeln sehr genau im Gedächtnis; in diesem Lächeln lag Mißtrauen und Erstaunen. Ja, er hatte in keiner Weise eine solche Wirkung seiner Worte erwartet, weil er von meiner Schuld überzeugt gewesen war.

Ich wurde schließlich ohnmächtig, aber nur für einen Augenblick; ich kam wieder zu mir, stand auf, sah ihn an, sammelte meine Gedanken – und auf einmal stand die ganze Wahrheit vor meinem Verstande, der so lange geschlafen hatte, offen da! Hätte man mir diese Mitteilung schon vorher gemacht und mich gefragt, was ich mit dem Fürsten in diesem Augenblicke anfangen würde, so hätte ich sicherlich geantwortet, ich würde ihn in Stücke reißen. Aber es geschah etwas ganz anderes, und zwar ganz gegen meinen Willen: ich verbarg auf einmal das Gesicht in meine beiden Hände und weinte und schluchzte bitterlich. Das geschah ganz von selbst! In dem jungen Manne kam plötzlich das kleine Kind zum Vorschein. Meine Seele war also damals noch zur vollen Hälfte die eines kleinen Kindes. Ich fiel wieder auf das Sofa zurück und rief schluchzend: „Lisa, Lisa, du armes, unglückliches Kind!" Da glaubte der Fürst auf einmal vollständig an meine Aufrichtigkeit.

„Mein Gott, wie sehr habe ich Ihnen unrecht getan!" rief er in tiefem Schmerze. „Oh, wie häßlich habe ich von Ihnen in meinem Mißtrauen gedacht ... Verzeihen Sie mir, Arkadi Makarowitsch!"

Ich sprang auf, wollte ihm etwas sagen und trat vor ihn hin; aber ich sagte nichts, sondern lief aus dem Zimmer

und aus der Wohnung. Ich schleppte mich zu Fuß nach Hause und kann mich kaum erinnern, wie ich hinkam. Ich warf mich im Dunkeln auf mein Bett, mit dem Gesicht auf das Kissen, und überließ mich meinen Gedanken. In solchen Augenblicken kann man nie klar und folgerichtig denken. Mein Verstand und meine Einbildungskraft hatten sich gleichsam von dem leitenden Faden losgemacht, und ich gab mich sogar Träumereien über ganz nebensächliche, fremdartige Dinge hin. Aber Kummer und Leid brachten sich schnell wieder durch ein dumpfes Gefühl des Schmerzes in Erinnerung, und ich rang wieder die Hände und rief: „Lisa, Lisa!" und weinte wieder. Ich besinne mich nicht, wie ich einschlief; aber ich schlief fest und süß.

6. bis 10. Tausend.

*

Gedruckt in der Piererschen
Hofbuchdruckerei Stephan
Geibel & Co. in Altenburg



